

Die  
Kirsche  
blühte  
im  
Herbst

A painting of a tree with a lace tablecloth as its base, set against a cloudy sky. The tree is dark and has a dense canopy of small, light-colored blossoms. The base of the tree is a white lace tablecloth with a repeating pattern, which appears to be draped over the ground. The background is a textured, cloudy sky in shades of blue, brown, and white. The overall style is reminiscent of a painting or a book cover illustration.

Jewhen Huzalo

„Sie möchten immer alles glätten,  
Olena Lewkiwna. Alles soll heil,  
harmonisch und ohne Kratzer sein.  
Man hat Ihnen ins Gesicht gespuckt,  
aber Sie wischen es ab, und fertig.“  
Empört schleudert die Kolchos-  
vorsitzende diese Worte der Lehrerin  
Lewkiwna ins Gesicht, der man  
nachts das Haus angezündet hatte  
und die trotzdem nicht wahrhaben will,  
daß sie Feinde unter den Dorfbewohnern  
haben könnte. Hatte sie in diesen  
schweren Nachkriegsjahren  
denn nicht alles getan,  
um Leid und Not lindern zu helfen?  
Aber hatte sie nicht auch  
aus reiner Nächstenliebe Diebstahl  
bemäntelt? Und war sie nicht jetzt  
wieder bereit, sogar Brandstiftung  
zu vertuschen? Mit Güte und Nachsicht  
wollte sie die Menschen erziehen,  
aber sie muß erkennen,  
daß manchmal auch Härte not tut.

Die  
Kirsche  
blühte  
im  
Herbst

JEWHEN HUZALO

---

Die Kirsche blühte  
im Herbst



J E W H E N   H U Z A L O

---

Die Kirsche blühte  
im Herbst

A U F B A U - V E R L A G

ЕВГЕН ГУЦАЛО

## Сільски вчителі щкільний хліб

Aus dem Ukrainischen übersetzt  
von Traute und Günther Stein

1. Auflage 1977

© Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1977 (deutsche Übersetzung)

Alle deutschsprachigen Rechte Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

Einbandgestaltung G. Ruth Mossner

Typographie Willi Fritsch

Fotosatzherstellung (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin

Druck und Binden LVZ-Druckerei „Hermann Duncker“, Leipzig III/18/138

Printed in the German Democratic Republic

Lizenznummer 301. 120/269/77

Bestellnummer 611 946 1

DDR 9,90 M

# Erster Teil

Olena Lewkiwna nahm den nach Milch und Sonne duftenden Melkeimer von dem Pfosten, auf dem er tagsüber getrocknet war, und ging Sirka melken. Sie melkte sie gleich im Hof, unter dem Birnbaum. Vor Sirka lag ein Armvoll geknickter Fennich, und die Kuh fraß, als hätte sie seit dem Morgen keinen Halm im Maul gehabt.

Geräuschlos war Warka auf den Hof gekommen und hinter Olena Lewkiwna stehengeblieben. Die Lehrerin bemerkte ihre Nachbarin erst, als diese sagte: „Bei Sirka kann man ja alle Rippen zählen. Wo haben die Viehhüter sie nur geweidet, daß sie solchen Hunger hat? Meine ist auch überhaupt nicht satt gewesen, hat sich sofort aufs Grünfutter gestürzt, im Trab ist sie vom Tor hingelaufen.“

Alsdann redete Warka lang und breit darüber, wie die einzelnen Viehhüter die Rinder weideten. Treibt Vater Pawelko das Vieh aus, ist er nicht zu faul, mit dem Vieh bis nach Lisky zu ziehen. Dort ist gutes Weideland, das fette Milch gibt. Weiden aber die jungen Burschen die Herde, bleiben sie mit den Tieren den lieben langen Tag auf der Weide beim Teich, weil sie baden wollen, müssen Sie wissen. Selbst an den Ohren zieht man sie nicht aus dem Wasser. Aber was wächst am Teich schon? Eine Tränke gibt's, wo sich's Vieh lagern kann, mehr nicht.

Olena Lewkiwna hörte sich beim Melken den Redefluß ihrer Nachbarin an und dachte, daß Warka gewiß nicht gekommen war, um über die Viehhüter zu reden. Aber es gehörte zur



Gewohnheit ihrer Nachbarin, zunächst weit auszuholen, sozusagen mit'm Sieb Wasser zu schöpfen und erst dann zur Sache zu kommen.

„Wer hat denn heute die Kühe gehütet?“ fragte die Lehrerin.

„Wer sonst als Iwan Hunka und Petro Maryntschuk, Ihre Schüler! Lernen die auch, wie sie weiden?“ Warka bemühte sich um Olenas Aufmerksamkeit – sie kauerte sich neben sie und versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Aber es gelang ihr nicht, weil die Lehrerin den Blick auf die Milchstrahlen gerichtet hielt, die klingend in den Melkeimer schossen. „Vom Lernen halten die nicht viel, sind ja auch Sitzenbleiber, haben nur alle möglichen Flausen im Kopf. Wenn solche wie die in den Klub kommen, dauert es nicht lange und sie heben Fenster und Türen aus den Angeln.“

Olena Lewkiwna strich die letzten Tropfen Milch aus den Zitzen und seufzte. Obwohl Sirka wenig Milch gab und heute nicht unruhig hin und her getrampelt, sondern ganz friedlich gestanden hatte, schmerzten die Hände vom Melken.

Sie nahm den Schemel in die eine Hand, den Melkeimer in die andere und ging in den Hausflur, um die Milch zu seihen. Warka folgte ihr. Sie blieb neben ihr stehen und beobachtete, wie die Lehrerin Mull über den Tonkrug spannte und behutsam die Milch hindurchgoß.

„Mein Gott“, murmelte Warka, „alle Welt zittert um diesen einen Tropfen Milch, alles lebt davon. Ohne Kuh ist man wie ohne Hände.“

„Da hast du recht.“ Olena Lewkiwna plauderte sonst gern ein wenig, aber heute war ihr der Mund wie verschlossen. Vielleicht weil sie im Garten gearbeitet hatte und müde geworden war und ihr außerdem von der Sonne der Schädel brummte.

Warka redete noch dies und das über die Milch. Aber als sie sah, daß die Lehrerin gleich in die Stube gehen würde – sie

selber mochte jetzt nicht hineingehen, weil dort Nykin Iwanowysch sein konnte –, begann sie unvermittelt mit dem, was sie hierhergeführt hatte. Flehentlich blickte sie Olena Lewkiwna in die Augen, verneigte sich sogar ein wenig mit ihrem schwerfälligen Körper und sagte gedämpft, in kläglichem Ton: „Ich habe eine Bitte an Sie...“

Die Lehrerin schöpfte Wasser aus dem Eimer, der im Flur hinter der Tür stand, und wusch den Melkeimer aus.

„Sie sind so eine wunderbare Frau, alle haben Sie ins Herz geschlossen, alle verehren Sie“, fuhr Warka mit honigsüßer Stimme fort. „Da komme ich halt zu Ihnen, damit Sie mir helfen. Ich bin in eine schlimme Geschichte geraten – daß Gott sich erbarm’! Der Teufel muß seine Hand im Spiel gehabt haben, bestimmt. Wir haben heute von früh an bei der Dreschmaschine gearbeitet. Weizen gedroschen, und da hab ich dumme Pute mir ein bißchen Korn genommen. In die Bluse hab ich’s mir geschüttet und in die Tasche, in der ich mein Frühstück habe. Glauben Sie mir, Olena Lewkiwna, es war das erste Mal, andere nehmen ständig und kommen durch. Aber ich – einmal, und gleich erwischt man mich.“ Sie erzählte ziemlich hastig, verschluckte die Worte und beobachtete dabei gespannt Olena Lewkiwnas Gesichtsausdruck, ob sich darin Mißbilligung oder Mitgefühl spiegelte. „Am Damm muß ich ausgerechnet unserer Vorsitzenden in die Arme laufen. Als hätte sie mir aufgelauert! Sie schnappte sich meine Tasche, genierte sich nicht einmal, mir auch in die Bluse zu langen. Ganz weiß wurde sie im Gesicht, unheimlich, kein Wort sagte sie, sah mich so wütend an, als hätte ich ihr liebliches Kind in Stücke gerissen.“ Warka holte tief Luft und fügte nach einer Weile hinzu: „Na, jetzt werde ich was erleben können, diesmal wird sie sich nicht erweichen lassen, so eine ist sie nicht!“

„Warum haben Sie Korn genommen, Warka?“ fragte die Lehrerin.

„Bereu ich ja schon selber!“ stieß Warka hervor, und in ihrem Gesicht zeigte sich wirklich Reue. „Sie kennen doch unsere Vorsitzende, die drückt kein Auge zu, sie wird mich vors Gericht bringen, denn heutzutage wird man für so was verurteilt.“

„Sie hat nicht geschimpft, sagen Sie? Hat geschwiegen?“

„Das war ja das Schreckliche. Wenn sie geschnauzt hätte, wär's halb so schlimm gewesen. Aber so hat sie ihren Zorn runtergeschluckt, und nun wird's mir dreckig gehen... Olena Lewkiwna, die Vorsitzende hält so große Stücke auf Sie wie auf keinen anderen. Sie haben bei ihr einen Stein im Brett. Könnten Sie nicht zu ihr gehen und ein gutes Wort für mich einlegen? Mein Lebtage würde ich Ihnen das nicht vergessen... Sagen Sie ihr, daß ich Kinder habe und ihnen zuliebe...“

„Weiß sie denn das nicht?“

„Sie weiß es, Olena Lewkiwna. Es würde nur nichts schaden, wenn Sie sie daran erinnern würden... Erinnern Sie auch daran, daß ich Witwe bin.“

„Aber das weiß sie doch auch.“

„Erinnern Sie sie trotzdem daran, ich bitte Sie! Ich würde ja selber zu ihr gehen, aber mich würde sie hinauswerfen. Sie gebärdet sich wie eine Rasende, müssen Sie wissen. Aber Sie haben bei ihr einen Stein im Brett, denn alle achten Sie...“ Warka fuhr fort, ihr Schmeicheleien zu sagen. Olena Lewkiwna hörte sich das Loblied auf ihre Person an. Ihre Mundwinkel zuckten gereizt, aber sie erwiderte nichts. „Unsere Vorsitzende hat eine Natur, nicht wie eine Frau, sie hätte als Mann zur Welt kommen müssen.“

„Ist gut, Warka, gut“, sagte Olena nur.

Die Nachbarin sah ihr in die Augen. War sie willens, sich für sie einzusetzen oder nicht?

„Ich werde Ihnen Ihre Güte nie vergessen.“ Der Klang ihrer Stimme verriet tiefe Niedergeschlagenheit.

„Gut, Warka, ich rede mit ihr, und nun gehen Sie schon.“

Warka wollte anscheinend noch etwas sagen. Nachdem sie aber die Zusage der Lehrerin bekommen hatte, begab sie sich erleichtert nach Hause. Denn wenn die Lehrerin etwas versprach, hielt sie es auch. Vielleicht würde nun alles glimpflich ablaufen.

In Medwynez nannten alle die Leiterin ihres Kolchos einfach die Vorsitzende. Die Vorsitzende – so und nicht anders hieß sie bei alt und jung. Ihr richtiger Vor- und Vatersname war Horpyna Tytiwna, ihr Familienname Swerbisus. Sie war groß und kräftig und hatte überdies ein pockennarbiges Gesicht. Böse Zungen nannten sie deswegen auch „Schecke“. Wahrscheinlich war sie wegen dieser Narben, die sie schon als Kind entstellten, nicht verheiratet. Und wahrscheinlich hatten diese Narben auch ihren Charakter geformt, ihn widerborstig und rauh gemacht. Die Männer meinten, sie würden eher mit einem Pferd als mit solch einer Frau leben.

Vor dem Krieg war Ksaweri Dutysch Vorsitzender in Medwynez gewesen, er hatte im Dorf auch die Kollektivierung durchgeführt und war unterhalb des rechten Schulterblatts von einer Kugel getroffen worden – einer „Liebesgabe“, die ihn in finsterner Nacht erreichte. Ksaweri hatte Achtung genossen. Obwohl er ein halsstarriger Mann war und immer seinen Kopf durchsetzte, verstand er nicht schlecht zu wirtschaften und besaß die dazu notwendigen Fähigkeiten und Umsicht. Die deutschen Faschisten verschleppten ihn am dritten Tag nach ihrem Einmarsch. Seitdem hatte ihn niemand wieder gesehen. Es hieß, Ksaweri sei bereits im Hof vom Spirituosenwerk des Rayons erschossen worden.

Unmittelbar nach der Befreiung, als man daran ging, den Kolchos neu aufzubauen, hatte es sich wie von selbst ergeben, daß Horpyna Swerbisus die Zügel in die Hand nahm. Vielleicht

weil zu dieser Zeit fast keine Männer im Dorf waren, vielleicht auch, weil sie schon als Mädchen vor dem Krieg, unter Ksaweri Dutysch, zu den Aktivisten gehört und für ein gemeinsames Wirtschaften geworben hatte. Wenn es nötig war, hatte sie auch Korn aus Gruben und anderen Verstecken ausgegraben und beinahe ebenfalls eine heiße „Liebesgabe“ in die Brust oder in den Rücken bekommen. Niemand nahm es wunder, als sie Vorsitzende wurde, und der Beiname „Vorsitzende“ haftete ihr sogleich an, als wäre sie mit ihm geboren.

Der Kolchos hatte in einem Haus seine Verwaltungsräume. Darin hatte man der Vorsitzenden auch ein Arbeitszimmer eingerichtet. Horpyna Tytiwna traf man dort jedoch selten an, sie war ständig in den Wirtschaftsgebäuden, auf den Feldern oder einfach bei den Leuten in ihren Häusern. Alles, was zu entscheiden oder zu klären war, wurde sozusagen unterwegs entschieden und geklärt. Deshalb erübrigte es sich gewissermaßen, daß man sich zu Beratungen und Sitzungen im Arbeitszimmer der Kolchosverwaltung zusammenfand. Wenn jemand dringend etwas mit der Vorsitzenden zu besprechen hatte, versuchte er, sie auf dem Feld oder beim Rinderstall abzufangen, oder ging einfach zu ihr nach Hause. Dorthin aber nur, wenn man genau wußte, daß sie zu Hause sein mußte – entweder vorm Morgengrauen, wenn sie noch schlief, oder abends, wenn sie, Arme und Beine halb lahm, auf ihren Hof kam, sich auf die Bank an der Vortreppe setzte und dort eine Weile sitzen blieb.

Früher hatte sie mit ihrer Mutter zusammen gelebt, die den Haushalt geführt, die Hühner und ein Ferkel gefüttert hatte, so daß es immer Eier oder ein Stück Fleisch im Hause und jeden Tag warmes Essen gab. Die Mutter war unauffällig dahingeschieden. Da merkte die Vorsitzende erst, daß ihr gleichsam die Hälfte ihres Lebens genommen war und die andere Hälfte, einsam und hilflos, schmerzlich trauerte und Ruhe

suchte, ohne sie zu finden... Jetzt wurden keine Hühner und keine Schweine mehr auf dem Hof gehalten, und da Horpyna Tytiwna wegen des ständigen Trubels im Kolchos keine Zeit blieb, sich Essen zu kochen, bekam sie oft keinen warmen Bissen in den Mund. Am ersten Abend nach der Beerdigung der Mutter hatte sie nicht ins Haus gehen können, das ihr plötzlich fremd und feindselig geworden war wie ein Sarg, und hatte die ganze Nacht auf der Bank vor der Treppe gesessen, ohne die Anwesenheit der Frauen recht wahrzunehmen, die ihr in dieser Nacht Trost zusprechen und ihr in ihrem Schmerz beistehen wollten. Seitdem war es ihr zur Gewohnheit geworden, stundenlang auf der Bank zu sitzen.

Solange ihre Mutter noch lebte, hatten sie eine Kuh gehabt, genug Milch für beide. Als dann niemand mehr da war, der sich um die Kuh kümmerte, brachte die Vorsitzende die Kuh in den Kolchosstall. Die Leute im Dorf glaubten, die Vorsitzende werde es sich mit der Zeit anders überlegen und ihr Tier wieder zu sich nehmen. Aber die Vorsitzende überlegte es sich selbst dann nicht anders, als ihre Kuh eines Tages aus der Kolchosherde ausbrach, nach Hause lief, sich an ihren alten Platz im Stall stellte und jämmerlich muhend nach ihrer Besitzerin rief, damit sie sie melken kam. Ihre Heimkehr rührte die Vorsitzende nicht im geringsten. Sie melkte die Kuh immerhin (konnte aber nicht die ganze Milch trinken, sie wurde sauer). Aber am nächsten Morgen brachte sie die Kuh wieder in den Kolchosstall. Danach lief die Kuh nicht wieder zu ihrem alten Zuhause, und die Hirten schlugen sie in der Herde nicht weniger als die anderen, wenn sie auf frische Saat lief oder ihre Mucken hatte.

Manchmal jedoch war im Haus der Vorsitzenden aufgeräumt und Essen gekocht. Dann hatte Horpyna Tytiwna Besuch von ihrer bejahrten Tante, die in der Nähe des Dorfes wohnte. Die Tante war dürr wie ein Stock, sauber gekleidet und hatte ein

blasses Gesicht, das sich nie mit rosigem Hauch überzog und jedermann mit einem zwar freundlichen, aber leeren, erloschenen Blick ansah. Diese Tante, mit Namen Lobodycha, hatte sich ihr Leben lang leidend gefühlt, hatte ihr Leben lang über ihre Gesundheit geklagt, sich von den verschiedensten Wunderdoktoren und Kräuterhexen behandeln lassen und sich unentwegt selbst mit allen möglichen Kräutern und Wurzeln kuriert, die ihre Gesundheit festigen sollten, aber anscheinend wenig geholfen hatten. Tante Lobodycha redete unentwegt über die Gesundheit, wer gestorben und woran er gestorben war, und über die Leute, die sich nicht genügend schonten und daher über kurz oder lang das Zeitliche segnen würden. Die geschwächte Gesundheit hatte Tante Lobodycha allerdings nicht gehindert, in ihrer Jugend einen gutaussehenden kräftigen jungen Burschen zu heiraten, ihm drei Mädchen zu gebären und ihren robusten Ernährer zu beerdigen, nachdem er wenige Tage vor Kriegsausbruch verunglückt war. (Er hatte hinterm Gehöft eine Schwarzpappel gefällt und sie ganz allein auf den Hof schleppen wollen – so, wie er unter dem Baum zusammengebrochen war, war er liegengeblieben. Lange Zeit hatte der Baum noch dort gelegen; Lobodycha hatte ihn wie den bösen Geist gemieden und sich dann entschlossen, ihn jemand kostenlos zu überlassen, um ihn nur aus den Augen zu haben.)

Wenn Tante Lobodycha ihre Nichte besuchen kam, blieb sie zunächst auf der Schwelle stehen, sah sich um, und ihre schmalen, dünnen Lippen verzogen sich gequält. Dann suchte sie den Rutenbesen, der nie an seinem Platz stand, und fegte den Fußboden. Anschließend wischte sie den Staub vom Tisch und von der Bank und angelte mit der Ofengabel die Spinnweben aus den Ecken. Erst danach öffnete sie die Ofentür, nahm die Asche heraus und machte Feuer. Sie wußte, daß die Vorsitzende nicht immer Grütze oder Hirse im Hause hatte. Deshalb brachte sie stets in einem Bündel einiges mit und

kochte für sie Mittag- oder Abendessen. Nicht immer aß die Vorsitzende das, was für sie gekocht war. Entweder kam sie satt heim, oder ihr hatte etwas die Laune verdorben. Manchmal hatte sie einfach keinen Appetit. Dann mußte das Essen, das sie nicht angerührt hatte, in die Tonne vorm Stall geschüttet werden.

Bevor Tante Lobodycha das Haus der Vorsitzenden wieder verließ, setzte sie sich jedesmal auf die Bank, stützte die dürren Arme auf die knöchigen Knie und sann darüber nach, daß Horpyna vom Leben nicht wie die anderen Menschen bedacht worden und daß ihr dies wohl so bestimmt war. Alles wegen dieser Krankheit, wegen dieser Pocken, die sie wer weiß woher bekommen hatte, wegen dieser Narben, die seinerzeit die Schönheit des Mädchens zunichte gemacht und ihren Charakter verdorben hatten . . .

Die eigenen Krankheiten, die inneren, dem menschlichen Auge nicht sichtbaren Gebrechen, dünkten Tante Lobodycha entschieden besser, und insofern fühlte sie sich ihrer Nichte überlegen.

„Kommen Sie rein, kommen Sie rein, Olena Lewkiwna“, rief die Vorsitzende aus der Stube. Sie erkannte die Lehrerin stets an deren behutsamem, zaghaftem Klopfen.

Olena Lewkiwna trat über die Schwelle und mußte blinzeln, weil sie aus der Dunkelheit kam und Horpynas Petroleumlampe, die sonst nur ganz matt glomm, heute ganz hell leuchtete. Der sauber verschnittene Docht gab ein gleichmäßiges, ruhig brennendes Licht. Der Zylinder war gereinigt, wies kein einziges Rußfleckchen auf.

Die Vorsitzende bemerkte, wie erstaunt die Lehrerin die Lampe ansah, und lächelte kalt. „Als ich heute nach Hause gekommen bin, hab ich mir wohl eine Stunde lang mit der Lampe zu schaffen gemacht. Bis ich den Zylinder sauber und



den Docht verschnitten hatte . . . In der Lampe hatte sich soviel Zeugs angesammelt, alle möglichen Flusen, als wäre sie nicht mit Petroleum, sondern mit Morast gefüllt . . . Sie blakte nur noch jämmerlich, aber sehen Sie nur, wie sie jetzt brennt! Kann's selber kaum glauben, daß meine alte Funzel soviel Licht geben kann . . . Setzen Sie sich, Sie brauchen doch nicht zu stehen!“ Sie besann sich plötzlich, als sie bemerkte, daß die Lehrerin von einem Bein aufs andere trat.

„Lassen Sie nur, ich bleibe stehen“, murmelte Olena Lewkiwna verlegen.

Abermals glitzerten in dem Blick der Vorsitzenden, der auf sie gerichtet war, Eiskristalle. Sie wischte mit einem Lappen einen Stuhl ab, Olena Lewkiwna setzte sich, und ihr wurde unversehens noch beklommener zumute wegen ihres späten und gewiß ungelegenen Besuchs.

Die Vorsitzende schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Alle diese Schummerleuchten hat man ja so satt, daß einem ganz flau davon wird. Das Dorf braucht Strom, braucht Licht, damit die Menschen nicht wie zur Steinzeit in ihren Behausungen hocken.“

„Aber woher den Strom nehmen? In der Schule können wir auf die Dauer auch nicht ohne Elektrizität auskommen. Kaum fängt's im Herbst oder im Winter an zu dämmern, schon gibt's keinen Unterricht mehr, müssen die Kinder nach Hause gehen.“

„Wir werden bald Strom haben. Ich hab mir schon überlegt, wie wir dazu kommen.“ Die Vorsitzende hatte die Angewohnheit, laut und gebieterisch zu reden. Auch jetzt sprach sie, als säße das Haus voller Menschen.

„Wie denn?“ fragte Olena.

„Haben wir vielleicht keine Mühle?“ Die Vorsitzende zuckte mit der Schulter und sah ihre Besucherin aus schmalen Augen an. „Wir haben eine Mühle. Und wenn wir das Wehr öffnen, mahlt sie. Und im Anbau neben der Mühle steht eine Dampf-

maschine. Wozu steht sie unnütz herum? Früher hat bei uns die Dampfmaschine auch nicht nur das Wasser gemahlen.“

„Wir haben aber keinen Maschinenschlosser, der sie instand setzen könnte.“

„Ich werde schon einen finden, der sie instand setzt! Auch einen Dynamo werden wir auftreiben, der Strom liefert.“

„Das wäre eine gute Sache.“ Die Lehrerin nickte.

„Über all das habe ich beim Putzen der Lampe nachgedacht.“ Jetzt glomm in Horpynas Augen ein warmer Funken, sie lächelte flüchtig, sichtlich stolz auf das, was ihr eingefallen war.

„Unser Plischak“, sagte die Lehrerin, sie meinte den Mann, der die Mühle in Medwynez wartete, „wird aber weder mit den Mühlsteinen noch mit der Elektrizität fertig.“

„Versteht er's nicht, soll er's lernen. Er wird's lernen. Schließlich wird er nicht wollen, daß ein anderer den einträglichen Posten bekommt. Dieser Plischak hat sich so in sein Mehl vergraben, daß er gar keine lieblicheren Düfte kennenlernen möchte.“

„In der Mühle braucht man aber auch einen ehrlichen Menschen, und Plischak betrügt nicht beim Abwiegen.“

„Ehrlich oder nicht – man kommt ihm nur nie auf die Schliche. Seine Familie nagt jedenfalls nicht am Hungertuch, hat alles, Brot und was dazu gehört.“

Olena Lewkiwna dachte, es wäre an der Zeit, auf die Sache zu sprechen zu kommen, deretwegen sie die Vorsitzende aufgesucht hatte.

„Er ist ehrlich, deshalb wird er nicht erwischt“, stimmte sie der Vorsitzenden zu.

„Der ist anders als Ihre Nachbarin Warka“, sagte die Vorsitzende, als wäre die Lehrerin an Warkas Diebstahl mitschuldig. „Bei der habe ich heute ein halbes Pud Weizen entdeckt.“

Olena Lewkiwna war froh, daß Horpyna selbst das Gespräch auf Warka brachte.

„Was war denn da los?“ fragte sie, als hätte sie es noch nicht gehört.

„Was los war? Die geht nie mit leeren Händen nach Hause. Kommt sie aus den Rüben, hat sie Rüben stibitzt; kommt sie aus dem Mohn, läßt sie Mohn mitgehen. Werden Erbsen gedroschen, schleppt sie Erbsen nach Hause. Ist es Buchweizen, hält sie sich an den Buchweizen. Soviel sie kann, stopft sie sich hintern Brustlatz. Wenn sie wenigstens ein bißchen Angst hätte, aber nein. Als ob sie nicht wüßte, daß ich auf alles ein Auge habe! Sie weiß es und tut, was ihr paßt. Von Tag zu Tag wird sie dreister, weil man's ihr durchgehen läßt. Aber diesmal nicht, sie kriegt einen Denkkzettel, und die anderen mögen eine Lehre daraus ziehen. Die Gesetze sind für alle gleich, sie muß man achten; denn wenn du sie nicht achtest, hören sie auf, Gesetze zu sein.“

„Was wird nun mit ihr geschehen?“

„Na, was? Heutzutage wird bei solchen Mätzchen kurzer Prozeß gemacht. Ein Donnerwetter gibt's.“

„Sie hat Kinder, vier sogar. Der alte Vater liegt hilflos auf dem Ofen, kann jeden Augenblick sterben.“

Die grünlichen Augen der Vorsitzenden wurden stechend, sie blickte die Lehrerin forschend an. „Sie sind wohl gekommen, um sie in Schutz zu nehmen, wie? Wollen Sie für sie bitten? Ich hab fast den Eindruck, als wäre Warka schon bei Ihnen gewesen, hätte sich schon bei Ihnen über mich beschwert und Sie als Bittstellerin zu mir geschickt.“

Olena Lewkiwna merkte, daß ihr das Blut ins Gesicht schoß und sie von Kopf bis Fuß errötete.

Schroff und so laut, als wäre die Stube voller Menschen und redeten alle durcheinander, fuhr die Vorsitzende fort: „Wenn man Kinder und einen alten Vater hat, darf man also stehlen?“

Je mehr Kinder, desto mehr darf man stehlen, ist es so oder nicht?“

„Aber nein.“ Olena bemühte sich, so sanft wie möglich zu sprechen. „Nur, sie ist die einzige Ernährerin im Hause, sonst kümmert sich niemand um die Familie.“

„Wissen Sie, wenn sie jetzt wieder ungeschoren davonkommt, wird sie nicht aufhören zu stehlen und noch unverschämter werden.“

„Vielleicht hört sie doch auf“, erwiderte Olena Lewkiwna.

Die Vorsitzende, als würgte sie an einem Wort, ließ den forschenden, fühllosen Blick sinken und schien auf dem Fußboden vergeblich die Argumente zu suchen, die ihr entfallen waren. „Wenn einer eine schlechte Gewohnheit hat, kann er sogar in Saus und Braus leben und wird die schlechte Gewohnheit nicht ablegen.“

Dies sagte sie nicht mehr so scharf, als glaubte sie ihren Worten selber nicht recht. Doch dann hob sie, wieder die alte, den Kopf und erklärte gebieterisch: „Warka ist die Frau eines Mannes, der sich als Polizist an die Deutschen verkauft hat. Ihren Polizisten haben sie getötet, und das geschah ihm recht. Aber die Männer der anderen Frauen sind an der Front gefallen! Soll ich Warka ebenso behandeln wie eine, deren Mann als Held umgekommen ist? Eine Polizistenfrau decken? Decke ich sie – was werden dann die Soldatenfrauen zu mir sagen?“

„Eine Witwe versteht die andere.“

„Aber ich nicht!“ stieß die Vorsitzende aufbrausend hervor. „Ich nicht... Für Sie sind sie gleich, aber für mich sind sie verschieden und werden es ewig bleiben. Denn der Mann der einen Frau hat seinen Kopf für die gerechte Sache hingehalten, und der Mann der anderen ist als Verräter gerichtet worden. Ich möchte Ihnen mal was sagen, Olena Lewkiwna...“ Die Vorsitzende baute sich wie ein Berg vor ihrem Gast auf, so daß die Lehrerin, die längst nicht mehr hatte stillsitzen können,

aufstehen mußte. „Ihnen möchte ich raten, Olena Lewkiwna, wenigstens keine Schuldigen in Schutz zu nehmen.“

„Für Schuldige trete ich nicht ein.“ Die Lehrerin flüsterte es fast. Die Vorsitzende schien das gar nicht gehört zu haben und fuhr erregt fort: „Sie verwenden sich für jedermann im Dorf, sowohl für den Guten als auch für den Schlechten. Alle kommen mit ihren Wehwehchen zu Ihnen und bitten darum, daß Sie bei mir ein gutes Wort für sie einlegen. Sie sind zu allen gut, wohl weil Sie einen mitfühlenden Verstand und ein weiches Herz haben. Aber ich habe einen kalten Verstand, und mein Herz ist versteinert, weil ich die Gerechtigkeit suche, weil ich für die Gerechtigkeit einstehe.“

„Auch ich bin für die Gerechtigkeit“, erwiderte Olena Lewkiwna fest und zwang ihre Erregung nieder.

„Für was für eine Gerechtigkeit sind Sie?“ Die Vorsitzende lächelte grimmig. „Dafür, daß Warka weiterhin maust und nicht zur Verantwortung gezogen wird? Für solche Gerechtigkeit? Aber ich bin dafür“, sie trat noch dichter an Olena heran, und ihr Gesicht strahlte trockene Hitze aus, „ich bin dafür, daß Warka nicht stiehlt, daß keiner stiehlt und alle gleich behandelt werden. Ist es schwer, dann ist es schwer; ist es gut, dann ist es gut . . . Deshalb muß sie eine Strafe bekommen. Oder denken Sie darüber anders? Daß man sie nicht bestrafen sollte?“

„Wie ich darüber denke?“ fragte die Lehrerin nachdenklich. Sie sprach langsam, als fiele ihr jedes Wort schwer. „Wenn wir über einen abstrakten Menschen redeten, ohne einen Namen zu nennen, und dieser Mensch hätte wirklich unschön gehandelt . . . unschön“, die Lehrerin wiederholte das Wort, weil ihr kein anderes einfiel und ihr die anderen, die ihr in den Sinn kamen, zu hart erschienen, „dann würde ich nicht dagegen sein, diesen Menschen zu bestrafen. Nach dem Gesetz, versteht sich, nach dem Gesetz, das für alle da ist. Aber wenn es sich um Warka handelt, die ich nicht erst seit gestern kenne und die meine

Nachbarin ist, sehen Sie, dann wäre ich nicht so schnell dabei, sie zu bestrafen, selbst wenn sie unschön gehandelt hätte.“

„Heutzutage ist alles nicht gegen den Menschen, sondern für den Menschen eingerichtet... Jeder braucht sich nur zusammenzunehmen...“

Die Lehrerin wollte etwas entgegnen, verspürte aber eine plötzliche Apathie, und ihr kamen die Worte nicht über die Lippen, ihr verging die Lust zu streiten und ihre Argumente darzulegen. Dagegen schien die Vorsitzende noch mehr angefeuert zu sein; sie wollte sich, einmal in Fahrt gekommen, den Triumph ihrer Auffassungen nicht streitig machen lassen.

„Ist es nicht so?“ fragte sie.

„Es ist so“, stimmte Olena Lewkiwna zu, „nur man muß mit den Menschen auch Mitleid haben, kann nicht wie in der Kaserne, nicht nur nach Paragraphen leben.“

„So übel ist das gar nicht, wenn diese Paragraphen richtig sind“, widersprach die Vorsitzende. „Und es ist sehr gut, daß sie richtig sind.“

„Ich muß gehen“, sagte Olena Lewkiwna mit einem gequälten, verlegenen Lächeln. „Ich habe Sie mitten in der Nacht in Ihrem Haus überfallen und einen Streit angefangen... Sie haben auch so genug Sorgen, und es ist Schlafenszeit.“

„Schlafen werden wir, wenn für uns die ewige Ruhe kommt“, sagte die Vorsitzende, und Olena Lewkiwna wußte nicht, ob das scherzhaft oder ernst gemeint war. „Sie haben ein gutes Herz, es ist nur blind. Sie sehen alles nur mit ihren eigenen Augen, aber die sehen schlecht, weil sie den weißen Star haben.“

„Wissen Sie...“ Nun mußte Olena doch Farbe bekennen. „Manchmal sieht ein Blinder besser als ein Sehender.“

„Wie bringt er das denn fertig?“ Abermals glitzerte ihr forschender Blick von Eiskristallen.

„Sie haben es selber gesagt: mit seinem guten Herzen.“

„Na...“, sagte die Vorsitzende nur, behielt aber ihre Meinung für sich, weil Olena Lewkiwna schon die Klinke in der Hand hielt und die Tür öffnete. Diese hatte es eilig, als wollte sie ihre letzten Worte recht lange nachklingen lassen. Die Vorsitzende war regungslos mitten in der Stube stehengeblieben. Plötzlich stürzte sie der Lehrerin nach, als müsse sie ihr unbedingt noch etwas Wichtiges sagen. Doch besann sie sich auf der Vortreppe und rief Olena Lewkiwna, deren Gestalt sich im Dunkel schon dem Tor näherte, nichts nach.

Olena Lewkiwna war gemeinsam mit ihrem Mann, Nykin Iwanowytsch, vor dem Krieg in verschiedenen Dörfern in den Gebieten Kiew und Winnyza als Lehrer tätig gewesen. Den Krieg hatte Olena Lewkiwna mit den beiden Kindern, Taissa und Mychailo, bei ihren Eltern in dem Dorf Nowa Hreblja überstanden. Während der Okkupation hatte sie vieles erlebt, was sie ihr Leben lang nicht würde vergessen können, und als die sowjetischen Truppen anrückten, war ihre größte Freude gewesen, daß sie es verstanden hatte, die Kinder zu retten. Nykin Iwanowytsch war eingezogen worden und an die Front gekommen, hatte aber wegen seiner labilen Gesundheit die meiste Zeit in Lazaretten gelegen und im rückwärtigen Dienst verbracht, so daß er wohl dank seiner Anfälligkeit am Leben geblieben war. Er hatte nicht einmal bis zum Ende des Krieges als Soldat gedient; wegen Dienstuntauglichkeit war er aus der Armee entlassen worden und heimgekehrt, nachdem die Armee die deutschen Faschisten gerade aus Nowa Hreblja vertrieben hatte.

Und das zu einer Zeit, als in der Heimat jeder Mann auffiel, jeder Mann unter die Lupe genommen wurde. Warum ist er im Hinterland und nicht an der Front, wenn doch der Krieg noch tobt und die Armee jeden brauchen kann? Man schleppte Nykin Iwanowytsch vor alle möglichen Ärztekommisionen, zu Unter-

suchungen und Nachuntersuchungen, aber es gab keine einzige Kommission, die nicht feststellte, daß Nykin Schkarubas Gesundheit tatsächlich keinen Pfifferling wert, daß er herz- und leberkrank war, Nierenleiden hatte und daß er unter unerklärlichen Kopfschmerzen litt; alle Kommissionen bestätigten, daß er für den Militärdienst untauglich war. Seinerzeit wurden verschiedene Arbeitsarmeen aufgestellt, weil der Donbass und das Eisenerzrevier von Krywy Rih in Trümmern lagen. Es galt, die Industrie schleunigst wieder aufzubauen und für Staat und Armee Donez-Kohle und Erz aus Krywy Rih zu fördern, Maschinen und Waffen zu liefern. Aber Nykin Iwanowytsch wurde, wiederum wegen seines Gesundheitszustandes, auch nicht zu den Arbeitsarmeen eingezogen.

Dabei muß gesagt werden, daß im Westen zwar noch der Krieg tobte, aber an die Wiederaufnahme des Unterrichts in den Schulen gedacht werden mußte und nur sehr wenige Lehrer zur Verfügung standen. Sie fuhren also beide zur Abteilung für Volksbildung des Rayons und wurden im Dorf Medwynez als Lehrer eingesetzt, das im Nachbarrayon, fünfundzwanzig Kilometer von Nowa Hreblja entfernt, lag. Der Dorfsowjet von Nowa Hreblja stellte ihnen ein Fuhrwerk zur Verfügung, sie luden ihre armselige Habe auf, setzten die Kinder darauf und fuhren eines frühen Morgens in ein neues Leben. In Medwynez gab man ihnen ein kleines Haus, das vorher ein vorsorglich mit seinen Herren geflüchteter Kollaborateur bewohnt hatte. Rings um das Haus standen mehrere Apfel- und Birnbäume, breitete sich ein Gemüsegarten, in dem sich eine ziemlich große Senke befand, aus. In dieser Senke, in der sich im Frühjahr das Schmelzwasser sammelte und lange Zeit nicht absickerte, ließ sich gut Kohl ziehen. Zu ihrem Haus gehörte auch ein Brunnen, aus Feldsteinen gemauert. Wie sich herausstellte, war er aber mit allem möglichen Schrott, mit Kadavern und Gerümpel gefüllt. Tagelang war Nykin Iwanowytsch damit beschäftigt,



all das herauszuholen. Er schöpfte mulmiges Wasser und Schlamm aus. Doch das Wasser wurde und wurde nicht klar. Da holte er sich einen Mann zu Hilfe. Trotzdem konnten sie das Wasser aus ihrem Brunnen lange Zeit noch nicht trinken, ihnen wurde davon übel. Deshalb holten sie das Wasser zum Trinken und Kochen anfangs bei den Nachbarn und nahmen das Wasser aus ihrem Brunnen nur zum Waschen und Gießen im Garten.

Sie waren im Herbst nach Medwynez gekommen und hatten natürlich den Gemüsegarten nicht mehr bestellen können. Im Frühling war er völlig verunkrautet. Olena Lewkiwna sagte, in diesem Garten heulten nachts Wölfe. Natürlich heulten dort keine Wölfe, aber verwildert und vernachlässigt, wie der Garten war, machte er einen unheimlichen Eindruck. Gemeinsam mit den Kindern riß Olena Lewkiwna das Unkraut heraus und stapelte es vorm Haus, um es als Brennmaterial zu verwenden. Dann säuberten sie den Garten von allem möglichen Schrott, Patronenhülsen, Blechkisten und verbeulte Blechdosen – er war besät mit Überbleibseln des Krieges. Mitten im Garten stand ein ausgebranntes deutsches Auto; Mychailo und Taissa rissen davon ab, was sie abreißen konnten, aber das schwere eiserne Gerippe blieb vorerst stehen.

Der erste Winter in Medwynez war schwer für sie, obwohl ihnen der Kolchos einige Pud Kartoffeln, auch etwas Korn abgegeben hatte. Hätten sie alles von ihrem Gehalt kaufen müssen, wäre es ihnen wohl kaum gelungen, sich durchzuschlagen. Besonders schwierig war es mit Heizmaterial; sie kauften sich eine Fuhre Brennholz, und die Schule gab ihnen etwas Kohle. Aber das reichte nicht, sie mußten im Winter mit Mantel in der Stube sitzen und deckten sich, wenn sie sich schlafen legten, mit allen Kleidungsstücken zu, die sich irgendwie dazu eigneten. Im Frühling konnte man dann in den Erdschluchten Reisig sammeln, um den Herd zu heizen; sie gruben den Garten

um und steckten Kartoffeln, die sie teils auf dem Markt gekauft, teils bei Nachbarn geborgt hatten. Der zweite Winter wurde für sie schon leichter, weil sie immerhin einige Vorräte angelegt und sich auch mit den Dorfbewohnern angefreundet und eingelebt hatten.

Die Kuh Sirka kauften sie auch im zweiten Herbst in Medwynez. Vielleicht hätten sie Sirka nicht so schnell kaufen können, aber die Mutter hatte Olena Geld gegeben – woher das Geld stammte, blieb ihr Geheimnis. Sie sparten an allem, an Lebensmitteln und an Kleidung, und legten jeden Rubel, den sie verdienten, zurück, um sich die Kuh anzuschaffen, damit die Kinder Milch hatten.

Sie kauften die Kuh auf dem Markt in Kalyniwka, nachdem sie sie eingehend gemustert und versucht hatten, festzustellen, ob sie eine gute Ernährerin sein werde oder nicht. Die Menschen, die sie umringten, äußerten sich unterschiedlich, aber am verlockendsten war, daß für die schwarze Kuh mit der Blesse auf der Stirn weniger als für die anderen verlangt wurde, die stattlicher aussahen.

Sirka wurde für sie Freude und Kummer zugleich. Eine Freude, weil sie endlich eine Kuh im Stall und ihre eigene Milch hatten. Ein Kummer, weil diese Milch nicht so reichlich floß. Wurden die privaten Kühe am Teich geweidet, gaben sie ausreichend Milch, Sirka aber nur einige wenige Tropfen, so daß man sich kaum die Kehle damit anfeuchten konnte. Andere gaben auch noch Milch, wenn sie trächtig waren, aber Sirka schon lange vorm Kalben nicht mehr. Obwohl der Mann, der ihnen Sirka verkauft hatte, nachdrücklich versichert hatte, Sirka sei immer gut geweidet worden, erwies sie sich zunächst als unfruchtbar und ließ auch noch den zweiten Frühling vergeblich auf ein Kälbchen warten. Gern hätten Schkarubas damals Sirka wieder verkauft. Sie befürchteten nur, niemand werde ihnen soviel Geld zahlen, wie sie dafür gegeben hatten.

Nun hielten sie die Kuh das vierte Jahr und hatten sogar drei Kälber, alles Jungbullen.

Mit diesen Bullen gab es auch nicht wenig Schinderei. Sirka hatte sie im Frühjahr geworfen, gerade zu der Zeit, als schon für sie selber das Futter knapp wurde. Da hast du deine liebe Not, bis du eine Stelle mit grünem Gras gefunden hast. Im Sommer ist das einfacher, da grast das Vieh gleich hinterm Garten, angepflockt oder an einen eisernen Pfosten gebunden; wenn es im Stall steht, kannst du ihm Birkenzweige aus dem Garten oder Unkraut aus den Gräben holen. Im Herbst oder im Winter schlachtest du das Bullenkalb, hast Fleisch und hast Fell. Das Fleisch kommt in den Borstsch – davon werden alle gleich fröhlicher –, das Fell kann man verarbeiten, und man hat Stiefel. Nykin Iwanowytsch wagte allerdings nicht, es selber zu verarbeiten; er fürchtete, es zu verderben. Also gab er es einem Mann, der sich darauf verstand. Ein Paar Stiefel aus solchem Kalbfell trug Olena Lewkiwna, ein zweites – Taissa.

So richteten sie sich ihr Leben in Medwynez ein. Am meisten half ihnen dabei ihre Nachbarin Warka, die gegenüber wohnte. Bald kam sie mit diesem, bald mit jenem, manchmal auch ohne besonderen Anlaß. Vielleicht störte sie bisweilen auch, aber es tut doch wohl, wenn sich jemand zu einem hingezogen fühlt, wenn jemand zu einem kommt. Warka brachte ihnen alle möglichen Medwynezer Neuigkeiten, erzählte von den Menschen, so daß die Schkarubas viele zunächst durch Warkas Erzählungen und dann erst auf der Straße, in der Kolchosverwaltung oder in der Schule kennenlernten, wenn sie einmal die Lehrer aufsuchten.

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte Nykin Iwanowytsch, der Warka gern zum besten hielt, dies aber so behutsam tat, daß sie es nicht merkte.

„Leben Sie eine Weile unter uns, dann kommen Sie selber dahinter“, antwortete Warka.

Vor dem einen, so riet sie, müsse man sich in acht nehmen, mit dem anderen sich gut stellen. Diesem dürfe man das Allerheimste anvertrauen, ohne daß er es verraten würde; jenem gegenüber aber müsse man die Zunge im Zaum halten, weil er prompt sieben Säcke Buchweizenwolle dazulügen würde.

„Und Sie verhalten sich allen gegenüber so, wie Sie es uns raten?“

„I-i-i...“ Warka machte eine unbestimmte Handbewegung. „Die eigene Wissenschaft lügt zwar nicht, aber man folgt ihr auch nicht immer.“

So hatte ihr Leben in Medwynez angefangen, so hatten sie ihre ersten Schritte in die große und komplizierte Welt des kleinen Dorfes getan.

Am Morgen nach dem Besuch bei der Vorsitzenden erwachte Olena Lewkiwna vor Sonnenaufgang. Sie erwachte immer in der Morgendämmerung. Der Herd brannte dann schlecht, aber das Essen mußte für den ganzen Tag gekocht werden. Sie bereitete alle Mahlzeiten zugleich vor, Frühstück, Mittagessen und Abendbrot. Dann standen die Gerichte im Ofen, entweder in die heiße Asche versenkt oder im Röhr in eine alte Jacke gewickelt, damit sie warm blieben. Weil es reichlich zu tun gab, erwachte sie immer vor Sonnenaufgang. Aber heute hatte sie die ganze Nacht schlecht geschlafen, ihr taten die Seiten weh von der hölzernen Bettstelle, und der Kopf schmerzte, als hätte er nicht auf einem Kissen, sondern auf den kahlen Brettern gelegen.

Sie eilte hin und her, heizte den Herd an. Bald darauf erwachte Nykin Iwanowytsch. Er sagte, sie scheine fortwährend Arbeit zu suchen und finde sogar dann Arbeit, wenn es gar nichts zu tun gebe. Diese Redewendung gebrauchte Nykin Iwanowytsch sehr häufig, weil er der Meinung war, seine Frau könne ebenso wie er getrost noch ein Weilchen liegenbleiben und

die Träume des frühen Morgens zu Ende träumen. Aber Olena Lewkiwna war anderer Ansicht; ihr schien, als sei in der Haushaltsarbeit nie ein Ende abzusehen – je mehr man tut, desto mehr bleibt ungetan.

„Du solltest lieber dem Schwein den Ring einziehen, anstatt Maulaffen feilzubieten“, sagte sie.

Er suchte auf dem Hof ein Stück Draht. Als er eins gefunden hatte, schiff er es an einem Ende an, damit es sich leichter durch den Schweinerüssel ziehen ließ. Schließlich hatte er es mit der Feile so angespitzt, daß es fast von allein hindurchgehen müßte, und trat in den Stall. Sirka atmete ihn warm an, machte Anstalten, sich zu erheben, stand aber dann doch nicht auf. Er ging in den Verschlag zu dem Läufer; der grunzte, dann sprang er auf, weil er erwartete, ihm werde Futter gebracht. Nykin versuchte, ihn zu tätscheln, damit er sich beruhigte, aber er rannte in seinem Verschlag herum und grunzte.

„Du bist mir eine Hausfrau“, sagte er zu Olena Lewkiwna. „Das Schwein muß zuerst gefüttert werden, dann kann man ihm den Ring einziehen... Es muß doch ruhig sein.“

Sie stampfte Kartoffelschalen für das Schwein und fütterte es. Nykin Iwanowytsch versuchte es zu packen und zwischen die Knie zu klemmen, aber der Läufer riß sich quiekend los und raste wie toll im Verschlag herum.

„Miststück!“ Nykin Iwanowytsch wagte nicht mehr, ihn anzurühren. Er hatte Angst, weil er noch nie in seinem Leben einem Läufer einen Ring eingezogen hatte.

Was tun? Er eilte vom Hof und kehrte bald darauf mit Warka zurück. Olena Lewkiwna sah aus dem Fenster und erkannte ihre Nachbarin nicht wieder – sie hatte sich mindestens drei Tücher um den Kopf gebunden und sah leidend aus. Sie verschwand mit Nykin Iwanowytsch im Stall, man hörte den Läufer einmal erstickt grunzen, der Ring war eingezogen, und Warka kehrte auf den Hof zurück.

Na, jetzt komme ich nicht darum herum, mit ihr zu reden, dachte Olena Lewkiwna und verspürte ein unangenehmes Ziehen in der Brust. – Was sage ich ihr nur?

Finster, mit einer Leidensbittermiene, setzte sich Warka und sagte mit heiserer, erkälteter Stimme: „Sie erkennen mich wohl nicht wieder? Gestern war die Warka so, und heute ist sie so. Kann kaum laufen, mir platzt fast der Schädel.“

„Neulich haben Sie uns den Eber geschlachtet und heute auch noch den Ring eingezogen!“ sagte Olena Lewkiwna dankbar.

„Nicht der Rede wert.“ Forschend sah sie der Lehrerin in die Augen. Da sie schwieg, mußte sie selber davon anfangen.

„Haben Sie mit der Vorsitzenden gesprochen?“

„Ja.“ Olena Lewkiwna seufzte tief. „Aber es ist nichts dabei herausgekommen.“

Warka verzog das Gesicht und senkte den Blick. „Ich gehe heute nicht zur Arbeit.“ Sie schwieg. Erst nach einer Weile setzte sie, scheinbar gleichgültig, monoton hinzu: „Mein Mykola“, sie meinte ihren ältesten Sohn, „hat diese Nacht nicht zu Hause geschlafen. Ich weiß, daß er nicht auf dem Feld gewesen ist und nicht im Schober geschlafen hat.“

„Wo könnte er denn untergekommen sein?“ fragte Olena Lewkiwna. Der Junge der Nachbarin war breitschultrig geworden, hatte ein großflächiges Gesicht und einen schweren Gang bekommen – das ganze Gegenteil zu der unscheinbaren Warka.

„Er wird wahrscheinlich einheiraten“, sagte die Nachbarin ebenso gleichgültig und verzagt.

„Mykola?“ fragte die Lehrerin entgeistert. Mykola war siebzehn Jahre alt, hatte mit Mühe und Not sechs Klassen absolviert und sollte diesen Herbst in die siebente kommen.

„Gewiß doch, Mykola. Hat sich eine hübsche junge Frau angeschafft. Kennen Sie Nadja Lapkowska?“

„Die Lapkowska hat doch bereits einen Sohn.“

„Schon, schon, aber auch ein Haus, da braucht man nicht erst zu bauen, denn das ist ja, wie die Zeiten heute so sind, schwer. Und ihre Wirtschaft ist in Ordnung, weil sie arbeitsam ist und nicht die Hände in den Schoß legt.“

„Mykola ist noch ein junger Bursche, er verbaut sich sein ganzes Leben. Sie müßten ihm sagen, er soll nichts übereilen, Warka.“

„Wieso verbaut er sich sein Leben? Mag er sich Hals über Kopf reinstürzen. Warum soll er mir länger zur Last fallen? Ich hab noch für die anderen Kinder zu sorgen.“

„Und was wird mit der Schule?“ Die Lehrerin konnte sich nicht beruhigen.

„Mit was für 'ner Schule?“ Warka verstand nicht.

„Wer wird für ihn zur Schule gehen?“

„Er geht ab“, antwortete Warka unbekümmert. „Lesen kann er, unterschreiben kann er, und mehr braucht er nicht.“

„Was soll das heißen – mehr braucht er nicht?“

„Was braucht er denn bei den Pferden mehr? In der Schule lehrt man ihn nicht pflügen, und das kann er selber.“

„Ach, Warka, Warka. Sie denken nicht an Ihre Kinder!“

„Ich denke nicht an sie?“ fragte Warka beleidigt. „Wer denkt denn dann an sie? Ich wünsche jedem meiner Kinder Glück. Auch Mykola. Mag er einheiraten. Zu einer schlechten Braut würde ich ihm nicht raten, aber die Lapkowska ist eine junge Frau, an der's nichts auszusetzen gibt. . . . Meine anderen Kinder werden lernen, vielleicht wird aus ihnen was, wie Sie sagen.“

„Wenn Mykola die Schule beendet, könnte er in die Stadt gehen, sich als Facharbeiter ausbilden lassen. Wenn er älter ist, wird er es Ihnen eines Tages vorwerfen, Warka, daß Sie ihm nicht von der überstürzten Einheirat abgeraten haben, und es Ihnen nachtragen.“

„Er wird's nicht nachtragen“, widersprach Warka ruhig. „Wenn ich ihm eine Schlechte nicht ausgeredet hätte, dann

hätte er Grund dazu. Aber die Lapkowska ist die passende Frau, und ihr Kind ist auch gut. Warum sollte er da seiner Mutter böse sein?“

„Heiraten – das ist leicht getan, wenn man sich dann nur nicht wieder scheiden lassen muß!“

„Na und?“ erwiderte Warka ebenso gelassen. „Wenn’s anders nicht geht, läßt man sich eben scheiden.“

„Eine Frau muß man sich fürs ganze Leben suchen!“

„Es gibt eben viele verschiedene Wege“, beharrte Warka. „Mit den Frauen geht’s wie mit ’m Schuh – ist der alte zerrissen, mußt du ’n neuen anziehen.“

„Nein, Warka, so ist das nicht, so nicht. Eine Frau ist kein Schuh, den du ausziehst, wenn du willst. Sie will menschlich behandelt sein.“

„Sage ich denn, daß sie nicht menschlich behandelt werden soll? – Ich muß gehen.“ Sie stand auf. „Was soll ich jetzt bloß machen?“ sagte sie. Offenbar dachte sie wieder an das Unglück, das ihr widerfahren war, und an die unerbittliche Vorsitzende.

Sie verließ den Hof gemeinsam mit Nykin Iwanowytsh, der Sirka inzwischen zu der auf die Weide ziehenden Herde getrieben hatte und nun mit seinen Angeln zum Teich ging.

Die „Singer“-Nähmaschine besaßen die Schkarubas seit undenklichen Zeiten. Auf jeden Fall konnte sich Mychailo noch darauf besinnen, wie gern er als kleiner Junge das große Schwungrad gedreht und wie die Mutter ihm deswegen einen Klaps auf die Hände gegeben hatte, weil dies kein Spielzeug war. Wohin sie vom Schicksal auch verschlagen worden waren – alles mögliche hatte die Mutter zurückgelassen, aber nicht die Nähmaschine. Unter Gerümpel und Kleinholz in Großmutter Kylnas Schuppen versteckt, hatte sie den Krieg überstanden und war nach der Vertreibung der deutschen Faschisten unverseht wieder zum Vorschein gekommen.



Diese Nähmaschine hatten sie nach Medwynez mitgenommen. In der ersten Zeit hatte Olena Lewkiwna nur für sich und die Kinder genäht, aber allmählich kamen Frauen aus dem Dorf zu ihr, um sich dies und jenes nähen zu lassen. Ihr blieb nichts anderes übrig, als die Aufträge anzunehmen. Sie nahm zwar nicht alles an, konnte aber natürlich auch nicht immer ablehnen.

Kaum war Warka gegangen, kaum waren die Kinder aufgestanden und irgendwohin verschwunden, da kam Jawdoschka. Sie wohnte zwei Gärten weiter, auf der gegenüberliegenden Seite, neben Warka. Hellblond und mollig, mit frühen Fältchen um Mund und Augen, hatte sie hastige Gesten und einen lebhaften Blick. Sie war die einzige Tochter der schon ziemlich alten Eheleute Marfa und Sasont Chrustsch, die sich seinerzeit ein Kind bestellt hatten, als sie selber kaum noch glaubten, daß sie eins bekommen würden.

Jawdoschka betrat strahlend das Haus der Lehrer, es schien für sie keine größere Freude zu geben, als Olena Lewkiwna zu sehen. Sie ist doch ein hübsches Mädchen, wenn sie lächelt und fröhlich ist, dachte die Lehrerin.

„Einen Monat lang überlege ich schon“, sprudelte sie hervor, „ob ich mit meiner Bitte zu Ihnen kommen kann oder nicht. Ihr habt schon mit euch selber genug zu tun, und da kommen noch andere mit ihrem Kram.“

Sie hielt nichts in der Hand, aber unter ihrer Bluse wölbte sich etwas, und die Lehrerin ahnte: Jawdoschka bringt mir einen Stoff zum Nähen.

„Ich würde Sie ja gar nicht belästigen“, fuhr Jawdoschka fort, „aber Sie kennen doch unseren Stscherbyna. Ich frage ihn, ob er mir ein Kleid näht. Ja, sagt er, aber nicht vorm Winter; er hat nämlich eine Menge Aufträge. Er ist wirklich ein guter Schneider, zu ihm kommen sie sogar aus dem Rayonzentrum und lassen sich Uniformröcke und Breecheshosen nähen, an Arbeit fehlt's ihm nicht, davon lebt er ja, doch bedenken Sie,

Olena Lewkiwna: Einmal hab ich ihn angesprochen, aber das wird wohl auch das letzte Mal gewesen sein. Er könnte schließlich für mich zuerst und für die Ortsfremden später nähen! Aber Stscherbyna weiß, daß er an mir nicht viel verdienen kann. Ich denke auch nicht daran, so lange zu warten – bis zum Winter. Was nützt mir das im Winter? Das ist kein Pelz, den ich bei Frostwetter tragen will.“

Stscherbyna würde dir das Kleid vielleicht schneller nähen, aber einen gepfefferten Preis verlangen, dachte Olena. – Du kommst mit dem Stoff zu mir, weil ihr mir alle nur pro forma was bezahlt, damit es nicht heißt, es wäre umsonst.

„Hier, sehen Sie nur...“ Jawdoschka zog ein Päckchen aus dem Blusenausschnitt und wickelte es aus. „Es ist natürlich nur billiger Kattun, und deswegen hat’s Stscherbyna vielleicht auch nicht genommen, weil er gewöhnlich teure Stoffe verarbeitet. Je teurer der Stoff, desto mehr nimmt er; der ist anders als Sie, Olena Lewkiwna. Sie nehmen ein und denselben Preis für jedes Material, nur für Seide etwas mehr, weil’s mehr Arbeit macht.“

„Lassen sich denn unsere Medwynezer Mädchen etwas aus Seide nähen?“

„Das ist auch wieder wahr“, stimmte Jawdoschka zu. „Sie tragen die Bluse aus Boi, weil sie wärmer ist, und die Kostümjacke aus derbem Stoff, damit sie nicht so leicht schmutzelt... Machen Sie’s mir, Olena Lewkiwna?“

„Weißt du, Jawdoschka, ich will mir selber etwas schneiden, und dann kommen erst zwei Blusen an die Reihe... Nach den Blusen setze ich mich an dein Kleid. Soll ich noch einmal Maß nehmen oder nicht? Ich hab dir im vorigen Jahr ja schon ein Kleid genäht und hab mir die Maße aufgeschrieben... Was für einen Schnitt möchtest du?“

„Wieder denselben... Maß nehmen brauchen Sie nicht, ich bin diesen Winter nicht gewachsen.“ Sie lachte leicht verlegen.

„Hast du Watte?“

„Um die Schultern zu polstern? Ich hab keine . . .“

„Vielleicht brauche ich die Schultern bei dir nicht zu polstern?“

„Geht es denn ohne?“ Jawdoschka wurde auf einmal ernst. „Polstern Sie die Schultern! Vielleicht trenne ich aus einer alten Bluse die Polster heraus? Geht das?“

„Das ginge schon. Soll ich vorn einen Ausschnitt machen?“

Jawdoschka lachte wieder verlegen. „Ein Ausschnitt ist nicht nötig. Nur Knöpfe und ein Kragen.“

„Ein großer oder ein kleiner Kragen?“

„Wie der Stoff reicht“, antwortete Jawdoschka. „Schneiden Sie so zu, daß nichts übrigbleibt, sonst ist es nachher eng, daß man nichts unterziehen kann.“

„Ganz wie du willst. Vergiß nicht, mir Knöpfe zu bringen!“

„Ich habe schwarze . . .“, sagte Jawdoschka halb fragend.

„Wieso denn schwarze?“ entgegnete die Lehrerin. „Dein Stoff ist blau getönt, da müßten die Knöpfe blau oder weiß sein.“

„Das sagen Sie so! Aber wo bekomme ich blaue her? Die Leute würden sich über mich lustig machen . . . Ich nehme lieber schwarze, dann hat keiner was zu lästern.“

„Wie du willst . . . Aber versuch, weiße zu bekommen. Die müßte es bei uns geben.“

Nun hätte Jawdoschka eigentlich gehen können, weil alles Wichtige besprochen war. Sie hatte den Stoff auf die Nähmaschine gelegt, ging aber nicht. Anscheinend hatte sie noch etwas auf dem Herzen. Schließlich fragte sie: „Was wird denn nun mit Warka?“

„Was weiß ich?“ Olena Lewkiwna eilte zum Herd, wo etwas überlief. Sie stellte die Töpfe um. „Was soll denn mit ihr werden?“

„Tja . . .“ Jawdoschka wurde ernst und zog die Brauen zusammen. Dadurch wurde ihr Gesicht unschön, wirkte gleich-

sam gealtert. „Sie müßten's doch wissen, sind ja gestern bei der Vorsitzenden gewesen.“

Das weiß sie auch schon! Wenn's Jawdoschka weiß, dann ist es in ganz Medwynez herum! „Die Vorsitzende hat sich mit mir nicht beraten.“

„Wenn Sie sie sehen würden –, Warka ist von dem Unglück sogar krank geworden. Glauben Sie, der tut was weh? Nichts tut der weh, aber sie hat sich einen Kopfwickel gemacht, um nicht zur Arbeit gehen zu müssen, damit man sie ungeschoren läßt und nicht irgendwohin schleppt. Lange wird die jetzt krank sein! Sie spekuliert nämlich darauf, daß das Gewitter vorüberzieht. Wie dem auch sei, ein Kranker braucht Schonung.“

„Sie war gerade hier, sah schrecklich mitgenommen aus.“

„Das würde jeden mitnehmen – so was durchzumachen... Aber ihr Sohn – haben Sie schon gehört? – will bei der Lapkowska einheiraten. Die könnte doch seine Mutter sein, diese Lapkowska!“

Olena Lewkiwna blieb stumm. Würde sie Jawdoschka antworten, wüßten am Abend alle, daß Olena Lewkiwna diese Einheirat verurteile und sich so und so über die Lapkowska geäußert habe.

Sie war froh, als sich Jawdoschka verabschiedete.

Zuerst kam Taissa nach Hause, bald darauf Mychailo. Olena füllte ihnen Kulisch, heißen Maisbrei, auf die Teller, legte jedem einen Löffel hin und schnitt Brot dazu. Mychailo fing an zu essen, verbrannte sich an dem Kulisch fast den Mund, Taissa aber saß auf dem Bett und sah ihn von unten her an.

Mychailo war der Mutter ähnlich; er hatte einen runden Kopf, schwarzes Haar, eine lange gerade Nase, war nicht groß und auch nicht stämmig. Er hatte ein ruhiges Wesen, wurde aber manchmal jähzornig, und Olena Lewkiwna fragte sich verständnislos, woher diese Eigenschaft stammen mochte.

Taissa schlug nach dem Vater, war größer und hagerer, hatte helles blondes Haar, einen sanft geschwungenen Mund und ein rundes Kinn, das zu dem weichen Oval des Gesichts paßte. Auch Nykin Iwanowyschs Bedachtsamkeit hatte sie geerbt, seine Gründlichkeit, wenn es etwas zu tun galt, und sein Ungestüm, wenn's ums Vergnügen ging und sie zu ihren Freundinnen wollte. Mychailo legte keinen Wert auf Kleidung. Er besaß ein Hemd und eine Hose, also das, was er auf dem Leibe trug. Zum Wechseln hatte er so gut wie nichts. Er wollte auch nicht mehr haben. Taissa putzte sich gern, redete oft von Kleidern, wollte dies haben und jenes, und die Mutter tat, was in ihren Kräften stand, weil Taissa ein Mädchen war.

„Warum ißt du denn nicht?“ fragte Olena Lewkiwna ihre Tochter. „Setz dich an den Tisch, sonst wird's kalt.“

Taissa gab keine Antwort, sie war sichtlich verstimmt. Mychailo warf ihr einen finsternen Blick zu und wollte etwas sagen, biß sich aber auf die Zunge. Mit seinem finsternen Blick schien er seiner Schwester zu befehlen, ja den Mund zu halten.

Aber wie immer in solchen Fällen tat sie das Gegenteil.

„Ich setze mich nicht mit dem an einen Tisch“, erwiderte sie brummig.

„Warum denn das?“

Taissa zögerte. Sollte sie es sagen oder nicht? In diesem Augenblick zeigte ihr Mychailo heimlich die Faust. Da konnte sie nicht anders, das mußte sie ihm heimzahlen. „Er hat mit einem Totenkopf gespielt“, sprudelte sie gehässig hervor, und ihre hellbraunen Augen blitzten vor Frohlocken. Sie ergriff ihren Löffel und ein Stück Brot, wusch sich nicht einmal die Hände.

„Die spinnt ja!“ sagte Mychailo achselzuckend, als hätte seine Schwester wirklich die Unwahrheit erzählt, und setzte eine gleichgültige Miene auf – er schien sich nicht getroffen zu fühlen.

„Ich spinne nicht“, rief Taissa schrill. „Ich gehe gleich und hole ihn!“

Sie schnellte vom Bett hoch, um hinauszulaufen, da sprang Mychailo vom Stuhl auf und verspernte ihr, wütend und mit geballten Fäusten, den Weg.

„Mychailo, du isst deinen Kulisch auf!“ sagte die Mutter.

Doch ihm schien es den Appetit verschlagen zu haben. Das Frühstück war verdorben, und Olena Lewkiwna befahl: „Mychailo, wasch dir dann die Hände!“

Gehorsam schöpfte er Wasser in die Schüssel, nahm die Seife und wusch sich hastig und verdrossen die Hände.

„Wo hast du ihn her?“ Die Mutter meinte den Schädel.

„Er lag im Unkraut“, antwortete Mychailo mit gerunzelter Stirn.

„Wo genau?“

„Bei Fiona.“

Fionas Haus stand nicht weit von ihrem entfernt. Ihnen gegenüber wohnte Warka, neben ihr Jawdoschka und neben ihr Fiona, von der man wegen ihres Leibesumfanges sagte, sie esse wahrscheinlich nur Hefe, worauf Fiona stets erwiderte, das liege in der Familie.

„Wo denn da?“ Die Mutter konnte es nicht glauben.

„Hab doch gesagt, im Unkraut“, brummelte Mychailo unwirsch.

„Und du hast ihn mit nach Hause genommen?“ fragte sie, als wäre immer noch unklar, was er mitgebracht hatte.

Mychailo blieb stumm.

„Wie kannst du denn mit so was spielen?“

Taissa giente schadenfroh. Mychailo schwieg wie zuvor.

„Hinterm Haus im Fliederbusch hat er gegessen und den Schädel angestarrt, als wollte er ihn studieren“, sagte Taissa. „Wenn er nur gespielt hätte und vernünftig gewesen wäre, aber er ist mit ihm hinter mir hergerannt, um mich zu erschrecken.“

Dafür verdienst du 'n Denkkettel! Und dann setzt er sich an den Tisch, als wäre nichts!“

„Petze“, sagte Mychailo.

„Selber 'ne Pètze“, fuhr Taissa ihn an.

„Ich – eine Petze?“ Mychailos grünschillernde Augen verengten sich. „Das sagst du von mir?“

„Sieh einer an, so 'n Musterknabe!“ entgegnete Taissa, ehrlich erzürnt über ihren Bruder.

„Nun ist es aber gut!“ stieß Mychailo drohend hervor. Schnell lief er zum Bett, warf das Kopfkissen beiseite und holte unter der Matratze ein Kuvert hervor, aus dem er einen Brief zog.

Ehe er noch den Brief entfalten konnte, sprang Taissa wie eine Wildkatze auf ihren Bruder zu und rief mit tränenerstickter Stimme: „Gib her!“

„Ich geb ihn nicht her.“ Mychailo zerknüllte den Brief in der Hand. „Du hast gesagt, ich bin ein Klatschmaul.“

„Du bist keins, gib ihn mir wieder!“

„Und wer ist eine Petze?“

„Ich, ich, aber gib den Brief her!“

„Ich hab's gern, wenn man die Wahrheit sagt“, sagte Mychailo spöttisch. „Aber du kriegst ihn nicht, das soll dir 'ne Lehre sein.“

„Mychailo, das ist nicht dein Brief“, warf Olena Lewkiwna ein. „Gib ihn Taissa!“ Fassungslos stand sie in der Stube, sie vermochte diesem Streit zwischen Tochter und Sohn nicht Einhalt zu gebieten.

„Zuerst lese ich ihn, und dann gebe ich ihn dir!“

Taissa fing an zu weinen und wandte sich ab. Mychailo strich den zerknüllten Brief glatt und las vor:

„Allerliebste Taissa, es schreibt Ihnen aus dem fernen Karelrien der Ihnen unbekannte Soldat Lonja. Ihre Adresse hat mir Tolja Lipeschkow aus Ihrem Dorf gegeben, wir dienen beide in derselben Einheit. Liebe Taissa, entschuldigen Sie...“

Taissa stürzte sich wieder auf ihn, um ihm den Brief zu entreißen. Aber ihr Bruder gab ihn nicht her. Sie fing an zu kratzen, Mychailo wehrte sich.

„Mit Soldaten schreibt sie sich“, rief er, „und versteckt ihre Briefe unterm Kopfkissen... „Allerliebste Taissa“, parodierte er, „es schreibt Ihnen aus dem fernen Karelrien der Ihnen unbekannte Soldat Lonja...“

Taissa schluchzte und versuchte nicht mehr, ihr Geheimnis den Händen des Bruders zu entreißen. Die Mutter ergriff die Ofengabel und schlug ihm damit über den Rücken. Das stimmte ihn um – es hatte ihm anscheinend weh getan.

„Da, nimm!“ Er warf der Schwester den Brief hin. „Daß du mir nicht mehr petzt, allerliebste Taissa, sonst geht's dir noch schlechter.“

„Komm her!“ sagte die Mutter streng.

Er trat zu ihr, ahnte, was ihn erwartete.

„Her mit dem Ohr“, sagte sie, wie sie es zu ihm schon als kleinem Kind gesagt hatte.

Mit finsterner Miene hielt er den Kopf so, daß die Mutter mit zwei Fingern fest sein Ohr ergreifen konnte.

„Kannst es ruhig umdrehen, ich heule nicht.“

„Keine Angst, ich tu's nicht. Zeig mir den Schädel!“

Der Schädel lag mit dunkel klaffenden Augenhöhlen im Gebüsch. Die Mutter ließ Mychailos Ohr los, es war rot.

„Wickle ihn ein“, sagte die Mutter, „und bring ihn auf den Friedhof.“

„Ich hab ihn doch bei Fiona gefunden.“

„Dort wird er nicht hingelegt. Sonst sagt sie am Ende noch, du hättest ihn erst in ihren Garten gebracht.“

„Vielleicht soll ich ihn gar beerdigen? Womöglich soll ein Blasorchester noch 'nen Trauermarsch spielen?“

„Junge!“ sagte sie traurig und drohend. „Schände nicht das Andenken an einen Menschen! Du weißt nicht, wessen Schädel



das ist. Vielleicht war es eine schöne Frau oder ein hübsches Mädchen . . .“

„Wie unsere Taissa“, brummelte Mychailo.

„Vielleicht war es ein guter und kluger Mensch . . .“

„Die Klugen sind beerdigt“, warf Mychailo wieder ein.

„Junge!“ Ihre Stimme erbebt vor Zorn. „Sorge dich um die anderen, dann sorgen sie sich auch um dich!“

„Ich denke nicht daran zu sterben . . . Und über den Kopf mache ich mich nicht lustig. Ich wollte mir bloß mal angucken, wie ein Mensch aussieht, wenn er tot ist.“

Obwohl er bissige Antworten gab, hörte die Mutter ihm doch zu, sie mußte ihm einfach zuhören. Er riß hinterm Haus Blätter von Kletten ab, wickelte den Schädel ein und ging, dieses Paket an die Brust gedrückt, durchs Dorf zum Friedhof. Er verschwand zwischen den Gräbern, suchte einen Platz und legte ihn schließlich zwischen wucherndem Kirschgehölz neben einen bemoosten Stein. Er hatte sich schon ein Stück entfernt, da bemerkte er eine Eisenstange, hob sie auf und kehrte noch einmal um. Keuchend hob er mit der kurzen Stange eine kleine Grube aus, legte den Schädel hinein und deckte ihn mit Erde zu. Dann stieß er die Stange in die Erde, um die Stelle zu kennzeichnen, und dachte, es wäre gut, hier ein Bäumchen zu pflanzen. Aber kann man hier etwas pflanzen, wenn alles überwuchert ist?

Die Mutter kehrte ins Haus zurück. Taissa lag, den Kopf im Kissen vergraben, auf dem Bett, ohne auch nur einen Happen Kulisch angerührt zu haben. Empfindsam, wie sie war, würde sie lange Zeit brauchen, um sich zu beruhigen. Bis zum Abend würde sie so auf dem Bauch liegen bleiben und mit ihren vom Weinen geschwellenen Augen niemand beachten, nichts um sich her wahrnehmen.

Natürlich mußte man mit ihr reden. Diesen Brief sollte man vielleicht gar nicht erwähnen – das war ein harmloses Spiel.

Viele Medwynezer Mädchen spielten es. War Taissa schuld, daß ihr jemand schrieb? An den Abenden hielt es das Mädchen aber neuerdings nicht mehr zu Hause aus; es zog sie zu den anderen, in den Klub. Natürlich war daran nichts Schlechtes, aber... Olena Lewkiwna kam zum Bewußtsein, daß es an der Zeit war, über all das vertrauensvoll und behutsam mit ihr zu sprechen, aber im selben Augenblick fragte sie sich: Wie das anfangen? Worüber soll man überhaupt mir der kleinen Tochter reden, die selber noch nicht weiß, was sie will?

Tief seufzte Taissa auf ihrem Bett.

Abends kam oft Stepan Kuschtsa die Familie besuchen. Ihm hatte jemand kurz vorm Krieg bei einer Rauferei das rechte Auge ausgeschlagen, und er war deswegen nicht eingezogen worden. Seit der Zeit schien sich auch sein Charakter verändert zu haben. Kuschtsa war nicht mehr so streitsüchtig, führte sich ruhiger auf. Im übrigen erzählte man sich – natürlich hinter seinem Rücken –, er wäre wahrscheinlich durch und durch gut geworden, hätte man ihm auch das andere Auge ausgeschlagen.

In den letzten Jahren hatte Kuschtsa schon zweimal in der Haftanstalt gesessen. Das erstemal, weil er Netze vom Fischereikolchos gestohlen hatte – an dem großen Medwynezer See befand sich seit langer Zeit ein Fischereikolchos –, und das zweitemal, weil er versucht hatte, Feuer an das Haus von Maxym Lebedj zu legen. Das Haus war nur etwas angekohlt, das Feuer schnell gelöscht, aber Kuschtsa überführt worden. Vielleicht hatte ihn jemand in der Nacht gesehen, oder vielleicht hatte man einfach gewußt, daß kein anderer dazu fähig war als Stepan Kuschtsa, der aus irgendeinem Grunde fortwährend mit Maxym Lebedj auf Kriegsfuß stand, jedenfalls brachte man ihn dazu, ein Geständnis abzulegen, und er saß ab, was er abzusitzen hatte.

Ebenso ungewöhnlich wie aufschlußreich war, daß sich

Kuschta nach seiner ersten Freiheitsstrafe mit der Unterstufenlehrerin Nastja Wassylivna verheiratete. Es wurde eine große Hochzeit ausgerichtet; man feierte mehrere Tage lang; Blasmusik spielte, und das halbe Dorf strömte zusammen. Kuschta, der nie etwas gegen ein Gläschen einzuwenden hatte, trank auf seiner Hochzeit fast gar nichts, strahlte nur selig mit seinem gesunden linken Auge, und alle meinten, Nastja Wassylivna und Kuschta wären ein sehr schönes Paar, und dieses Paar wäre sogar wunderschön, wenn Stepan seinerzeit nicht bei jener Schlägerei Pech gehabt hätte.

Da er im Gefängnis gewesen war und nicht nur in einem, fürchtete man ihn im Dorf, und es gefiel Stepan sogar, daß er gefürchtet war. Nachdem er Nastja Wassylivna geheiratet hatte, erschien er häufiger im Klub bei Filmvorführungen und in der Bibliothek des Klubs, in der vor allem Bücher über den Krieg oder Broschüren mit agrrotechnischen Ratschlägen standen. Desgleichen besuchte er von Zeit zu Zeit bald den einen, bald den anderen Medwynezer Lehrer, um sich mit ihm zu unterhalten. Am häufigsten besuchte er wohl die Schkarubas. Er wußte über alles mögliche zu reden, konnte sich über alles äußern, was ihm bekannt war.

„Oh, da kommt schon wieder dein Kuschta“, sagte Nykin Iwanowytsch dann zu seiner Frau.

„Er ist deiner genauso“, erwiderte Olena Lewkiwna. In ihrer Familie hänselten sie alle ein wenig und meinten, Kuschta besuche sie, um Olena Lewkiwna zu sehen und sich mit ihr zu unterhalten, weil er sozusagen eine Schwäche für Lehrerinnen habe.

Langsam schritt Kuschta über die Schwelle, und langsam nahm er die Mütze ab – diese Mütze trug er auch bei der größten Hitze. Bedächtig begrüßte er die Anwesenden. Seine Stimme klang sonst immer ziemlich poltrig, hier aber war sie plötzlich ganz anders; sie wurde leise und süß, honigsüß fast, ein-

schmeichelnd und sanft. Als ergössen sich von Kuschtas Lippen keine menschlichen Laute, sondern ein murmelndes Bächlein Melasse. Überdies räusperte er sich fast nach jedem Wort, um die Kehle freizumachen und das Murmeln dieses Bächleins noch angenehmer klingen zu lassen.

„Wißt ihr“, begann Kuschtsa immer, „ich komme hier gerade so bei euch vorbei und denke mir: Gehst mal guten Tag sagen.“

„Treten Sie näher, treten Sie näher“, lud ihn 'Nykin Iwanowytsh freundlich ein, denn er plauderte gern mit Kuschtsa.

Fragend sah Kuschtsa die Hausfrau an, als wartete er darauf, daß auch sie ihn bäte, näher zu treten.

„Schönen Dank, daß Sie uns besuchen“, sagte sie dann, ohne ihre Arbeit am Herd, an der Nähmaschine oder über den Heften ihrer Schüler zu unterbrechen.

Für seine Besuche hatte Kuschtsa immer einen konkreten Anlaß, nie kam er mit „leeren Händen“. Aber seine Neuigkeit hob er sich bis zum Schluß der Unterhaltung auf, wenn der Gesprächsstoff schon erschöpft war und es eigentlich nichts mehr zu sagen gab. Dann räusperte er sich besonders angestrengt, um sich auf die Mitteilung der Neuigkeit vorzubereiten, die für die Schkarubas so neu nicht war (was sie aber nicht sagten).

Als sie diesmal das vertraute Räuspern auf der Schwelle vernahmen, wußten sie gleich wieder – Kuschtsa hatte etwas „mitgebracht“.

Er kam langsam herein, trat an der Tür gewichtig von einem Bein aufs andere und setzte sich dann ebenso gewichtig auf den Stuhl, der unter seinem massigen Körper ächzend knarrte und stöhnte. Als er sich schließlich bequem zurechtgesetzt hatte, lächelte er den beiden Schkarubas, die ihn ansahen, wohlwollend zu und wartete noch ein Weilchen, bis auch Mychailo

von seinem Buch auf sah. Der Besucher fing seinen raschen Blick auf und lächelte ihm ebenfalls wohlwollend zu. Er suchte mit dem linken Auge Taissa und hob für sie, da sie nicht in der Stube war, versteht sich, auch noch ein Lächeln auf.

Kuschta begann das Gespräch mit einigen Bemerkungen über das Wetter.

„Das Wetter ist heute wunderbar“, sagte er und räusperte sich.

„Herrlich“, stimmte Nykin Iwanowytsh zu.

„Haben Sie schon gehört, daß es in Kotjushynzy gestern gehagelt hat? Auf dem Feld hat's geregnet, aber überm Dorf ist ein Hagel runtergegangen, hat die Gärten verwüstet, die Hühner sind ohnmächtig umgefallen, Scheiben eingeschlagen.“

Dabei lächelte er sanft, als erzähle er etwas Belustigendes.

„Hat's so was bei uns im Frühling etwa noch nie gegeben?“ warf Nykin Iwanowytsh ein.

„Hat schon.“ Kuschta nickte, erinnerte sich. „Fiona war gerade unterwegs, und plötzlich schlug ihr ein Hagelkorn so groß wie 'ne Pflaume gegen die Stirn... Und Stscherbynas Hund? Dem hat's auf den Kopf geprasselt, daß er sich auf die eigenen Leute stürzte, erkannte sie nicht mehr. Erst am übernächsten Tag ist das Unwetter abgezogen. Auch einen Menschen hätt's so erwischen können, daß er's Bewußtsein verliert.“ Er lachte fröhlich – er hatte weiße, ebenmäßige Zähne. „Interessant, nicht wahr?“

„Wieso ist das interessant?“ fragte Nykin Iwanowytsh verständnislos.

„Wieso? Es ist interessant.“

Mychailo las, hörte aber mit einem Ohr der Unterhaltung zu. Ihm gefiel an Kuschta – wie er meinte – diese irgendwie überraschende Denkweise, sein Verstand, der sich bemühte, Gewöhnliches von allen Seiten zu beleuchten, um vielleicht etwas Ungewöhnliches daran zu entdecken; ihm gefiel, daß

Kuschta alles mit einer gewissen Heiterkeit betrachtete. Allerdings stieß ihn ein wenig ab, daß Kuschta sogar bei einer guten Sache unbedingt die Kehrseite zu entdecken trachtete, die in der Regel schlecht war.

„Nun sagen Sie mir mal . . .“, Kuschta kniff das linke gesunde Auge halb zu, wodurch sein Blick schärfer wurde. „Was ist der Mensch?“

„Das weiß doch jeder.“ Nykin Iwanowytsch lächelte erhaben.

„Jeder weiß es. Aber sagen Sie es mir!“

„Na, der Mensch – das sind Sie . . . das ist er.“ Der Vater wies auf seinen Sohn.

„Und dieses Brot.“ Kuschta beugte sich zum Tisch vor und nahm den angeschnittenen Brotlaib in seine schwarzen Hände. „Ist dieses Brot kein Mensch?“

„Selbstverständlich nicht“, erwiderte Nykin Iwanowytsch, nun ganz erhaben.

„Was geht also daraus hervor?“ Kuschta kam in Fahrt. „Das Brot ist nicht der Mensch, die Kartoffel nicht, das Wasser ist nicht der Mensch, aber aus alledem wird der Mensch doch gemacht, denn er ißt und trinkt es, lebt davon. Wenn er nicht ißt und nicht trinkt, muß er sterben.“

„Das stimmt und stimmt auch wieder nicht. Stepan, Sie werfen mechanisch alles in einen und denselben Topf, vergessen aber dabei gewisse Unterschiede.“

Kuschta hörte mit einer Miene zu, als würde er sogleich die endgültige Antwort auf seine Frage erhalten, und sagte, als er sie nicht erhalten hatte, mit der gleichen Leidenschaft wie zuvor: „Ich denke aber so: Der Mensch – das ist alles, was auf Erden ist. Das ist das Wasser und die Luft, das Brot und die Kartoffel. Auch das, was der Mensch anschaut, und das, worüber er sich Gedanken macht. Mit einem Wort – die Erde.“

„Wieso denn die Erde?“ murmelte Nykin Iwanowytsh skeptisch.

„Aber ja! Denn wenn die Erde ist, ist auch der Mensch; gäb's die Erde nicht, gäb's auch die Menschen nicht.“

„Sehr einfach und zugleich sehr kompliziert. Darüber haben sich die bedeutendsten Genies den Kopf zerbrochen, und Sie wollen es mit einer Kavallerieattacke erzwingen.“

„Nun, sie auf ihre Art und ich auf meine.“

„Jeder muß seine eigene Antwort auf diese Frage finden, das ist wahr. Aber so einfach ist das nicht.“ Nykin Iwanowytsh lächelte wieder nachsichtig. „Wasser, Kartoffeln...“

„Vielleicht kommt meine einfache Antwort der Wahrheit näher als deren verzwickte.“ Kushta wollte nicht streiten, fühlte sich aber sichtlich gekränkt, weil man seine Gedanken nicht verstehen wollte und verwarf. Er verstummte und sah zum Fenster hinaus, als suche er einen Anhaltspunkt für ein anderes Gespräch. Da sagte Olena Lewkiwna: „Ich verstehe Sie, das, was Sie über den Menschen und über die Erde gesagt haben.“

Nykin Iwanowytsh warf spöttisch ein: „Du bist Erde und sollst zu Erde werden.“

„Vielleicht auch nicht zu Erde“, widersprach Kushta, dem die Lust zu streiten anscheinend vergangen war.

„Was er auch wird, jedenfalls verschwindet er nicht ganz. Er ist ewig da. Auch wenn er noch nicht geboren ist, ist er schon da, und erst recht dann, wenn er gestorben ist. Denn er kann nicht aus dem Nichts erscheinen, nirgendwoher. Das heißt, er ist die ganze Zeit da“, sagte Olena Lewkiwna, an Kushta gewandt, und ihr Blick leuchtete plötzlich auf, als vertraute sie ihm ein Geheimnis an.

Nykin Iwanowytsh sah seine Frau mit einer gewissen Neugier und zugleich ungläubig an – solche Gespräche hatten sie schon lange nicht mehr miteinander geführt.

Nach kurzem Schweigen erwiderte Kuschtsa: „Haben Sie schon einmal an die gedacht, die geboren werden könnten und nicht geboren worden sind?“

„Wie an sie denken, wenn sie nicht da sind?“ fragte Nykin Iwanowytsch und gewann wieder seine vorherige Überlegenheit.

„Nicht da sind auch die, die gestorben sind.“ Kuschtsa wandte trotzig den Kopf hin und her, während er Olena Lewkiwna ansah, als erwarte er von ihr Unterstützung. „Aber an die denken Sie doch!“

„Na, Stepan, jetzt vermischen Sie Falsches und Richtiges.“

„Aber nein, überlegen Sie doch mal!“ verlangte er eindringlich von Nykin Iwanowytsch. „Hätte es nicht sein können, daß mir anstatt einem Kind zwei Kinder geboren worden wären? Es hätte sein können. Und so ist es bei jedem. Von denen, die nicht sind, aber hätten sein können, rede ich . . . Verstehen Sie?“

„Aber wo sind sie denn?“ entgegnete Nykin Iwanowytsch fast ganz leise.

„Wenn sie alle geboren worden wären, die vielen, vielen, würde ihr Leben dann ebenso sein wie unseres oder anders? Wenn es das gleiche sein würde, dann kann daraus gefolgert werden, daß das Leben auch in hundert Jahren sein wird.“

Danach verstummten alle, sogar Stepan Kuschtsa. Wenig später machte er den Eindruck eines Menschen, der alles bedauert, was er gesagt hat. Ihm war gar nicht wohl in seiner Haut. Er zwang sich zu lächeln, was allerdings verkrampft wirkte. „Na, ich hab hier was zusammenschwatzt, was ich selber nicht glauben kann.“

Olena Lewkiwna sah ihn an, als wolle sie ihm widersprechen, und Nykin Iwanowytsch hielt es für notwendig zu sagen: „Aber wieso, Stepan, es ist gut, daß Sie solche Gedanken haben.“

Mychailo, der immer noch zuhörte, schämte sich für diese Worte seines Vaters und beugte den Kopf tiefer über sein Buch.



„Was ist schon an den Gedanken daran, wenn sie verkehrt sind“, erwiderte Kushta, als schelte er sich selber. „Aber richtig zu denken verstehe ich nicht. So – daß ich von vornherein weiß: Ich denke richtig, ich irre mich nicht.“

Nykin Iwanowytsch musterte ihn mit schmalen Augen. Machte sich Kushta über ihn lustig? Anscheinend nicht. Allerdings war er ein Mensch, bei dem man auf alles gefaßt sein mußte.

„Ich werde wohl gehen.“ Kushta stand auf, trat eine Weile von einem Bein aufs andere und setzte sich wieder. Da wußten alle, daß Stepan nun endlich das sagen würde, weswegen er gekommen war.

„Hat man's Ihnen noch nicht erzählt?“ fragte Kushta.

„Nein, was denn?“ Nykin Iwanowytsch horchte auf.

„Wie – überhaupt noch nichts?“ Kushtas Erstaunen war groß. „Aber Nastja . . .“ Er stockte, überlegte, ob er seine Frau auch mit Vatersnamen nennen sollte, und fuhr fort: „Aber Nastja Wassyliwna hat man es schon mitgeteilt. Sie soll übermorgen zu den Leuten gehen und sie eine Staatsanleihe zeichnen lassen.“

„Machen das überall die Straßenvertrauensleute oder wie?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Gewiß doch, die Vertrauensleute.“

„Nun“, sagte Nykin Iwanowytsch, „was sein muß, muß sein. Wahrscheinlich werden sie uns morgen alle zusammenrufen.“

„Und wie hoch ist die Summe für jeden?“ fragte die Lehrerin.

„Die Summen sind natürlich schon eingetragen, bei jedem die entsprechende. Aber es sind nicht die gleichen wie sonst.“ Kushta blinzelte hintergründig, und ein Lächeln zog seinen Mund schief. „Ich weiß schon, wie hoch unsere ist.“

„Wie hoch ist sie?“ Man sah ihn gespannt an.

„Na, für Nastja Wassyliwna achthundert.“

„Ich hab beim vorigen Mal auch so viel gezeichnet“, sagte Nykin Iwanowytsch.

„Bei mir sind's runde sechshundert.“ Kuschtas Mund verzog sich zur anderen Seite.

„Aber warum denn von Ihnen so viel?“ Olena Lewkiwna war ehrlich verwundert.

„Was weiß ich? Ich arbeite nirgends, habe aber sechshundert zu zeichnen.“ Dies sagte Kuschtsa in einem Ton, als freute er sich noch darüber, daß man von ihm solch eine Summe erwartete.

„Ist das nicht auch für Nastja Wassyliwna zuviel?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Es ist viel“, gab Kuschtsa ruhig zu. „Aber sie muß viel zeichnen, weil sie mit der Liste herumgehen und von den anderen verlangen wird. Wie könnte sie's wagen, von den anderen viel zu verlangen, wenn sie selber wenig gibt? Da würde einem jeder an die Gurgel gehen.“

„Das ist wahr“, gab Olena Lewkiwna zu.

Sie schwiegen eine Zeitlang.

Schon am übernächsten Tag, am Sonntag, ging Olena Lewkiwna in ihrem Bereich mit der Liste für die Staatsanleihe von Haus zu Haus. Ihr Bereich war die Ecke des Dorfes, in der sie wohnten, wo sie jeden kannte und wo jeder sie kannte.

Sie stand im Morgengrauen auf, um alles zu schaffen. Es war auch am besten, die Menschen am frühen Morgen aufzusuchen, wenn sie noch zu Hause und noch nicht zur Arbeit gegangen waren oder sich in alle Himmelsrichtungen verstreut hatten.

Gestern hatte man ihr im Dorfsowjet einen Bevollmächtigten aus dem Rayon mitgeben wollen. Doch sie hatte erklärt, sie brauche keine Hilfe. Insgeheim hatte sie befürchtet, ein Fremder könne ihre Gespräche mit den Menschen stören. Einer, der sich sträuben und ablehnen wollte, würde sich dann nicht an

sie, sondern an den Bevollmächtigten wenden. Würde sie aber allein kommen, dann, so meinte sie, würden die Leute nicht wagen, sich zu sperren, weil sie ihre Kinder unterrichtete, in ihrer Nachbarschaft wohnte und es nicht ratsam wäre, sich mit ihr anzulegen.

Aber allein ließ man sie nicht gehen. Man teilte ihr den Sportlehrer Andri Kindratowytsch Sak zu, der seinen Wehrdienst gleich nach dem Krieg abgeleistet hatte und erst vor kurzem heimgekehrt war. Andri Sak besaß weder eine pädagogische noch eine andere Bildung, glaubte nur, er werde als Lehrer arbeiten können, und so hatte man ihn in den Schuldienst eingestellt.

Wen zuerst aufsuchen? Vielleicht Warka? Sie werden bei ihr anfangen und dann weitersehen.

Warka buk gerade Brot. Die Stube war verräuchert, unter der Decke hingen bläuliche Schwaden. Zwei ihrer kleinsten Kinder tollten herum, beide unglaublich schmutzig, mit breiten Brauen und hängender Unterlippe. Offenbar nach ihrem Vater geraten.

Als Olena Lewkiwna und Sak über die Schwelle traten, vergaßen die Kinder und auch Warka ihre Beschäftigung und starrten die Besucher forschend, mit großen Augen an.

„Ah, Sie backen gerade Brot, Warka“, sagte Olena Lewkiwna nach der Begrüßung, halb fragend, halb feststellend, und verspürte eine gewisse Befangenheit. Sie bedauerte es schon, mit Warka angefangen zu haben.

„Ja, ich backe“, erwiderte Warka nicht besonders freundlich.

Sie hatte sich anscheinend blitzschnell daran erinnert, daß sie selber vor gar nicht langer Zeit die Lehrerin besucht und sie gebeten hatte, für sie ein gutes Wort einzulegen. Nun könnte die Lehrerin ja glauben, sie backe mit dem Gestohlenen. Unwirsch setzte sie hinzu: „Ohne Brot geht's ja nicht. Man bäckt eben, ob man was zu backen hat oder nicht.“

Vom Ofen kam greisenhaftes Hüsteln. „Bei Brot und Wasser hält sie einen.“

Ärgerlich sagte Warka zum Ofen hin: „Du solltest still sein, Vater, oder nur was Gescheites reden.“

„Was sage ich denn?“ kam es aus dem Rauch. „Etwa nicht die Wahrheit?“

„Du sagst immer die Wahrheit. Fragt sich nur, wem sie was einbringt!“

Auf dem Ofen wurde es still, und Warka sah die Lehrer abwartend an. Andri Sak trat von einem Bein aufs andere. „Wir kommen wegen der Anleihe. Sie müssen auch eine zeichnen.“

In der Stube wurde es still. Im Ofen knisterte und knackte es. Warka nahm einen feuchten Teigkloß in die Hände und blieb so stehen. Plötzlich huschten die Kinder, als sei es ihnen unheimlich geworden, eins nach dem anderen zur Tür und schlüpfen geschickt zwischen dem Sportlehrer und Olena Lewkiwna hindurch.

Ohne den Teig zu einem Brot geformt zu haben, legte Warka ihn auf den Tisch. Sie nahm ihr Kopftuch von der Bettstelle, band es sich mit ihren feuchten, mehlbestäubten Fingern um den Kopf und setzte eine kämpferische Miene auf.

Na, jetzt geht's los, dachte Olena Lewkiwna und machte sich darauf gefaßt, daß Warka gleich zu streiten anfangen würde.

Aber Warka nahm den ungeformten Teigkloß wieder vom Tisch und knetete ihn von allen Seiten, bis er einem Brot ähnlich wurde. Dann langte sie in den Trog, holte wieder ein Stück Teig heraus, wobei sich ihr Gesicht rötete, und knetete es ebenfalls.

Mucksmäuschenstill war es auch auf dem Ofen geworden. Offenbar auch in der Erwartung, Warka werde sogleich Krach schlagen.

Unterdessen knetete die Hausfrau den ganzen Brotteig und schob die geformten Laibe in den Ofen. Dies tat sie jäh und

hastig, wie im Zorn. Die Lehrer standen linkisch an der Schwelle. Endlich schloß Warka die Ofentür, stellte die hölzerne Brotschaufel in die Ecke und fragte, den Blick auf die Füße gerichtet: „Wieviel?“

Sie hatte sich also eines anderen besonnen, wollte nicht streiten. Vielleicht erinnerte sie sich an den Zwischenfall mit dem Korn und wollte sich nicht noch mehr Ärger machen.

„Sechshundert“, antwortete Andri Sak. Dann holte er die Namenliste mit den eingesetzten Summen aus der Tasche und wiederholte: „Sechshundert.“

Vom Ofen her war ein Hüsteln zu hören. Weiter nichts.

Warka kratzte mit einem stumpfen Messer die Teigreste im Trog zusammen, steckte den Kopf hinein und tat überaus beschäftigt.

Jetzt wird sie gleich loslegen, daß man's bis ans andere Ende des Dorfes hört, dachte Olena Lewkiwna. Aber sie hatte sich geirrt. Warka rollte die Teigreste zusammen und legte den Fladen wieder in den Trog. Sie brummelte etwas vor sich hin, aber die beiden verstanden es nicht.

„Was ist?“ fragte der Sportlehrer abermals verständnislos.

Aber sie sagte es nicht noch einmal, trat nur schweigend vor sie hin und streckte die Hand aus.

„Was ist?“ fragte der Sportlehrer abermals verständnislos.

„Gebt mir einen Federhalter, ich trage mich ein.“

Beide hatten einen Federhalter, und beide reichten ihn ihr rasch, Warka nahm Olena Lewkiwnas. Andri Sak holte sein tropfsicheres Tintenfaß aus der Tasche, und Warka tauchte die Feder ein, als wollte sie den Boden durchstoßen.

„Wo soll ich unterschreiben?“

„Hör mal, Töchterchen“, kam es vom Ofen her, „womit willst du denn bezahlen?“

Warka gab keine Antwort und wiederholte finster: „Wo soll ich mich eintragen?“

Olena Lewkiwna tippte mit dem Finger auf die Zeile. Warka, den Blick forschend auf die Stelle gerichtet, trat zum Tisch, legte die Liste auf das verschüttete Mehl und malte sehr langsam, Buchstabe für Buchstabe, ihren Familiennamen: Lushar. Endlich hatte sie es geschafft. Seufzend betrachtete sie die Liste, als glaubte sie nicht, daß sie sich soeben dort eingeschrieben hatte.

„Na, das wär's“, sagte Andri Sak.

Sie sah ihn erstaunt an, als wollte sie fragen: Wieso ist das alles?

„Geben Sie das Geld gleich, oder bringen Sie es vielleicht selber zum Dorfsowjet?“

„Ich bring's selber“, antwortete Warka.

„Was wirst du denn bringen?“ wurde vom Ofen her gefragt.

„Dich nehme ich huckepack und liefere dich ab!“ sagte Warka.

„Wenn man mich nimmt, was sollt ich dagegen haben? Vielleicht tauge ich noch zu was.“

„Sie taugen noch zu etwas!“ sagte Andri Sak laut und lächelte. Auch Olena Lewkiwna lächelte.

In Warkas Gesicht, das ihnen zugewandt war, trat etwas Wärme.

„Wieviel Anleihe zeichnen denn die anderen so?“ fragte der Alte vom Ofen.

„Bei denen waren wir noch nicht“, antwortete Olena Lewkiwna. „Sie sind die ersten.“

„Warum denn das?“

Olena Lewkiwna wechselte einen Blick mit dem Sportlehrer. Was sollte man darauf antworten?

„Wenn aber die anderen nun keine Anleihe zeichnen?“ drängelte der Alte weiter. „Was dann?“

Da herrschte Warka ihn erneut an. „Sie werden zeichnen!“

„Na, na?“ Der Alte zweifelte.

„Ach, Vater, Vater!“ rief Warka zornig, und ihr schoß das Blut ins Gesicht.

Sie atmeten erleichtert auf, als sie wieder auf der Straße standen. Das heißt, Olena Lewkiwna, die sich gerade in diesem Haus auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatte, atmete erleichtert auf, und der Sportlehrer sah sie verständnisvoll an.

„So, und jetzt zu Jawdoschka“, sagte sie.

Jawdoschkas Grundstück grenzte an Warkas. Es war mit einem Flechtzaun umgeben, damit von der Straße kein Vieh hereinlief; auf dem Hof reckte sich ein abgestorbener Baum mit halb abgesägten Ästen, der zum Trocknen von Gefäßen diente, unterm Kirschbaum stand eine alte Holzbank, der Gemüsekel-ler im Garten war mit vorjährigem Maisstroh abgedeckt. Die Fenster waren windschief geworden und schielten – das eine hierhin, das andere dorthin. Der Fußboden im Flur war so ausgetreten, daß man glaubte, in eine Grube zu treten.

Jawdoschkas Eltern, Sasont und Marfa Chrutsch, saßen am Tisch. Vor ihnen standen eine Schüssel Pellkartoffeln und ein großer Salznapf. Sasont hielt eine gepellte Kartoffel in der Hand und pustete.

„Wo ist denn Jawdoschka?“ fragte Olena Lewkiwna. In diesem Hause lag alles in den Händen der wendigen, tatkräftigen Jawdoschka, und die Lehrerin wußte, daß man, wenn es um eine ernste Sache ging, mit ihr reden mußte.

„Im Kolchos“, antwortete Sasont.

Neugierig sahen sich der Hausherr und seine Frau nach ihnen um. Da die Lehrer es aber nicht eilig hatten zu erklären, was sie hierher geführt hatte, fragte Sasont nach kurzem Schweigen: „Vielleicht geht's auch ohne sie?“

„Warum nicht?“ antwortete Andri Kindratowytsch bereitwillig. „Natürlich brauchen wir sie nicht dazu. Wir kommen wegen der Anleihe, Sie müßten sich eintragen.“

„Eine Anleihe?“ Sasont hob die schütterten Brauen, und die

Augen darunter schienen sich noch mehr zu verengen und noch tiefgründiger zu werden. „Wir könnten eine zeichnen, haben aber jetzt kein Geld.“

„Wenn heute nicht, dann morgen.“

„Aber wenn auch morgen keins da ist?“

„Sie sitzen doch nicht ewig ohne Geld da“, entgegnete Andri Kindratowytsch überzeugt.

Sasont entschloß sich endlich, die abgekühlte Kartoffel zu essen. Er schien plötzlich ganz in sich zusammenzusinken.

„Ohne Geld sitzen wir nicht da“, erklärte Marfa, „aber wir schwimmen auch nicht im Geld.“

„Hören Sie mal.“ Andri Kindratowytsch ließ sich nicht beirren. „Sie sagen das so, als würden wir“, er wies mit dem Kopf auf Olena Lewkiwna, die ganz still geworden war, „für uns selber bitten.“

„Wieso denn für euch selber“, entgegnete die Frau des Hauses leise. Im Beisein der Besucher wollte ihr das Essen nicht schmecken, also machte sie sich daran, den Topf auszukratzen.

„Nicht für uns persönlich ist es, sondern für den Staat“, erklärte der Sportlehrer. „Wir haben erst vor kurzem diesen Krieg überstanden, alles ist knapp, aber Sie wollen das nicht sehen.“ Er sprach eindringlich, entschieden, die Adern an seinem Hals und auf der Stirn schwellen an.

„Aber was denn – wir sehen es ja“, erwiderte Sasont, während er die Kartoffeln betrachtete.

„Ihr seht's, wollt aber nicht helfen! Sitzt und sitzt auf eurem Geldsack!“

Olena Lewkiwna berührten diese Worte peinlich. Was für einen Geldsack konnten ihre Nachbarn schon besitzen!

„Aber haben wir denn was gesagt?“ Sasont sah die Lehrer nicht an. „Jawdoschka wird uns nachher nur halb auffressen, wenn wir selber eine Anleihe zeichnen.“

„Sind Sie nicht ihr Vater?“



„Der bin ich.“

„Haben Sie ihr nichts zu sagen?“

„Jawdoschka ist ihr eigener und unser Herr.“

„Seit wann lehrt das Ei die Henne?“

„Wenn's not tut, lehrt auch das Ei die Henne.“

Olena Lewkiwna wußte, daß hier weder mit Bitten noch mit Überredungskünsten etwas auszurichten war. Denn die Chrustschs gehörten zu den Menschen, die – mögen sie einem nun beipflichten oder widersprechen – doch nach ihrem Kopf handeln, was man ihnen auch sagen mag.

„Ißt Jawdoschka zu Hause Mittag?“

„Kann sein“, antwortete die Mutter.

„Dann kommen wir noch mal vorbei.“

Die Lehrer wollten schon gehen, da fragte Sasont: „Wieviel ist denn Jawdoschka auferlegt?“

„Was heißt auferlegt?“ entgegnete Andri Kindratowytsh aufbrausend. „Das ist eine freiwillige Sache.“

„Na, wieviel ist's denn freiwillig?“

„Das hängt von Jawdoschka ab. Wieviel sie will, soviel zeichnet sie.“

„Wir werden das mit Jawdoschka bereden“, sagte Olena Lewkiwna und trat zur Tür.

„O ja, lieber mit Jawdoschka“, stimmte Marfa beinahe fröhlich zu. „Was verstehen wir schon davon? Das macht alles Jawdoschka.“

Sie würde wahrscheinlich ziemlich kleinlaut werden, dachte Olena Lewkiwna, wenn Jawdoschka jetzt hereinkäme.

Sasont dachte nicht daran, sich umzudrehen, als hinter ihm die Tür zuschlug.

Die Straße führte ein wenig bergab und zog sich, an der Lehmgrube vorüber, auf einer kleinen Anhöhe entlang zum Teich. Oberhalb der Lehmgrube wohnte Fiona. Ihr Haus war

langgestreckt, niedrig. Das zottige Strohdach hing tief herab, und das Haus lugte mit seinen Fenstern argwöhnisch darunter hervor. Das Grundstück war nicht eingezäunt, der Hof kahl, im Garten wuchsen nicht einmal Vogelknöterich oder Fuchschwanz.

Fiona war keine üble Frau, hatte nur ein welkes Gesicht, wie Kartoffelkraut, das im Schatten gewachsen ist; ihr Gesicht war außerdem mit bräunlichen Flecken gesprenkelt.

„Wünsche einen guten Tag“, begrüßte Olena Lewkiwna sie. „Wir kommen mit einer Bitte.“

„Was kann einer mich schon bitten?“ brummelte Fiona.

„Wenn wir alle bitten, dann auch Sie.“

Sie saß und las einen Brief. Finster sah sie die Gäste an, finster erwiderte sie den Gruß. Doch plötzlich hellte sich ihr Gesicht auf und wurde freundlicher.

„Hab Nachricht von meinem Ältesten, von Mykola“, sagte sie. „Er studiert jetzt an der Hochschule für Körperkultur. Ich danke Ihnen, Olena Lewkiwna, Sie haben ihn zur Vernunft gebracht, und jetzt wird aus ihm vielleicht ein anständiger Mensch. Wenn er auch ein dummer Bengel gewesen ist, wenn Sie ihn auch aus dem Unterricht hinausgeworfen und in die Ecke gestellt haben, so haben Sie ihn doch irgendwie bis zur siebenten Klasse gebracht und ihm das Abgangszeugnis gegeben.“

Fiona hob ihr weiches, rundes Gesicht, das vor Freude strahlte. „Ich hab zwei, hab mich mit beiden tüchtig geschunden. Im Krieg und auch danach hatte ich es schwer. Hat einer fünf oder sechs, ist es leichter, dann braucht er nicht soviel durchzumachen.“

„Wo ist denn Ihr Wassyl?“ fragte Olena Lewkiwna höflich.

„Wassyl? Der zieht ständig umher, hat nie Ruhe zu Hause. Er war ein ordentlicher Junge, folgsam. Anders als Mykola, der Älteste. Mykola war ein Wildfang, ein Galgenstrick. Vielleicht

krempelt die Stadt ihn ein bißchen um, wenn's das Dorf nicht fertiggebracht hat.“

„Oh, die Stadt krempelt ihn um!“ sagte Andri Kindratowytsch fröhlich und wollte anscheinend gleich von der Anleihe anfangen, aber Fiona, einmal ins Erzählen gekommen, schwatzte munter weiter: „Ich bin ihn schon einmal besuchen gefahren. Und was denken Sie? Mager ist er geworden, die Wangen eingefallen. Das Gesicht nichts wie Augen. Er ist auch irgendwie ruhiger geworden.“

Sie fuhr fort, von ihrem Sohn zu erzählen. Da wechselte der Sportlehrer einen verschmitzten Blick mit Olena Lewkiwna, trat näher zu Fiona und sagte eindringlich: „Das ist gut, Fiona, daß er ein anständiger Kerl wird. Das soll er auch werden. Aber jetzt sagen Sie uns doch mal: Zeichnen Sie eine Anleihe oder nicht?“

„Wie... Was wollen Sie von mir?“ fragte Fiona.

Andri Kindratowytsch holte das tropfsichere Tintenfaß aus der Tasche und stellte es vor Fiona auf den Tisch. Dann zog er die schon etwas zerknitterte Liste hervor.

„Hier“, sagte er nur und wies mit dem Zeigefinger auf Fionas Familiennamen.

Ach, er versteht es nicht, mit Fiona zu reden, dachte Olena Lewkiwna. Mit ihr hätte man noch über alles mögliche plaudern müssen, bevor man zur Sache kam.

„Sich eintragen ist leicht. Ich trage mich ein“, stimmte Fiona ruhig zu. Sie unterschrieb. Dann vertiefte sie sich wieder in den Brief und vergaß die Lehrer.

Leise gingen sie hinaus.

Pantelej Pekur saß auf der Erdbank vorm Haus und wärmte seine alten Knochen. Er fröstelte immer. Den lieben langen Winter kam er nicht vom Ofen herunter und zog, wenn es unter ihm anscheinend kühler wurde, auf dem Ofen liegend, auch

noch die Filzstiefel an. Selbst sengende Hitze erwärmte ihn nur wenig, und er bangte, sogar die schönste Sommerwolke könne im nächsten Augenblick Schnee bringen.

„Großväterchen, guten Tag!“ sagte Andri Kindratowytsch.

„Einen guten Tag, wenn ihr's ernst meint“, antwortete Pantelej. Er war eine achtunggebietende Erscheinung, stattlich, hatte einen rötlich gefleckten, weißen Bart und schon ziemlich farblose, ewig blinzelnde Augen.

„Wärmen Sie sich ein bißchen auf?“

„Die Sonne scheint für alle. Warum sollte ich mich nicht aufwärmen?“

„Gewiß doch“, pflichtete Andri Kindratowytsch ihm großmütig bei und fragte vertraulich: „Ans Sterben denken Sie aber noch nicht?“

Das war Olena Lewkiwna so peinlich, daß sie beiseite ging, um zu betonen, daß nicht sie solche Fragen stellte.

„Nein, daran denke ich nicht.“ Pantelej Pekur hob die Stimme. „Du vielleicht?“

„Ich bin noch jung“, entgegnete der Sportlehrer, „ich gedenke noch zu leben.“

„Ich auch.“

„Haben Sie nicht schon ein reiches Leben hinter sich?“

„Aber nein. Wenn ich genug vom Leben hätte, würde ich mich selbst in den Sarg legen und die Hände auf der Brust falten.“

„Na, so was!“ Andri Kindratowytsch staunte. „Sie würden beschließen zu sterben und – dann sterben?“

„Was denn sonst?“ erwiderte Pantelej ruhig. „Der Mensch stirbt oft nicht, weil seine Zeit gekommen ist, sondern weil er's so im Sinn hat.“

„Aber wie ist es mit den Steinalten – sterben die nur aus Überlegung nicht?“

„Ich bin nicht steinalt“, widersprach Pantelej würdevoll.

„Hast du die Bibel gelesen? In der Bibel steht geschrieben, daß die Menschen früher zweihundert, dreihundert Jahre alt geworden sind. Wenn ich nun ebensolange leben will – was gibt's dagegen einzuwenden?“

„Glauben Sie an das alles?“

„Ich glaube daran, denn ich bin gläubig.“

„Haben Sie's noch nicht satt? In jener Welt könnten Sie von dieser sündigen Welt ausruhen.“

„Ich will das alles nicht verlassen.“

„Was eigentlich?“ Andri Kindratowytsch verstand nicht.

„Diese Welt.“

„Auch das Dorf Medwynez?“ In den Tonfall des Lehrers mischte sich Spott.

„Das ist mir am teuersten.“

„Von mir möchten Sie sich auch nicht trennen?“ Verschmitzt kniff er ein Auge halb zu.

„Du bist ein Spaßvogel“, erwiderte Pantelej Pekur ruhig, „du würdest es auch nicht wollen...“

Der Sportlehrer war offensichtlich enttäuscht, weil seine Spötteleien bei dem alten Pantelej nicht verfangen, er wurde sofort kühler und sagte: „Nun, Sie wärmen sich also. Wir kommen aber wegen einer wichtigeren Angelegenheit. Ist Vater Jelyssej Onufrijowytsch zu Hause oder unterwegs?“

„Er ist zu Hause“, antwortete Pantelej nach kurzem Besinnen und neigte zur Bestätigung den kleinen grauen Kopf. „Gehen Sie doch ins Haus!“

Pantelej und seine Tochter Jaryna, eine junge Vierzigerin, bei deren Erwähnung man sich in Medwyncz vielsagend zuzwinkerte, hatten einen Teil ihres Hauses an den von außerhalb zugezogenen Popen Jelyssej Onufrijowytsch Kuschniruk abgetreten. Die Frauen murrten darüber, weil Väterchen sich auch bei älteren, stattlicheren Frauen im Dorf hätte einquartieren können, hinter deren Rücken, wenn sie ein Kind be-

kämen, niemand tratschen und nach dem Erzeuger fragen würde. Mochte Jaryna leben, wie es ihr gefiel, aber der Pope hätte sich nicht bei ihr einquartieren dürfen. Wenn es sich aber schon so ergeben hatte, sollte sie sich wenigstens vernünftig benehmen und nicht so scheinheilig tun, als ob nichts wäre... Dem Popen wurde dieser ganze Klatsch natürlich von denen zugetragen, die ihm ihre eigenen Geheimnisse und die des Dorfes anvertrauten und sich deswegen Gott am nächsten glaubten. Väterchen jedoch kümmerte sich nicht darum. Vor allem wohl deswegen, weil Jaryna ein großes reinliches Haus ihr eigen nannte und schmackhaft kochte; sie wurde sogar zu Hochzeiten und Leichenschmausen als Köchin geholt.

Als der Pope im Hof über sich reden hörte, trat er aus dem Haus. Mit samtener Stimme begrüßte er die beiden Ankömmlinge und neigte sacht den Kopf zum Gruß. Er trug ein loses schwarzes Satinhemd mit seidnem Gürtel und gut geputzte Kuhlederstiefel. In seinem runden, rosigen Gesicht flammten volle Lippen.

„Sie wollen zu mir?“ fragte er, den Blick über die Köpfe hinweg ins Ungewisse gerichtet. Aus seiner Frage klang Verwunderung. Was für eine Angelegenheit konnte sie zu ihm führen?

Den Sportlehrer befiel eine unerklärliche Verlegenheit, und er fuhr, um sie zu verbergen, betont langsam mit der Hand in die Tasche, entfaltete betont langsam die Liste.

„Jelysiej Onufrijowytsch Kuschniruk“, las er fast schleppend und sah den Popen bedeutungsvoll an, als erwarte er von ihm eine Bestätigung, und der Pope neigte kaum merklich den Kopf.

Olena Lewkiwna sah den Geistlichen wohl zum erstenmal aus der Nähe. Wenn sie ihm sonst auf der Straße begegnete, streifte sie ihn nur mit einem flüchtigen Blick, weil es ihr peinlich war, ihn anzustarren, und jener schritt erhaben, die Brust von Würde geschwellt, an ihr vorüber und maß sie nur se-

kundenlang mit einem Blick seiner vorquellenden Augen, in denen ein tückisches Feuer zu flackern schien. Auch jetzt stand er würdevoll vor ihnen und erwartete sichtlich den gleichen Respekt, den er seiner eigenen Person zollte.

• „Ja, Jelyssej Onufrijowytsch“, bestätigte der Pope, „so werde ich in der Gemeinde genannt.“

Olena Lewkiwna hatte den Eindruck, der Pope verlöre vorübergehend etwas von seiner Erhabenheit, ließe sich für einen Augenblick gleichsam von seiner Höhe herab, in der er sonst gewiß verweilte, und käme zur Erde hernieder, auf der sie standen und der alte Pantelej auf seiner Erdbank saß.

„Eine Anleihe wofür?“ Der Pope sah Olena Lewkiwna an, als richtete er seine Frage an sie persönlich.

Aber der Sportlehrer kam ihr mit der Antwort zuvor. „Für den Wiederaufbau und die Entwicklung der Volkswirtschaft.“ Das klang wie eine scharfe Entgegnung, als hätte der Pope schon versucht auszuweichen oder abzulehnen.

„Wieviel?“ fragte der Pope ruhig und unbewegt.

Andri Kindratowytsch kannte alle Summen auswendig, sah aber sicherheitshalber noch mal in der Liste nach. „Zweitausend Rubel“, sagte er mit unverhohlener Schadenfreude.

Als Großvater Pantelej das hörte, erhob er sich plötzlich von der Erdbank und blieb eine Weile stocksteif stehen. Dann setzte er sich langsam wieder.

Der Pope holte tief Luft und verhielt, wie um ihren Geschmack zu prüfen, den Atem, dann atmete er geräuschvoll aus. Der Gesichtsausdruck des Lehrers war gespannt, lauernd... Versuch's nur, dich mit mir anzulegen!

„Wo muß ich mich eintragen?“ fragte der Pope, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Der Sportlehrer holte seinen metallenen Schulfederhalter aus der Tasche und das Tintenfaß, tauchte die Feder selber ein, als

befürchtete er, der Pope könne es sich auf einmal anders überlegen und sich weigern zu unterschreiben.

„Ich möchte allerdings“, sagte der Pope bedächtig, während er den rostigen Schulfederhalter ergriff, „die Summe neben meinem Namen ändern.“

„Wie soll ich das verstehen?“ Andri Kindratowytsch stutzte.

„Ich zeichne eine Anleihe“, erklärte der Pope mit gehobener Stimme, „von zweieinhalbtausend Rubeln.“

Der Sportlehrer erleichte. Alles hatte er von dem Geistlichen erwartet, nur das nicht. Er hatte vermutet, dieser Mann werde Schwierigkeiten machen, und er werde mit ihm diskutieren, seine ganze Beredsamkeit aufbieten müssen. Und nun . . .

Der Pope tauchte die Feder ins Tintenfaß. An der Spitze der Feder hing ein Fussel. Andri Kindratowytsch schoß das Blut ins Gesicht. Ohne daß er es eigentlich wollte, zupften seine Finger den Fussel von der Feder. Der Pope nahm die Liste, überlegte, worauf er sie legen sollte, hielt sie schließlich an die Wand. Nachdem er unterschrieben hatte, durchkreuzte er die Zahl neben seinem Namen und schrieb eine andere hin. Dann gab er dem Lehrer Federhalter und Tintenfaß zurück.

„Danke“, sagte Olena Lewkiwna.

Der Pope biß sich kurz auf die Unterlippe und antwortete mit wohlklingender Stimme: „Gelobt sei der Herr.“

Und da erlaubte sich der Sportlehrer etwas . . . Der Teufel mußte ihn geritten haben.

„Vielleicht könnten Sie eine noch höhere Summe zeichnen, Väterchen?“ sprudelte er hervor.

Der Pope, für das Dorf Jelyssej Onufrijowytsch Kuschniruk, schob die Finger beider Hände hinter den seidenen Gürtel und sagte mit dünnem Lächeln: „Sünde, mein Sohn, Sünde!“

Er nannte den Sportlehrer seinen Sohn, und das wurmte diesen mächtig, weil er schließlich nicht zu den Schäfchen seiner



Gemeinde gehörte und nicht gekommen war, um zu beichten, sondern den Popen seine Anleihe zeichnen zu lassen.

„Warum?“ fragte er schroff, stellte bereits durch seinen Ton in Frage, was der Pope gesagt hatte.

„Darum“, lautete die Antwort, „weil mehr schon Hoffart sein würde, Hoffart und Eitelkeit jedoch des Teufels sind, des verdammten.“

Der Sportlehrer blinzelte und versuchte zu verstehen, konnte aber den Sinn dieser Erwiderung nicht erfassen. „He-e, Sie wollen sich über mich lustig machen!“

Der Pope, ohne noch ein Wort zu sagen, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand ebenso plötzlich im Haus, wie er gekommen war.

Auf der Erdbank räusperte sich Pantelej. „Habt ihr Väterchen überredet, hat er eine Anleihe gezeichnet?“

„Alle gewinnen wir dafür, also auch den Popen“, sagte Olena Lewkiwna. „Er wäre vielleicht sogar verärgert, wenn wir ihn nicht angesprochen hätten. Was meinen Sie?“

„Wieso soll ich für ihn denken, mag er selber für sich denken.“

Andri Kindratowytsh trat zu dem Großvater und hielt ihm das Schreibzeug hin. „Großvater, Sie gedenken ewig auf dieser Welt zu leben. Wem, wenn nicht Ihnen, sollte wirklich am Wohlergehen seines Staates gelegen sein? Da der Pope eine Anleihe gezeichnet hat, ist es für Sie sozusagen Gottes Gebot . . . Hier, nehmen Sie . . .“

Pantelej sah sich die Liste lange an. Neben seinem Namen stand eine unbedeutende Summe. Die Augen halb zugekniffen und die Nasenspitze fast auf dem Papier, unterschrieb er.

Die Herde war schon von der Weide gekommen, aber Sirka immer noch nicht zu sehen. Mychailo, der die Kuh in den Stall bringen mußte, dachte, sie hätte sich vielleicht einer anderen

Herde angeschlossen – die einzelnen Ortsteile des Dorfes hatten ihre eigenen Herden – und würde bald nach Hause kommen. Aber die Zeit verging, die Sonne sank immer tiefer, und der Junge begann sich ernstlich Sorgen zu machen. Im stillen schimpfte er auf Taissa, die am Tag zuvor nach Nowa Hreblja gegangen war, um Großmutter Kylyna zu besuchen; er grollte ihr, als wäre sie daran schuld, daß Sirka trödelte. Er lief vors Tor, spähte die Straße hinunter und schloß dann das Haus ab – Vater und Mutter waren schon den zweiten Tag mit der Liste für die Anleihe unterwegs. Den Schlüssel legte er unter einen Stein an der Giebelwand und beschloß, den Weg abzugehen, auf dem die Herde von der Weide zurückkehrte.

Über das abendliche Dorf zogen Rauchwolken. Aus dem einen Haus duftete es appetitlich nach Kulisch, aus dem anderen nach Fischsuppe, und dem Jungen lief unwillkürlich der Speichel im Munde zusammen. Aus einer offenen Stalltür hörte er laut die Milch in den Melkeimer schießen – hier wurde die Kuh schon gemolken. Aufs neue bemächtigte sich des Jungen eine seltsame, beklemmende Unruhe.

Er bog von der Straße in die Seitengasse ab, die zum Teich führte. Die Gasse war sehr, sehr alt, sie war tief in den Boden versunken, und zu beiden Seiten reckten sich dunkel über ihr Hecken von Holunder, Bocksdom und Bilsenkraut, die hier die Gärten gleichsam einzäunten. All das roch herb, berauschend, verwirrte die Sinne, und Mychailo vergaß die Kuh und dachte an Marika Melnyk, seine Mitschülerin. Ihr hatte er im vorigen Herbst, als sie mit der ganzen Klasse zur Sonnenblumenernte auf dem Feld gewesen waren, heimlich den großen roten Apfel geschenkt, Mutters Mitbringsel vom Markt. Marika hatte erfreut gelacht und sich zuerst nicht entschließen können, den Apfel zu essen, sondern ihn in der Bluse versteckt, und Mychailo war in tausend Ängsten gewesen, daß sie ihn am Ende gar verschenkte.

Jetzt waren Sommerferien, und er hatte Marika schon eine Woche nicht mehr gesehen, obwohl er es sich sehr wünschte. Er malte sich aus, wie es sein würde, wenn er noch einige Schritte weiterginge und sie ihm plötzlich entgegenkäme... Aber die Gasse blieb leer.

Er hatte gehofft, Sirka am Teich zu finden. Dort blieb sie manchmal hinter der Herde zurück und graste weiter. Aber er konnte sie weder auf der Wiese noch zwischen den Weiden entdecken. Er erkundigte sich bei einigen Leuten, ob sie ihnen vielleicht begegnet sei. Aber niemand hatte sie gesehen... Vielleicht war sie inzwischen schon zu Hause? Vielleicht hatte sie sich verlaufen gehabt, war umgekehrt, hatte selber in den Stall gefunden, stand darin, ohne angebunden zu sein, und wartete nun darauf, einen Armvoll Grünes zu bekommen und gemolken zu werden? So schnell wie er konnte, rannte er durch die dunkle Gasse, in der schon die Dämmerung nistete, nach Hause, rannte, daß ihm das Blut in den Schläfen pochte.

Er riß die Stalltür auf – nichts. Er wollte seinen Augen nicht trauen, rieb sie sogar mit den Fäusten und trat näher an die Krippe heran, als stände Sirka dort, und er brauchte sie nur zu sehen.

Auf dem Hof lief er der Mutter in die Arme.

„Wo ist Sirka?“ fragte sie. Ihr Tonfall verriet, daß sie sich schon Sorgen gemacht hatte. Das stimmte Mychailo traurig und kränkte ihn zugleich – er war doch nicht schuld daran.

Aber schuldbewußt ließ er den Kopf hängen.

„Ich frage dich, wo die Kuh ist!“

Erschöpfung zeichnete Mutters Gesicht, ihre Lippen waren aufgesprungen, und ihre Augen hatten einen trockenen Glanz. In den wenigen Tagen schien sie abgemagert und kleiner geworden zu sein. Gebrochen und schwach wirkte ihre Stimme, wie eine welke Ähre im Herbst.

„Mama, ich bin schon am Teich gewesen“, rechtfertigte sich

Mychailo endlich, „hab sie überall gesucht, aber sie ist nirgends zu finden.“

„Hast schlecht gesucht, im Stall steht sie doch nicht.“

Er faßte die Worte seiner Mutter als Befehl auf und lief vom Hof. Ihre Sirka hatte einen tückischen Charakter, die Viehhüter mochten sie nicht, und wenn sie die Kuh auf die Weide mitnahmen, dann bekam sie von ihnen Schläge, weil sie auch ihnen manchen Schabernack spielte. Sie war so widerborstig, daß sie sich – mochte man sie schlagen oder nicht – keinesfalls zurückhalten ließ, wenn sie sich irgendeine Extratour in den Kopf gesetzt hatte. Und wenn sie plötzlich auf der Weide Durst bekam, war sie nicht zu halten. Dann hob sie ihren gehörnten Schädel und brach so ungestüm aus der Herde aus, daß man sie nicht einholen konnte und es auch gar nicht zu versuchen brauchte. Wenn sie sich satt getrunken hatte, kehrte sie, als wäre nichts geschehen, brav wieder zur Herde zurück.

Wo mochte sie jetzt nur sein? Mychailo lief durch die Straßen, guckte in Höfe und Gärten. Warum war er nur heute der Herde nicht bis zum Damm entgegengegangen, wie Mutter es ihm immer eingeschärft hatte? Ihre Sirka besaß zwar einen eigenwilligen Charakter, aber wenn sie nun plötzlich verlorenging, wenn jemand sie heimlich schlachtete – woher würden sie eine neue Kuh bekommen?

Plötzlich tat ihm die bösertige, verdammte Sirka so leid, daß ihm die Tränen kamen. Er merkte gar nicht, daß er zu weinen anfing. Sirka, wo bist du? wollte er in die Finsternis rufen, als würde sie ihn hören und ihm antworten können. Er hielt die Leute an; sie hatten Sirka auch nirgends gesehen, und der Junge lief weiter. Nun verwünschte er alles, was er im Verlauf des heutigen Tages gemacht und alles, was er gedacht hatte, anstatt an Sirka zu denken und sich um sie zu kümmern. Da er ein wenig ein wunderlicher und sonderbarer Junge war, schalt er sich auch, weil er es fertiggebracht hatte, an Marika zu

denken und in Erinnerung daran zu schwelgen, wie er ihr den Apfel geschenkt und sie ihn lange nicht gegessen hatte.

Abgehetzt und verheult streifte Mychailo noch um die Mühle herum und sah bei der Lehmgrube nach, dann trottete er mit schwerem Herzen nach Hause. Mag kommen, was da will!

Er schlich sich im Dunkeln ans Haus heran, und – auf einmal war seine Entschlossenheit wie weggeblasen. Er befahl sich, auf den Hof zu gehen, aber seine Beine trugen ihn in den von Kletten und Taubnesseln überwucherten Graben und weiter bis hinter den Stall. Dort, im Bilsenkraut, das ihm mit seinen feuchten Blättern ins Gesicht griff, lehnte sich Mychailo an die Wand, die von der Sonnenglut des Tages noch ganz warm war, und schloß die Augen.

Er hörte die Haustür knarren und spitzte die Ohren.

„Mychailo“, rief die Mutter.

Soll sie nur rufen... Meinetwegen kann sie lange rufen. Ein jäher Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, und er fühlte in seinen Augen Tränen zittern.

Er hörte die Mutter über den Hof und anscheinend auf die Straße gehen. Bald darauf kehrte sie zurück. Als ob sie erriet, daß er sich in der Nähe versteckt hielt, rief sie: „Mychailo, komm ins Haus! Sirka ist schon da, ist selber in den Stall gelaufen.“

Letzteres sagte sie nicht sehr laut, als wüßte sie, daß Mychailo ihre Worte hörte. Zuerst wollte der Junge ihrem Ruf sofort folgen. Doch dann argwöhnte er, sie mache ihm etwas vor und Sirka sei gar nicht nach Hause gekommen; er hätte sie doch kommen sehen müssen. Ihm wurde noch schwerer ums Herz, noch mehr fühlte er sich gekränkt. Nein, er wird das Versteck nicht verlassen.

Als die Mutter im Haus verschwunden war, beschloß er, doch einmal im Stall nachzusehen. Sirka kann gar nicht allein ge-

kommen sein, sie wird nicht dasein; nachsehen mußte man immerhin . . . Er löste sich von der warmen Wand und schlich auf Zehenspitzen zur Stalltür. Angestrengt horchend startete er ins Dunkel, aber er sah nichts. Da ging er mit ausgestreckten Armen auf die Ecke zu, in der Sirka stehen mußte, und – fühlte sie plötzlich. Ganz still lag die Kuh auf ihrem Platz. Als seine Hände sie berührten, erhob sie sich tief seufzend und ächzend.

Außer sich vor Freude tätschelte Mychailo ihren warmen Widerrist, schlang ihr die Arme um den Hals, streichelte und kraulte sie zwischen den Hörnern, was Sirka am meisten liebte. Er küßte sie sogar auf die Stirn, und die Kuh ließ sich seine Liebkosungen wie etwas Selbstverständliches gefallen.

Schließlich stürmte Mychailo aus dem Stall zum Haus und rief: „Mama, unsere Sirka ist da – von selber gekommen!“

Vor lauter Freude vergaß er, daß er das schon von der Mutter gehört hatte. Ihr Gesicht, das soeben noch aus Sorge um Mychailos Verschwinden düster war, hellte sich auf und wurde so freundlich wie selten. Schuldbewußt sah sie ihren Jungen an; Mychailo konnte sich nicht darüber klarwerden, ob ihm das nur so vorkam oder ob ihn seine Mutter wirklich schuldbewußt ansah.

„Mama“, sprudelte er hastig hervor, „ich komme zum Stall, und da steht sie schon! Das halbe Dorf habe ich abgesucht, sie aber nirgends gesehen. Da dachte ich mir: Guck doch mal in den Stall . . .“ In diesem Augenblick dachte er wahrhaftig nicht mehr daran, wie er verbittert an der warmen Mauer gelehnt und sich gescheut hatte, der Mutter unter die Augen zu treten, uneins mit sich und der Welt, weil Sirka – bei aller Widerborstigkeit immerhin ihre Ernährerin –, verschwunden gewesen war. Plötzlich stockte er, denn ihm fiel ein, daß Mutter ihn gerufen und daß sie von der Kuh gesprochen und er ihr zuerst mißtraut hatte. Kleinlaut fragte er: „Aber wie hat sie denn hergefunden?“

„Tante Fiona hat sie gebracht. Sirka hat sich in ihrem Garten gütlich getan.“

„In wessen Garten?“ rief Mychailo. „Dort bin ich doch aber auch gewesen.“

„In Fionas. Was für ein Gezeter es gegeben hat! Sirka hat ihr nämlich alles zertrampelt und den ganzen Kohl bis auf die Strünke abgefressen.“

Immer wieder wurde sich Mychailo an diesem Abend und in dieser Nacht seiner Schuld bewußt. Die Mutter ahnte, wie ihm zumute war. „Das erleben wir mit ihr nicht zum erstenmal, du weißt es doch. Am liebsten möchte ich Sirka verkaufen, aber wer kauft so eine? Und wenn man's sich überlegt – die verkaufen wir, aber ob wir eine bessere bekommen? Was Gutes bringen die Leute ja nicht auf den Markt.“

Nach längerem Überlegen sagte Mychailo, was unter ihrem Dach schon des öfteren erörtert worden war: „Mama, wir sollten ein Kälbchen von einer guten Kuh kaufen und großziehen.“

„Irgendein Kälbchen würde man schon bekommen... Aber ein gutes behält jeder für sich oder seine Verwandten... Und wovon wollt ihr leben, bis es gemolken werden kann? Eine Färse gibt auch nicht viel Milch.“

„Wir würden schon irgendwie zurechtkommen!“

„Ach, das sagt sich leicht! Ohne Kuh geht's nicht. Gewiß auch nicht bei anderen... Setz dich, iß dein Abendbrot.“

Sie stellte eine große Schale frisch gemolkene Milch auf den Tisch und gab ihm einen Ranft Brot. Das schmeckte so gut, daß Mychailo, während er langsam das Roggenbrot kaute und dazu in kleinen Schlucken die Milch trank, vor Behagen ganz kleine Augen bekam.

Viele Dorfbewohner in ihrem Ortsteil trugen sich in die Liste für die Anleihe ein, ohne zu zögern. Das waren die Aktivisten, die Menschen, auf die sich der Kolchos seit eh und je hatte

stützen können und es auch in Zukunft tun konnte, Menschen, denen das Gemeinschaftliche soviel wie das Eigene bedeutete. Sie zeichneten nicht zum erstenmal Staatsanleihen, und Olena Lewkiwna, als sie diese Menschen aufsuchte, wußte, daß sie dort weder zu überreden noch zu überzeugen brauchte.

„Wenn nur alle so wären!“ sagte Andri Kindratowytsch.

„Wissen Sie“, erwiderte Olena Lewkiwna, „die Menschen haben nun einmal nicht alle die gleiche Art, die Dinge zu sehen. Manch einer muß vielleicht erst überzeugt werden. Aber wenn man ihn überzeugt hat, taugt er dann etwa weniger als ein Aktivist? Er faßt doch gleichen Tritt mit ihm, weil er auch anfängt zu verstehen.“

Das Haus der Familie Pekur stand allein, von den anderen abgesondert, auf halbem Weg zwischen der Lehmgrube und dem Kolchosgarten, aber dichter am Wasser. Der Kolchosgarten hatte früher den Herrschaften gehört und den Backsteinbau des Herrenhauses umgeben, das sich hoch über die Hügel von Medwynez erhob und, mit seiner roten Fassade und seinen breiten Fenstern strahlend, weit übers Land geschaut hatte. Während der Revolution war das Haus niedergebrannt und später ganz allmählich abgerissen worden – brauchte einer Mauersteine, holte er sich welche. Nur die Keller des ehemaligen Herrenhauses waren übriggeblieben. Die benutzte der Kolchos als Kühlräume und zur Lagerung von Treibstoff für die Landmaschinen. Stellenweise waren die Keller eingestürzt, und man erzählte sich im Dorf, sie wären einst durch Gänge mit uralten Höhlen verbunden gewesen, die sich angeblich in früheren Jahrhunderten unter ganz Medwynez erstreckt hätten; dorthin sollen damals die Menschen vor den Tataren geflüchtet sein.

Das Haus der Pekurs stand dem ehemaligen Gutshaus am nächsten, und in Medwynez wurde gemunkelt, Hryzko hätte von seinem Keller aus einen Gang zu jenen uralten unter-



irdischen Höhlen und dem verzauberten, verwünschten Gold gefunden, das angeblich dort verborgen sei. Einige, besonders die Kinder, glaubten daran, und das Gerücht von dem Gold umgab Hryzko Pekur mit einem geheimnisvollen Fluidum.

„Wo ist denn euer Vater?“ fragte Andri Kindratowytsch, als sie über die Schwelle traten und sich in ein lebhaftes Treiben versetzt sahen, das allerdings eine gewisse Ordnung erkennen ließ. Die kleinsten Kinder spielten auf dem Fußboden und auf den Bänken, die größeren aber saßen am Tisch und auf dem Bett. Jedes Kind hatte seine Beschäftigung, einige beachtetten die späten Gäste gar nicht.

Kateryna Pekur stand am Herd, das Abendessen war noch nicht fertig. Sie ließ die Ofengabel sinken und betrachtete die Lehrer mit Augen, die sich unversehens weiteten. Ihr wurde offensichtlich sofort klar, was die beiden zu ihr führte, und sie preßte verdrossen die Lippen aufeinander.

„Sie sind doch neulich erst hier gewesen“, sagte sie unwirsch.

„Wir kommen eben gern zu Ihnen.“ Olena Lewkiwna gefiel dieses von Kindern wimmelnde Haus und die Frau des Hauses selber, die von früh bis spät, ohne sich auch nur eine Verschnaufpause zu gönnen, auf den Beinen war und ihre Kinder umsorgte.

„Wissen Sie“, sagte Kateryna aufrichtig, „ich würde nicht böse darüber sein, wenn's Ihnen bei mir nicht mehr gefiele. Darüber würde ich sogar froh sein“, fügte sie unumwunden hinzu.

„Oh!“ sagte Olena Lewkiwna nur. Aber sie nahm Kateryna ihre Erwiderung nicht übel. Nein, diese Frau kannte sie schon so gut, daß sie ihr – was sie auch tun oder reden mochte – nicht böse sein konnte.

Der Sportlehrer schien diese Frau zu fürchten, die stets geradezu und offen war und selbst dann nicht den Mund halten konnte, wenn ihre Worte sie selber trafen.

Ihn verdroß diese ganze Unterhaltung, deren Ende nicht abzusehen war. Es war nicht mehr früh am Tage, und es wurde Zeit, zur Sache zu kommen.

„Sie sind gesundheitlich wirklich nicht die Kräftigste“, sagte er, als wolle er Kateryna beipflichten. „Hryzko rackert für zehn. Warum ziehen Sie dann aber noch auf den Märkten und Jahrmärkten herum? In Kalynowka, in Winnyza und im Donbass kreuzen Sie mit ihren Taschen auf und sollen sogar regelmäßig bis nach Belorußland tippeln.“

„Na und?“ Kateryna stritt es nicht ab.

„Was heißt – na, und?“ Andri Kindratowytsch war fassungslos.

„Denken Sie, ich werde durch diese langen Reisen gesünder?“

„Wenn Sie nicht gesund wären, würden Sie auf dem Ofen liegen!“

„Oho-ho-ho, lieber Mann!“ Kateryna seufzte. „Da sind Sie aber auf'm Holzweg. Wie könnte ich denn auf'm Ofen liegen, wenn sie alle miteinander“, sie wies mit dem Kopf auf die Kinderschar, „bekocht werden und Kleidung haben müssen? Wenn Sie's genau wissen wollen: Die ganze Familie wird so gut wie allein von mir unterhalten, weil ich eben immer zum Donbass pilgere... Als ob ich darauf scharf wäre, ha...“

„Hryzko brauchen Sie wohl als Schutzschild, um sich dahinter zu verstecken?“

„Warum nicht als Schutzschild. Sie müssen ja besser wissen, wozu ich ihn brauche.“

„Sie bleiben aber auch nie eine Antwort schuldig“, brummelte Andri Kindratowytsch halb versöhnlich.

Sie schwiegen eine Weile, als sammelten sie neue Kräfte... Ob ich ihr von dem Popen erzähle? durchfuhr es den Lehrer. Aber der Pope ist für sie keine Autorität, sie ist nicht religiös, geht nicht in die Kirche.

„Es ist schon spät“, sagte Olena Lewkiwna, der unbehaglich

zumute wurde. Sie merkte, dieser Besuch würde ebenso ergebnislos enden wie der vorherige.

„Stimmt, es ist spät“, pflichtete ihr Kateryna bei.

„Was wird denn nun?“ Andri Kindratowytsch erhob sich von der Bank; er wurde nervös und konnte nicht mehr sitsitzen.

„Sollen wir abermals mit leeren Händen gehen? Wollen Sie wieder nicht unterschreiben? Wir sollen Sie wohl als Spekulantin und Simulantin betrachten?“

„Wieso denn das?“

„Weil wir Ihre Unterschrift nicht bekommen!“

„Mäßigen Sie sich, Andri Kindratowytsch!“ Olena Lewkiwna zupfte ihn am Ärmel. „Beschimpfen Sie Kateryna nicht, hier sind doch Kinder.“

Aber er schien ihre Worte nicht zu hören. Ein böses Lächeln verzog seinen Mund, feindselig blitzten seine Augen.

„Man stelle sich nur vor“, er breitete die Arme aus, „alle Menschen arbeiten im Kolchos – einer wie der andere – und zeichnen eine Anleihe. Aber unsere Kateryna Pekur kennt nur die Märkte, macht Geld, will keine Anleihe zeichnen. Da sollen wir noch Rücksicht nehmen? O nein, niemand wird Sie jetzt noch schonen!“

„Leiser, nicht so laut!“ Olena Lewkiwna zog ihn am Ellbogen.

„Nicht zu fassen ist das, weiß Gott!“ Er konnte sich nicht beruhigen. „Kein Gewissen haben die Menschen, kein Fünkchen! Wie erziehen Sie nur Ihre Kinder, in welchem Geist? Zu Wölfen werden sie und die Menschen anstieren wie Raubtiere...“

Barsch entgegnete Kateryna: „Kümmern Sie sich nicht um meine Kinder, um die kümmere ich mich selber! Sie“, Kateryna wandte sich an die Lehrerin, „sind eine gute Frau, erklären Sie ihm“, sie wies mit dem Kopf auf Andri Kindratowytsch, „daß er nicht recht hat.“

„Inwiefern hat er unrecht?“ fragte Olena Lewkiwna verwundert und spürte plötzlich Zorn in sich aufsteigen. „O nein, Sie sind im Unrecht!“

„Ich?“

„Sie!“ antwortete Olena laut und staunte über ihre eigene Entschiedenheit. „Weil Sie nur an sich, an Ihre eigene Familie denken.“

„An wen sollte ich denn noch denken?“ entgegnete Kateryna.

„An alle!“

„Denken Sie an alle?“

„Ich“, Olena bezwang die Erregung, die ihr fast die Kehle zuschnürte, „denke an alle! Sowohl an meine als auch an Ihre Familie! Über alle möchte ich die Hände breiten!“

„Über den ganzen Staat?“

„Über den ganzen Staat!“ entgegnete Olena Lewkiwna ihr schroff. Sie fühlte, daß sie jene große Wahrheit aussprach, die sie nur einmal in ihrem Leben und nie wieder würde aussprechen können.

„Über jeden?“ Kateryna konnte es nicht glauben.

„Über jeden.“

Kateryna Pekur verstummte entgeistert. Unverwandt blickte sie Olena Lewkiwna an, als wollte sie ihr im nächsten Augenblick bissig antworten. Aber sie blieb stumm. Die warmherzige Aufrichtigkeit der Lehrerin hatte sie anscheinend zu tiefst getroffen.

Olena Lewkiwna, aschfahl im Gesicht, griff nach der Klinke.

„Denken Sie darüber nach“, sagte Andri Kindratowytsch zu Kateryna.

Sie schien nicht zu hören. Unverwandt und forschend blickte sie Olena Lewkiwna an, die schon über die Schwelle schritt.

Diesen Abend und diese Nacht vergaßen die Schkarubas ihr Leben lang nicht. Einige Zeit später besannen sie sich auf jede einzelne Begebenheit jenes Tages. Jede schien wichtig, jeder maßen sie im nachhinein Bedeutung bei.

Gegen Abend war Taissa aus Nowa Hreblja zurückgekehrt, wo sie eine Woche lang bei den Großeltern gewohnt hatte. Vater, Mutter und Mychailo begrüßten Taissa, als hätten sie sie einen Monat nicht gesehen. Sie fragten sie nach Nowa Hreblja aus, nach Großvater und Großmutter, und wollten wissen, was sie machen. Monoton antwortete Taissa auf alle Fragen: „Nowa Hreblja steht noch auf dem alten Platz.“ Oder sie erwiderte: „Großvater und Großmutter leben, verjagen die fremden Hühner aus dem Garten und zanken sich immer wieder.“

Olena Lewkiwna brannte darauf, etwas über den Gesundheitszustand der Großeltern zu erfahren, aber Taissa vermochte ihr keine befriedigende Antwort zu geben.

„Was soll schon sein“, antwortete sie, „Großvater faßt sich an die Brust, Großmutter an die Hüfte, und morgens erzählen sie einander, was sie nachts geträumt und auszuhalten gehabt haben. So wie immer. Als ob ihr das nicht wüßtet!“

In der kurzen Woche, in der Taissa nicht daheim gewesen war, schien sie sich verändert zu haben. Sie wirkte gesetzter, ihr Gesichtsausdruck erwachsener, ihr Blick auf neue, geheimnisvolle Art strahlend. Taissa hielt es nicht lange zu Hause aus. Sie holte ihr Tuch aus der Truhe, bügelte es, und als sie angezogen war, drehte und wendete sie sich vorm Spiegel und eilte zu ihren Freundinnen.

Mychailo hatte ein Buch lesen wollen, konnte sich aber nicht darauf konzentrieren. Unablässig mußte er über Taissa nachdenken, über ihr scheinbar normales und doch sonderbares Benehmen. Er legte das Buch beiseite und ging in den Garten Grünfutter rupfen, weil Sirka bald von der Weide kommen mußte. Er rupfte die saftigsten Blätter oder solche, die schon

an den Rändern vergilbten und sich zur Erde neigten. Er rupfte Winde und Melde, die zwischen den Kartoffeln wucherten, auch Fuchsschwanz, und atmete den trockenen Geruch des Staubs ein, der in den Nasenlöchern kitzelte, aber wie eine lästige Hummel schwirrten die Gedanken an die Schwester in seinem Kopf herum.

Dann kam Warka, um sich Streichhölzer zu borgen, weil es im Laden keine gab. Sie bekam welche und hätte gleich wieder gehen können, zögerte aber, obwohl es eigentlich nichts mehr zu bereden gab. Sie sah alle freundlich an und trat von einem Bein aufs andere; die Haut um die schwarzen Nägel an ihren zerschundenen bloßen Füßen war eingerissen.

„Haben Sie noch eine interessante Neuigkeit, Warka?“ fragte Nykin Iwanowytch, und in seiner Stimme schwang versteckter Spott mit.

„Aber nein, aber nein“, versicherte Warka. Doch dann zwinkerte sie Olena Lewkiwna zu, was soviel bedeuten sollte, wie: Kommen Sie mal heraus, ich möchte Ihnen etwas sagen, nur unter vier Augen! Als sie im Flur waren, sagte sie nach einem Blick auf den Hof, als käme dort ein unerwünschter Gast, der sie unterbrechen könnte: „Heute bin ich der Vorsitzenden begegnet, ausgerechnet dort auf dem Damm, wo ich ihr neulich in die Arme gelaufen bin und sie mir das Korn abgenommen hat. Und wissen Sie was? Zuerst geht sie an mir vorbei, als ob sie mich nicht gesehen hat, dann bleibt sie stehen und ruft mich. Ich hin zu ihr, denke: Na, jetzt wird sie mich wieder filzen. Baue mich vor ihr auf und gucke ihr ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie aber schweigt und mustert mich mit zusammengekniffenen Augen, als stände ich nicht dicht vor ihr, sondern weit weg, und sie müsse sich anstrengen, mich zu erkennen. Dann fuchtelt sie mir wie einem kleinen Kind mit dem Zeigefinger vor der Nase herum und sagt: ‚Daß mir das aber das letzte Mal war!‘ Und fort war sie. Ich konnte mich ’ne ganze

Weile nicht vom Fleck rühren – wie gelähmt waren meine Beine. Nun wollte ich Sie fragen: Was können ihre Worte zu bedeuten haben?“

„Wahrscheinlich, daß Sie sich gut führen sollen, Warka, und daß die Vorsitzende das, was gewesen ist, auf sich beruhen lassen will.“

„Das hab ich mir auch schon gedacht! Also schönen Dank auch, Olena Lewkiwna! Ich werd's Ihnen nicht vergessen, denn Gutes vergilt man mit Gutem.“

„Wieso danken Sie mir?“

„Haben Sie's etwa vergessen? Wer ist denn zur Vorsitzenden gegangen und hat bei ihr für mich ein gutes Wort eingelegt? Die Vorsitzende hat auf Sie gehört. Hätte sie sonst Mitleid mit mir gehabt? Bestimmt nicht, also hat sie sich Ihren Rat zu Herzen genommen.“

„Wie kommst du nur darauf, Warka?“ Die Lehrerin versuchte, diese Dankbarkeit zurückzuweisen. „Die Vorsitzende hat selber einen Kopf und auch ein Herz. Ihr braucht keiner zu sagen, was sie tun soll.“

„Einen Kopf und ein Herz hat sie, ja . . . Trotzdem werde ich Ihnen Ihre Freundlichkeit nicht vergessen.“

Warka droht mir ja beinahe mit einer künftigen Dankabstattung, dachte Olena Lewkiwna und lächelte.

Dann kam Stepan Kushta. Wie immer trat er mit einem leisen Räuspern bedächtig über die Schwelle, ging mit kleinen Schritten zum Stuhl und wischte mit der Hand darüber. Erst dann ließ er sich langsam nieder und machte sich's bequem. Anschließend nahm er die Mütze vom Kopf, legte sie auf die Knie und hielt sie mit beiden Händen fest.

„Was gibt's Neues, Stepan?“ fragte Nykin Iwanowytsh. Er aß gerade Abendbrot. Einen Augenblick legte er den Löffel hin, aber dann aß er doch seine Fischsuppe weiter, schlürfte nur etwas leiser.

„Was soll's Neues geben?“ Kuschtsa räusperte sich und blickte mit seinem einen Auge zur Seite. „Alles ist neu.“ Er sah Olena Lewkiwna an, als erwartete er, daß sie den verborgenen Sinn erfaßte, den er in die Antwort gelegt hatte.

„Ei, gewiß, gewiß“, stimmte ihm Nykin Iwanowytsch bereitwillig zu. Er hörte aus Kuschtsa's Antwort anscheinend keinen Doppelsinn heraus.

„Meine Nastja Wassyliwna ist auch mit der Liste für die Anleihe unterwegs gewesen“, berichtete Kuschtsa mit einem Lächeln in den Mundwinkeln. Das Lächeln gefror sofort und verschwand.

Die Lehrer mochten aus irgendeinem Grund nicht darüber reden, aber Kuschtsa schien eine Menge Bemerkenswertes daran zu finden. Denn aufs neue zeigte sich in seinen Mundwinkeln ein Lächeln – wie eine Aufforderung zu reden, sich offen zu äußern.

„Und wie war es?“ fragte Nykin Iwanowytsch widerstrebend.

„Na, wie schon? Sie hat von allen die Unterschrift bekommen. So ist die meinige nun mal!“

Er holte eine Zigarette hervor, rollte sie zwischen den Fingern. Da fiel ihm ein, daß Nykin Iwanowytsch nicht rauchte, daß man in diesem Haus überhaupt eine Abneigung gegen Tabakrauch hegte, und er steckte die Zigarette wieder ein.

„Übrigens bekomme ich eine Arbeit“, sagte er. Um diese Neuigkeit zu verkünden, war er allem Anschein nach gekommen.

„Im Kolchos?“ fragte Olena Lewkiwna und gab Kuschtsa dadurch zu verstehen, daß sie auch zuhörte und sich für seine Angelegenheiten interessierte.

„Was soll ich mit einem Auge im Kolchos?“ erwiderte Stepan achselzuckend. „Dort gibt's nichts Passendes für mich.“

„Wohin denn dann? Vielleicht befördern sie dich und holen



dich in die Gebietsverwaltung?“ fragte Nykin Iwanowytsch schmunzelnd.

„Ins Gebiet würde ich nicht gehen, selbst wenn sie mich befördern. Dort gibt's schon so genug...“ Er verstummte, sprach nicht aus, welche Art Menschen es dort genug gab. „Als Fischer nehmen sie mich.“

Gespannt beobachtete er, was für einen Eindruck das auf die beiden Eheleute machte.

„Dich als Fischer?“ Nykin Iwanowytsch war ehrlich erstaunt. „Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß man im Fischereikolchos deine Sünden vergessen hat.“

„Die haben sie natürlich nicht vergessen“, gab Kushta zu. „Und trotzdem haben sie mich genommen.“

Er setzte eine Miene auf, als sei ihm soeben ein schwieriges Kunststück gelungen, und strahlte vor Zufriedenheit. Sogar das leblose, vom Lid bedeckte Auge schien vor Zufriedenheit zu strahlen.

„Na, jetzt haben die Schwarzangler nichts mehr zu lachen!“ Nykin Iwanowytsch nickte vielsagend.

„Die können sich auf was gefaßt machen!“ bestätigte Kushta. „Ich kenne alle Schleichwege rings um den Teich. Ich weiß, wo's sich lohnt und wo nicht, weiß, wer wo Netze auslegt oder mit dem Kescher fischt. Wer sollte es wissen, wenn nicht ich?“

„Den Fischdieben wird das Leben jetzt zur Hölle“, pflichtete Olena Lewkiwna ihrem Mann bei.

Aber Kushta wiegte seinen zottigen, ungekämmten Kopf hin und her, als wollte er damit sagen, daß es so werden könne, aber vielleicht auch nicht.

„Was denn – etwa nicht?“ Nykin Iwanowytsch hatte ihn beobachtet.

Kushta antwortete mit einer Anekdote, was er oft tat, wenn er nicht direkt antworten wollte. „Der Taube sprach: Wir

werden's hören. Der Blinde sprach: Wir werden's sehen.“ Und abermals zuckte in seinen Mundwinkeln ein Lächeln.

Als der Gast sie verlassen hatte, gingen sie schlafen. Nykin Iwanowytsch nahm sich noch etwas zu lesen, Mychailo auch. Da die Petroleumlampe auf dem Ofen stand, wo der Vater lag, las Mychailo, um genügend Licht zu haben, auf dem Bett stehend. Olena Lewkiwna legte sich nie zugleich mit den anderen schlafen; sie mußte alles für den nächsten Tag vorbereiten. Kartoffeln und Gemüseabfälle für das Schwein waschen, damit das Futter morgen gleich aufs Feuer gesetzt und gekocht werden könnte. Außerdem Kartoffeln für die Familie schälen – fürs Frühstück und fürs Mittagessen, Wasser auf den Ofen stellen. Eine Menge verschiedener Arbeiten waren zu erledigen. Deshalb ging sie als letzte schlafen.

Taissa kam nach Hause, als niemand mehr las und die Petroleumlampe nicht mehr brannte. Die Mutter wirtschaftete noch bei Kerzenlicht herum. Taissa kam leise herein, wollte sich schnell ausziehen und unauffällig ins Bett schlüpfen, aber die Mutter fragte, wo sie sich so lange herumgetrieben hätte.

„Bin bei Marika Melnyk gewesen“, antwortete Taissa.

Mychailo hörte im Halbschlaf den Namen, und heiß wallte es in ihm auf.

Als Olena Lewkiwna ihre Arbeit beendet hatte, löschte sie die Kerze. Sie zog die Bluse aus und verharrte regungslos, die Bluse in der Hand. Die beiden Kinder schliefen schon, ihre Atemzüge waren tief und gleichmäßig. Nykin atmete kurz und schwer, leise röchelnd, wie immer beim Einschlafen, wenn er sich entspannte. Da bemächtigte sich Olenas eine gewisse Unsicherheit oder noch etwas anderes, jedenfalls empfand sie die Wände des Hauses, die Decke und das Dach auf einmal wie etwas Lebendiges, wie die Haut eines seltsamen Tieres, das alles umschlungen und gefangenhielt. Auch die Nacht, die zu den

Fenstern hereinsah, schien lebendig, beseelt und keine blinde, seelenlose Finsternis zu sein.

Vielleicht waren es diese, vielleicht auch andere, einfach unerklärliche Gefühle, die sich in Olena regten und sie zwangen, etwas zu tun – jedenfalls ging sie, die Bluse immer noch in der Hand, zur Haustür. Sekundenlang blieb sie in dem dunklen Flur stehen, horchte nach draußen und berührte dann erst den Riegel. Er knirschte wie immer in den Eisenklammern, quietschte verzweifelt, glitt aber dann geräuschlos zurück, und die Tür öffnete sich mit einem langgezogenen Knarren.

Olena Lewkiwna bildete sich ein – aber vielleicht war es auch wirklich so –, daß hinterm Stall und dann in den Sonnenblumen hinterm Garten etwas raschelte. Bald verstummte das Geräusch, bald begann es wieder. Wahrscheinlich lief dort jemand, mehrmals stehenbleibend, fort. Aber die Nacht war stockfinster, Neumond, nichts zu sehen.

Olena Lewkiwna hatte sich zuerst an den Türpfosten gedrückt, um nicht bemerkt zu werden. Aber als das, was dort hinten geraschelt hatte, ganz verhallt und, wie es schien, in Warkas oder Jawdoschkas Garten verschwunden war, trat Olena, die Bluse immer noch in der Hand, von der Vortreppe auf den Hof, um hinterm Stall nach dem Rechten zu sehen.

Vier, fünf Schritte war sie gegangen, als sie plötzlich wie angewurzelt stehenblieb – an der Giebelwand des Hauses irrlichterte etwas Rotes. Im ersten Augenblick konnte sie nicht begreifen, was dort so aufleuchtete, was dort so hell und immer röter wurde. Doch endlich konnte sie die Füße vom Boden lösen.

Sie schrie auf und stürzte Hals über Kopf ins Haus.

„Feuer!“ rief sie, hörte ihre eigene Stimme nicht, rief: „Das Haus brennt – rettet euch, Kinder, Nykin!“

Taissa fing in ihrem Bett sofort an zu weinen, als hätte sie gar nicht geschlafen. Nykin Iwanowytsh wurde wach, fragte etwas und begriff noch halb im Schlaf, ohne die Antwort

abzuwarten. Wie ein Mehlsack wälzte er sich vom Ofen auf das Bett, auf Mychailo, stieß Olena Lewkiwna schmerzhaft mit der Schulter an, prallte gegen die Haustür, weil er nichts sehen konnte, und tappte barfuß auf den Hof.

Mychailo wühlte auf dem Bett herum und rief: „Nehmt die Decken zum Löschen! Wir ersticken das Feuer mit Decken!“

Als Olena Lewkiwna ihn sagen hörte, daß gelöscht werden müsse, ergriff sie die beiden vollen Wassereimer im Flur und rannte, große Lachen verschüttend, aus dem Haus.

Taissa kauerte schluchzend im Bett und sah zu den Fenstern. Am unheimlichsten war ihr, weil das Haus brannte und von Flammen zerstört wurde, die Fenster aber dunkel, kein Feuer zu sehen und kein Stimmengewirr von Menschen zu hören war... Mychailo räumte alle Tücher und Decken zusammen und herrschte sie an: „Was flennst du, komm das Haus retten!“

Als die Kinder schließlich auf den Hof kamen, schien das Feuer schon gelöscht zu sein. Der Vater hatte die Leiter ans Haus gelehnt und hieb unentwegt mit dem Spaten auf die Strohbunde am unteren Dachrand. Dann fuhr etwas rauschend über die Köpfe der Kinder hinweg – er hatte wieder ein Strohband abgerissen und heruntergeworfen. Die beiden Eimer Wasser hatte Olena Lewkiwna ihm inzwischen hinaufgereicht, und er hatte sie aufs Dach geschüttet. In fliegender Hast zog sie jetzt, schwer atmend, den großen, dumpf polternden Schöpf-eimer aus dem Brunnen. Vorm Stall brannte etwas lichterloh, Taissa stürzte auf dieses Feuer zu und starrte es wie gebannt an. Mychailo kletterte die Leiter hinauf und warf, ohne recht zu wissen wohin, sein ganzes Bettzeug auf den unteren Dachrand.

„Was machst du da?“ fragte Nykin Iwanowytsch wütend. „Was wirfst du hier aufs Dach?“

„Ich lösche das Feuer.“ Mychailo zitterte vor Erregung,

obwohl er nicht sah, ob noch etwas brannte. Es stank nur nach Rauch und angesengtem Stroh.

„Scher dich weg!“ raunzte der Vater, packte alles, was Mychailo herbeigeschleppt hatte, und warf es auf die Erde.

Die Mutter kam die Leiter herauf. Um ihr nicht im Wege zu sein, sprang Mychailo hinunter. Wieder rauschte ein Strohbund über seinen Kopf hinweg und klatschte auf die Erde – Bund für Bund riß der Vater die Strohlage vom unteren Dachrand ab. Olena Lewkiwna schüttete einen Eimer Wasser aufs Dach, da befahl der Vater – halb zu ihr, halb zu den Kindern gewandt: „Löscht das Feuer vorm Stall! Da liegt auch 'ne Jacke. Wir werden uns nachher ansehen, wem sie gehört!“

Mychailo rannte zu dem Feuer, als wollte er es mit bloßen Händen ersticken. Da fiel ihm ein, daß im Hausflur ein Spaten stand, Sekunden später hob er schon Erde aus und warf sie aufs Feuer. Zuerst züngelte es unter den Erdbatzen immer wieder hervor. Aber Mychailo hechelte und schnaufte und schippte so hitzig, daß von dem Feuer bald nur noch heller Rauch übrig blieb.

„Trample drauf!“ befahl er Taissa, die verstört neben ihm stand und nicht zu atmen schien.

Wie aus dem Schlaf geweckt, stapfte sie auf der aufgeschütteten Erde und den weißen Rauchfähnchen herum. Auch Mychailo trat darauf und spürte mit den Fußsohlen die warme Erde und die angesengten Stoffreste.

Es wurde dunkel. Auf dem Haus waren nur schemenhaft die Eltern zu sehen und am Brunnen das Knarren der Seilwinde zu hören. Mutter holte Wasser aus dem Brunnen.

„Mychailo, bring mir die Lampe!“ rief der Vater.

Gehorsam schaltete Mychailo die Taschenlampe ein, kletterte die Leiter hinauf und wollte sie dem Vater geben. Aber plötzlich befahl der Vater: „Mach aus, wir brauchen sie nicht!“

Mychailo schaltete sie wieder aus und dachte, sie sei wirklich

überflüssig. Wenn das Feuer vielleicht noch nicht überall gelöscht war und vielleicht noch versteckt in einem Strohbund glomm, würde man es im Lichtschein der Taschenlampe übersehen. Aber im Dunkeln würde Vater es sofort bemerken und löschen können.

„Helft Mutter Wasser holen!“ kommandierte Vater.

Bald hatten sie den ganzen unteren Dachrand mit Wasser begossen, zunächst den Teil, der Feuer gefangen hatte, dann den übrigen. Für alle Fälle stellten sie noch einige Eimer Wasser bereit und blieben abwartend an der Leiter stehen. Vater kauerte noch auf dem Dach und hielt sich an den kahlen Dachsparren fest.

„Geht schlafen, ich bleibe hier sitzen“, sagte der Vater mit belegter Stimme.

Niemand gehorchte, niemand ging ins Haus, Taissa setzte sich neben den Brunnen und blickte verängstigt um sich. Es war ihr unmöglich, nur daran zu denken, ins Haus zu gehen; sie hatte immer noch das Gefühl, dort könne man keine Zuflucht finden, das Haus sei eine Falle. Mychailo aber ging mit geballten Fäusten von einer Giebelwand zur anderen, als wollte er den Missetäter aufspüren.

Erst kurz vor Tagesanbruch schliefen die Kinder ein – vorm Haus sitzend. Die Mutter hatte sie in Decken gehüllt. Sie selber tat die ganze Nacht kein Auge zu. Ebenso Nykin Iwanowytsch, der bis zum Morgengrauen auf dem Dach blieb.

Nykin Iwanowytsch zog das halbverbrannte Kleidungsstück zwischen den Erdbatzen hervor und musterte es. Aber wie sollte man es noch erkennen, wenn es fast ganz verkohlt war? Man hätte es sofort löschen müssen. Aber es war wichtiger gewesen, zuerst das Haus zu retten. Als er dieses brennende Stück vom Dach geworfen hatte, war ihm gleich aufgefallen, daß es eine Frauenjacke war. Irgend jemand hatte die alte, offenbar ganz

abgetragene Frauenjacke mit Petroleum getränkt, sich ans Haus herangeschlichen, sie angezündet und aufs Dach geworfen. Gerade in diesem Augenblick war Olena Lewkiwna auf die Schwelle getreten. Der Brandstifter hatte sich hinterm Stall versteckt und war dann auf dem Pfad quer durch die Sonnenblumen geflüchtet. Nykin Schkaruba ging diesen Pfad entlang, um eine Spur zu finden. Aber was konnte man da schon finden?

Wer?

Und weshalb?

Da er nicht wußte, wer als Täter in Frage kam, konnte der Verdacht auf jeden fallen. Er sah zu den Häusern der Nachbarn hinüber – jedes schien Feindseligkeit auszustrahlen. Es galt auch zu bedenken, daß das Haus nicht ihnen gehörte, sondern ihnen nur vom Dorfsowjet zugewiesen worden war. Trotzdem war es letztlich doch so gut wie ihr Haus. Also hatte man nicht einem x-beliebigen, sondern ihnen das Dach überm Kopf angezündet.

Als erste an diesem Tag kam Jawdoschka zu ihnen. Da sie nicht von der Seite her kam, die gebrannt hatte, bemerkte sie nichts. Sie brachte Knöpfe für ihr Kleid, weiße mit vier Löchern.

„Ich wollte schon längst mal kommen, aber es gibt jetzt so viel zu tun, daß es gar nicht zu schaffen ist.“ Beim Sprechen bildeten sich um ihren Mund dünne Fältchen und zitterten unter ihren Augen Spinnweben. Sie hatte schmale Lippen, die sich zu Strichen auseinanderzogen; solche Menschen bezeichnete man in Medwynez als Geizhälse.

„Ich bin noch nicht zum Zuschneiden gekommen“, sagte Olena Lewkiwna. „Dauernd bin ich wegen dieser Anleihe unterwegs gewesen und habe keine Zeit zum Nähen gehabt.“

Von Jawdoschka hatte sie inzwischen die Unterschrift erhalten. Allerdings nicht an diesem Tag, sondern am darauffolgenden, als sie im Morgengrauen auf ihren Hof kamen.

„Was man aber auch den Lehrern nicht alles aufhalst“, sagte Jawdoschka mitfühlend. In ihrer Stimme war jedoch kein Mitgefühl. Sie konnte heucheln, notfalls auch lügen.

Es fiel Olena Lewkiwna schwer zu antworten – als hätte man ihrem Herzen mit dieser petroleumgetränkten Jacke eine schmerzende Wunde beigebracht.

Jawdoschka, nachdem sie noch über dies und das geschwätzt hatte, legte die Knöpfe in Olena Lewkiwnas schwarze Hand und ging, kehrte aber sogleich wieder zurück.

Auf ihrem vollen Gesicht stand aufrichtige Verwunderung. „Warum ist denn bei Ihnen die untere Strohlage vom Dach genommen?“

Die Lehrerin schlug die Augen nieder. „Heute nacht hat jemand unser Haus anzünden wollen. Wir mußten löschen.“

Ich hätt's lieber nicht sagen sollen, ging es Olena Lewkiwna schwer durch den Sinn. Schließlich sind wir nicht abgebrannt. Doch erfahren werden's die Leute sowieso. Warum also verheimlichen? Als wollte ich etwas verbergen... Und warum? Vielleicht weil ich es selber noch nicht glauben kann, daß es wahr ist? Es wäre schlimm, vom ganzen Dorf schlecht denken zu müssen, denn schuldig ist nur einer...

Jawdoschkas Gesichtsausdruck verhärtete sich, ihr Blick wurde stechend. „Na, wissen Sie, von weit her kommt keiner, um Feuer zu legen.“ Doch dann schien sie selber über das zu erschrecken, was ihr herausgerutscht war. Denn das betraf Mitbewohner aus dem Dorf, in erster Linie die Nachbarn. Olena Lewkiwna vermochte keine Fragen zu stellen. Nykin Iwanowytsch hatte Jawdoschkas Vermutung gehört und trat näher.

„Na, na“, sagte er ermunternd. „Gewiß wird es kein Fremder gewesen sein und keiner, der weit entfernt wohnt, sondern einer aus dem Dorf, hier aus der Nähe, einer, den man jeden Tag trifft. An Sie, Jawdoschka, denke ich dabei nicht, obwohl Sie



in der Nähe wohnen, und an Ihre Eltern auch nicht. Aber wer hat das nur tun können?“

Nykin! wollte Olena Lewkiwna sagen, um ihn zurückzuhalten, aber ihre Zunge war wie gelähmt.

„Hab ich's vielleicht gesehen?“ erwiderte Jawdoschka spitz, als wollte sie damit sagen: Selbst wenn ich's gesehen hätte, würde ich es nicht verraten – so dumm bin ich nicht.

„Natürlich haben Sie es nicht gesehen, niemand hat es gesehen. Aber Sie haben gesagt, daß keiner von weit her kommen würde und dies das Werk eines Hiesigen ist.“

Jawdoschka wandte den Blick ab. „Das habe ich nicht gesagt!“

Vor Überraschung machte Nykin Iwanowytsch eine weit ausladende Bewegung mit den Armen und sank auf einen Stuhl. Jawdoschka aber hielt seinem entgeisterten Blick stand.

„Vielleicht hören Sie mal etwas...“ Er sagte etwas, das er wahrscheinlich gar nicht hatte sagen wollen.

„Jetzt werden die Leute zu klatschen haben.“ Jawdoschka runzelte die Stirn. Man sah ihr an, daß ihr jäh ein Gedanke kam. „Vielleicht wollen Sie mir jetzt das Kleid gar nicht nähen?“ sagte sie zu Olena Lewkiwna.

Die Lehrerin begriff nicht, worauf Jawdoschka hinauswollte.

„Tja, wenn Sie nicht wollen“, fuhr Jawdoschka fort, „dann nehme ich meinen Stoff wieder mit, um Ihnen nicht noch mehr Scherereien zu machen.“

„Sie können ihn getrost hierlassen, ich werde das Kleid im Laufe der Zeit schon nähen...“

„A-ach nein! Haben Sie jetzt denn für so was Zeit? Schönen Dank, Olena Lewkiwna, auch dafür, daß Sie den Stoff überhaupt angenommen, daß Sie mich nicht abgewimmelt haben!“

Die Lehrerin ging ins Haus und holte den Stoff. Jawdoschka bedankte sich so, als wäre der Auftrag ausgeführt. Kaum hatte

sie das Päckchen unter der Bluse verstaut, verließ sie eilig den Hof. Nun würde binnen einer halben Stunde das ganze Dorf von der Brandstiftung wissen; die einen würden sofort kommen, um sich den Schaden zu ansehen, die anderen später; niemand würde an Schkarubas Haus vorübergehen.

Nykin Iwanowytsch sah seiner Frau bekümmert und zugleich flehentlich in die Augen. Sein Gesicht war aschfahl, bleich, er schien von Kopf bis Fuß mit einer dünnen Ascheschicht bedeckt zu sein. Beinahe leblos wirkten die wundgebissenen Lippen.

„Warum nur? Wer kann es nur gewesen sein?“ Diese Frage quälte ihn die ganze Zeit und ließ ihn nicht los. Er stellte sie, als erwarte er von seiner Frau die Antwort, als müsse sie es letztlich wissen. „Jawdoschka wahrscheinlich nicht, sie hätte sich sonst anders aufgeführt. Gekommen wäre sie vielleicht, das entspräche ihrer Art. Wenn sie das Feuer gelegt hätte, wäre sie gekommen, sich das Haus anzusehen. Aber nein, Jawdoschka war es nicht... Warka kann's auch nicht gewesen sein, stimmt's? Denn ihr hilfst du doch in allem, sie kann's nicht gewesen sein. Da müßte einer schon ganz abgebrüht sein, aber Warka hat menschliches Empfinden... Kuschtsa war's auch nicht, auf keinen Fall, Kuschtsa nicht, obwohl er schon sozusagen Erfahrung besitzt und weiß, wie man ein Haus ansteckt.“

„Nykin!“ Olena Lewkiwna fand es entsetzlich, daß man so über jeden einzelnen Menschen in Medwynez denken, ihn verdächtigen oder von Verdacht freisprechen konnte.

„Was ist denn?“ Er verstand sie nicht.

„Kriegst du's etwa so heraus?“ sagte sie in flehentlichem Ton zu ihm. „So kriegst du's nicht heraus.“

Er sah es ein und verstummte.

Es wurde Zeit, Sirka zur Herde hinauszutreiben. Aber Olena fühlte sich dazu jetzt nicht imstande. Wenn sie sich auch nur vorstellte, daß sie durch die Straße zum Weideplatz gehen, auf

dem Weideplatz stehen, sich von allen neugierig ansehen und ausfragen lassen sollte – sie konnte es nicht. Sie hatte das Gefühl, sie selber hätte sich vor den Menschen schuldig gemacht. Nicht sie hätten sich vor ihr, nein, Olena hätte sich vor ihnen schuldig gemacht.

„Mychailo, bring die Kuh zur Herde“, rief sie dem Jungen zu.

„Jetzt gleich, ungemolken?“

Richtig... Was war nur mit ihr los, sie vergaß alles... Sie melkte, und Mychailo trieb die Kuh zur Herde. Olena Lewkiwna stellte die Milch im Flur auf den kleinen Tisch – dorthin stellte sie die Milch immer vorm Seihen. Plötzlich blickte sie nach oben, als würde die Decke im nächsten Augenblick auf sie herabstürzen. Ständig würgte sie eine heimliche Angst, immer wieder mußte sie auf den Hof gehen und sich vergewissern, daß keine Gefahr drohte.

Dann sah sie sich die verkohlte Jacke an; sie lag ausgebreitet neben einem Blumenbeet. Nach Petroleum roch sie, auch noch nach Rauch. Nur der Saum und der Ärmelansatz wären unversehrt. Sie ging zu der Stelle, an der Mychailo die Flammen der brennenden Jacke erstickt hatte und noch die frisch ausgehobene schwarze Erde zu sehen war. Sie kauerte sich hin, stocherte in den Ascheresten und in der verkohlten Watte herum, da stießen ihre Finger an etwas Hartes. Sie holte es heraus, klopfte die daran haftenden Erdkrumen ab und rieb es an ihrem Rock sauber.

Auf ihrer flachen Hand lag ein Knopf. Ein Metallknopf mit einem Stern, von einem Soldatenmantel. Nach dem Krieg hatten sich viele solche Knöpfe angenäht, weil es keine anderen gab. Manche hatten sich damals einfach ein Stückchen Holz angeheftet. Andere hatten sich ihre Jacke oder den Lejbyk, wie man in Medwynez den kurzen Mantel nannte, einfach mit einem Riemen oder mit einer Kordel gegürtet.

Die Soldatenknöpfe waren im Lauf der Zeit immer seltener geworden. Kaum einer besaß noch welche. Heutzutage gab es genügend Knöpfe im Laden, konnte man sich welche kaufen . . . Bei wem hatte sie bloß solch einen Knopf gesehen? Daß sie eine Jacke mit solchen Knöpfen gesehen hatte – daran zweifelte sie nicht, weil sie stets darauf achtete, wie die Menschen gekleidet waren, was für Kopfbedeckungen und was für Schuhe sie trugen. Bestimmt hatte sie bei einer Frau solch einen Knopf an der Jacke gesehen, nur nicht sonderlich darauf geachtet und es sich nicht gemerkt. Denn warum hätte sie ihr Gedächtnis mit solchen Lappalien belasten sollen?

Außerstande sich zu erinnern, barg sie den Knopf in der Hand, ballte die Faust. So verharrte sie eine Weile. Dann steckte sie ihn in ihre Jackentasche.

Um die Mittagszeit kam Horpyna Tytiwna, die Vorsitzende, in ihrem Einspanner auf den Hof gefahren. Sie hielt unterm Birnbaum, wo im Sommer immer Sirka gemolken wurde, und ging mit langen schweren Schritten wie ein Mann um das Haus herum. Dann stellte sie die Leiter an, stieg hinauf und besah sich den Schaden. Mit der Spitze ihres abgetragenen Stiefels stocherte sie in dem aufgewühlten Erdreich des Hofes herum. Ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und ihr pockennarbiges Gesicht, das ohnehin finster wirkte, war wie von Gewitter umwölkt.

„Wann?“ fragte sie. Sie wußte offenbar schon alles. Doch sie wollte es von ihnen hören.

Olena Lewkiwna begann wirr zu erzählen, wie sie am vorhergehenden Abend noch gearbeitet, das Licht gelöscht und halb ausgezogen noch eine Weile im Dunkeln gesessen hatte, wie ihr dann plötzlich eine innere Stimme befohlen hatte hinauszugehen, sie geradezu mit unwiderstehlicher Gewalt hinausgetrieben hatte.

„Also eine innere Stimme war's, hinausgetrieben hat's Sie?“  
Argwöhnisch hob die Vorsitzende die dichten Brauen.

Sie zog auch eine ungläubige Miene, als sie hörte, wie es, mal lauter, mal leiser werdend, in den Sonnenblumen geraschelt hatte. „Geraschelt hat's? Das war aber nicht der Satan!“ Nach kurzem Überlegen sagte sie gleichsam zustimmend: „Wenn einer versucht hat, Feuer zu legen, ist er zum Satan geworden . . . Wen habt ihr im Verdacht?“

Die Frage, entschieden gestellt, verlangte eine klare Antwort. Aber was konnte Olena Lewkiwna antworten? Nichts. Ebenso Nykin Schkaruba. Er erging sich lediglich in Vermutungen.

„Wer ist euch nicht wohl gesonnen?“ fragte die Vorsitzende. Als sie merkte, daß Olena Lewkiwna verlegen wurde, fuhr sie sie an: „Was ist, wollen Sie's nicht sagen? Man hat bei euch Feuer gelegt, euch aus der Welt schaffen wollen, und Sie werden mir noch rot und schämen sich, haben Angst, Ihre Feinde zu nennen! Haben Sie kein Mitleid mit sich selber? Mit Ihren Kindern?“

„Wir haben keine Feinde“, sagte die Lehrerin.

„Dann hat also ein Freund euer Haus angesteckt, ja?“ Sie wandte sich an Nykin Schkaruba. „Vielleicht sagen Sie es? Wen haben Sie im Verdacht?“

„Jedem könnte man es zutrauen – jetzt.“

„Also sind alle schlecht?“ Die Vorsitzende verzog das Gesicht.

„Wenn Sie in meiner Haut steckten, würden Sie wahrscheinlich dasselbe sagen. Wir haben mit niemand in Fehde gelegen . . . Niemand haben wir für unseren Feind gehalten.“

„Aber vielleicht wart ihr's für jemand?“

„Wer kann das wissen.“ Er verstummte, dann setzte er hinzu: „Jetzt könnte ich mich vor jedem fürchten. Als wäre jeder mein Feind geworden.“

„Nykin!“ stieß Olena Lewkiwna heftig hervor. „Wie kannst du nur?“

„Was denn?“ murmelte er und sah zu dem abgedeckten Dach hinauf.

Olena Lewkiwna folgte seinem Blick und verzog gequält das Gesicht. Bittend legte sie die Hände aneinander. „Nykin, ich flehe dich an, hörst du, Nykin... Bind neue Strohbinden und deck das Dach wieder, damit die kahlen Sparren nicht wie ein Gerippe in die Gegend starren... damit die Leute uns nicht bemitleiden. Es sieht ja so aus, als würden wir unsere Wunden zur Schau stellen und die Menschen wie um ein Almosen um ihr Mitleid bitten! Hörst du, Nykin? Komm, wir fangen gleich an und legen beide gemeinsam eine neue Strohlage auf.“

Als die Vorsitzende diese Worte hörte, packte sie der Zorn; sie schlug mit dem Peitschenstiel an den Stiefelschaft und sagte verdrossen: „Nun höre sich einer bloß so was an! Was redet sie da? Sie sind, wie ich sehe, völlig durchgedreht, wollen gewissermaßen so schnell wie möglich die Spuren der fremden Schandtats verwischen? Hab ich recht? Sie haben Angst, daß alle Leute es sehen? Aber warum fürchten Sie sich davor?“

„Wir sind keine Bettler und bitten nicht um milde Gaben.“ Olena Lewkiwna wurde wütend auf die Vorsitzende, weil die sich in ihr Leben einmischte und darin herumkommandieren wollte.

„Ich verstehe nur eins nicht ganz...“ Die Vorsitzende konnte sich das alles wirklich nicht erklären. Sie runzelte die Stirn und sagte nach kurzem Schweigen: „Aber allmählich dämmert's mir. Und ob... Olena Lewkiwna, Ihnen ist weniger deswegen bange, weil man euer Haus angesteckt hat, als vielmehr deswegen, weil dadurch gewissermaßen Ihr guter Ruf in Frage gestellt ist. Doch, so ist es... Denn wie reimt es sich zusammen, denken Sie, daß Sie im Dorf als die Rechtschaffenheit in Person gelten, die sich für jeden einsetzt, für jeden, wenn's not tut, ein

gutes Wort hat, und auf einmal kommt einer und zündet Ihr Haus an! Natürlich möchten Sie gern, daß niemand etwas davon hört und sieht. Sie wollen ja für alle die Gute bleiben und wollen alle auch weiterhin für gute Menschen halten... Sehen Sie, meine Teuerste, es ist eben doch nicht so, wie Sie denken! Nicht jedem ist mit Güte beizukommen, manch einer muß hart angefaßt werden. Darin liegt Gerechtigkeit und nicht in dem, was Sie praktizieren. Mir scheint, Sie würden, selbst wenn Sie den Brandstifter kennen, ihn nicht verraten wollen. Sage ich die Wahrheit oder nicht?“

„Ich kenne keinen“, entgegnete Olena Lewkiwna. Unwillkürlich schob sie bei diesen Worten die Hand in die Jackentasche und befühlte den Knopf. Sie holte ihn heraus und betrachtete ihn verständnislos. Sie öffnete schon den Mund, um etwas zu sagen. Doch sie blieb stumm und steckte den Knopf wieder ein; niemand hatte ihn in ihrer Hand gesehen.

Die Vorsitzende schien ihre Gereiztheit schon überwunden zu haben und fuhr ruhiger fort: „Sie möchten immer alles glätten, Olena Lewkiwna, die gerissenen Enden wieder knüpfen. Alles soll heil, harmonisch und ohne Kratzer sein. Man hat Ihnen ins Gesicht gespuckt, aber Sie wischen es ab, und fertig, als hätten Sie es nicht bemerkt, als wäre nichts geschehen. Totschweigen wollen Sie das Böse und das Gute an die große Glocke hängen... Ich frage Sie noch einmal: Wer will Ihnen nicht wohl? Das hier ist doch ein Racheakt. Einer, der Sie haßt, hat Ihnen etwas heimzahlen wollen.“

„Uns hat niemand etwas heimzuzahlen.“ Olena Lewkiwna blieb unbeirrbar. „Und Feinde haben wir nie gehabt und wollen wir auch jetzt nicht haben.“

„Feinde schafft man sich nicht an, die finden sich von allein. Das hängt oft nicht von uns ab.“

„Aber etwas hängt vielleicht doch von uns ab, es gibt meistens irgendwelche Gründe...“

„Wie?“ Die Vorsitzende wurde wieder hitziger und beugte sich zu der Lehrerin vor. „Ist es nicht manchmal Grund genug, daß wir überhaupt auf der Welt leben? Ist das für gewisse Leute kein Grund?“

„Ich lasse das jedenfalls nicht auf sich beruhen!“ stieß Nykin Iwanowytsh plötzlich mit tränenerstickter Stimme hervor und stampfte sogar mit dem Fuß auf. „Jeden einzelnen werde ich unter die Lupe nehmen, ich werde herausbekommen, wessen Werk das war! An seinen Augen werde ich's erkennen.“

„Oha“, sagte die Vorsitzende spöttisch, „er wird selber kommen, damit Sie ihm in die Augen sehen können . . . Oder gar gleich ein Geständnis ablegen, warten Sie nur . . . Aber hören Sie auf meinen Rat! Die Leute werden jetzt alles mögliche reden. Schlagen Sie das nicht in den Wind! Irgendeiner muß etwas wissen. Es kann nicht sein, daß es nirgends Spuren gibt . . . Auch aus Wut kann's Ihnen einer anvertrauen . . . Ein Dorf wittert alles, spürt alles.“

„Wir haben schon soviel durchgemacht, wir werden auch darüber hinwegkommen“, sagte Olena Lewkiwna.

„Was?“ Die Vorsitzende hatte nicht verstanden. „Was meinen Sie?“

„Ich sage, daß der Betreffende nicht ein zweites Mal Feuer legen wird.“

„Sie leben in Medwynez nicht allein“, entgegnete die Vorsitzende scharf. „Meinen Sie, weil's einmal gut abgelaufen ist, würde nichts mehr geschehen? Nein, hier ist ein Verbrechen begangen worden, und das muß bestraft werden. Denn ein ungeahndetes Verbrechen ist eine Ermunterung zu neuen. Sie denken an sich, wollen Ihre Beziehungen mit dem Dorf nicht verderben. Aber ich habe an alle zu denken, denn ich bin für den Kolchos verantwortlich.“

„Vor wem?“ fragte die Lehrerin ganz leise.

„Vor wem? Vor all denen, die mich gewählt haben! Und vor



mir selber... Die Gerechtigkeit, glauben Sie mir, Olena Lewkiwna, heißt uns nicht, Brandstifter zu bemitleiden und Verbrechen zu vertuschen, sondern Verbrechen aufzuklären und Brandstifter zu bestrafen.“

„Das sagt sich leicht, solange es eine Abstraktion ist und wir den Brandstifter nicht kennen.“ Olena Lewkiwna seufzte. „Aber wenn wir ihn überführt haben, wie sieht es dann aus? Würden Sie ihn dann sofort bestrafen, ohne daß sich in Ihrem Herzen etwas regt?“

Sie wußte längst, wußte genau, daß die Vorsitzende nicht so war, daß sie, wie jeder andere, ein Herz hatte. Trotzdem war ihr diese Frage herausgerutscht.

Die Vorsitzende gab keine Antwort, maß die Lehrerin nur mit einem durchdringenden Blick. Olena hielt dem Blick nicht stand, sie schlug die Augen nieder.

Als sich die Vorsitzende verabschiedete, sagte Nykin zu ihr: „Wir werden uns jetzt vor jedem in acht nehmen, wir sind belehrt.“

Sie ließen das Haus nun selbst bei Tage nicht mehr unbeaufsichtigt. Stets blieb jemand im Haus, als müsse er es bewachen. Obwohl sie spürten, daß die Gefahr sie gewiß kein zweites Mal heimsuchen werde und sie nichts zu befürchten brauchten, konnten sie die Angst nicht loswerden.

Die Zeit verging, und sie wurden allmählich wieder ruhiger. Auch die Angst wich, obwohl sie dann und wann noch eiskalt nach ihrem Herzen griff.

Um die eine Seite des Daches wieder zu decken, mußten sie bei ihrer Nachbarin Fiona Stroh kaufen. Geld wollte sie allerdings nicht annehmen. Wahrscheinlich ärgerte sie sich immer noch über Sirka, die unlängst ihren Garten zerstampft hatte. Sie gäbe es gern, sagte sie, obwohl sie dieses Stroh eigentlich für sich beiseite gelegt hatte, weil sie ihr Haus neu decken wollte.

Aber Olena Lewkiwna drang so hartnäckig auf die Bezahlung, bis Fiona das Geld annahm. Dabei verzog sie das Gesicht, als äße sie etwas Saures.

Wenn Tante Lobodycha schwieg, schwieg sie. Dann schien ihr ein Zauber den Mund verschlossen zu haben. Aber wenn in ihr ein Gedanke oder Entschluß reifte, dann mußte sie dem nachgeben und handeln, wie er ihrem Herzen gebot.

Die Zeit zog dahin. Die Jahre vergingen und mit ihnen das Leben, nun dachte Lobodycha immer häufiger: Daran, daß ihrer Nichte Horpyna Swerbisus kein Glück beschieden war, trug auch sie Schuld. Natürlich war Horpyna längst über die Zwanzig, über die Dreißig hinaus, trug den Kopf auf den Schultern und mußte sich selber Gedanken machen. Aber sie wollte offenbar darüber nicht nachdenken, indessen verrann das Leben. Bald würde sie aus den besten Jahren der Frau heraus sein. Wenn es erst einmal soweit war, dann war nichts mehr nachzuholen, nichts mehr zu ändern. Nein, man mußte ihr mit einem Ratschlag helfen. Schließlich waren sie einander nicht fremd, und Lobodycha hatte auf dieser Welt einiges gelernt.

Eines Tages ging sie ins Haus der Vorsitzenden, wie immer ganz in Schwarz und blaß, wie immer, auch an diesem Tag, ganz die Leidende. Sie fegte aus, räumte auf und kochte Essen, ohne damit rechnen zu können, daß alles aufgegessen werden würde, ging aber dann nicht nach Hause, sondern blieb. Auf dem Tisch lag ein Stoß Zeitungen und Zeitschriften, also las Lobodycha. Ihre des Lesens ungewohnten Augen fingen an zu tränen und brannten, als wäre Sand hineingeraten. Lobodycha jedoch bewegte weiter langsam die Lippen, käute die Worte und Sätze gleichsam wieder und wunderte sich dabei, wie Horpyna das nur alles lesen konnte und weshalb ihr soviel von diesem Geschreibsel ins Haus gebracht wurde.

Als die Vorsitzende kam, saß die Tante, nachdem sie die

Petroleumlampe angezündet und, damit sie nicht blakte, den Docht auf Sparflamme gestellt hatte, die Hände im Schoß auf der Bank und schien in Gedanken versunken. Lang, dürr und bleich, wie sie war, erweckte sie bei Horpyna stets einen leisen Widerwillen, dessen sie sich, trotz ehrlichem Bemühen, nicht erwehren konnte.

„Ich warte auf dich“, sagte die Tante. „Seit Mittag sitze ich hier, aber du kommst und kommst nicht.“

„Es gibt viel Arbeit“, erwiderte die Vorsitzende mit Nachdruck, weil hier im Hause ein Mensch von außerhalb herumsaß, nichts mit sich anzufangen wußte und sich überflüssig fühlte.

„Die ganze Arbeit ist sowieso nie zu schaffen, Kindchen“, sagte Lobodycha – es war eins ihrer Lieblingsworte –, und die Vorsitzende verzog dabei das Gesicht, hielt aber den Mund, weil sie sich mit ihrer Verwandten nicht gleich zanken wollte. „Es wäre an der Zeit, nicht nur an die Arbeit, sondern auch an sich selber zu denken. Dir stopfen die Leute den Kopf mit ihren Sorgen voll, und fertig.“

All das sagte sie sanft und friedfertig, keineswegs vorwurfsvoll. Bemüht, die Stimme nicht zu heben, antwortete Horpyna: „An mich werde ich denken, wenn ich mir um die anderen keine Sorgen zu machen brauche. Ich kann nicht mehr anders, so bin ich nun mal geworden.“

„Bist du so geworden, ist's auch gut. Dann bleib so, wenn du dich dabei wohl fühlst.“ Die Tante schien ihr Vorhaben aufzugeben und Horpyna beizupflichten. Nach einer Weile fragte sie: „Warum setzt du eigentlich deiner Mutter keinen Grabstein?“

„Mutter?“ Diese Frage hatte die Vorsitzende nicht erwartet.

„Ja doch, deiner Mutter. Es sind schon mehrere Jahre vergangen, seit sie gestorben ist, aber ihr Grab ist immer noch kahl. Dort wachsen die Schwertlilien, die ich gepflanzt habe, Federgras wächst da, aber es sollte auch ein Grabmal stehen.“

„Was für ein Grabmal?“ Horpyna schien immer noch nicht zu verstehen.

„Na, was stellen die Leute auf? Der eine ein Kreuz, der andere einen Stein mit einer Inschrift. Ich bin mal in Turbiw auf dem Friedhof gewesen. Dort heften sie Fotografien an die Gedenksteine, das macht sich sehr schön.“

„Ich denke nicht daran, ein Kreuz aufzustellen!“

„Ein Kreuz braucht's ja nicht zu sein, du bist in der Partei, da könnten die Leute sonstwas reden.“

Die Vorsitzende sah die Tante flehentlich an. „Gehe ich vielleicht nicht zum Grab? Du gehst auch hin, kümmerst dich darum... Wird meine Mutter davon etwa wieder lebendig, wenn wir dort einen Stein aufstellen?“

Die Tante war erschüttert, ihr Gesicht rötete sich sogar. „Nein, so was! Du kennst keine Scham, weder vor den Menschen noch vor Gott... Mit Gott hast du ja nichts im Sinn, aber denk doch wenigstens an die Menschen! Stell meinerwegen einen Obelisk mit'm Stern auf, wie's manche heutzutage machen... Als ob deine Mutter ein Soldat war.“ Lobodycha traten die Tränen in die Augen, sie schluchzte.

„Also, ich stelle einen Stein mit einem Stern auf, wenn du's so willst!“ erwiderte die Vorsitzende, nun schon ungehalten.

„Mach's nur, mach“, ermunterte die Tante sie mit säuerlichem Ton. „Sollen sie sich über dich lustig machen, sollen sie... Denn du gehst weder Ostern noch am Todestag zu deiner Mutter, sondern nur werktags... Vielleicht gehst du neuerdings an den revolutionären Feiertagen zu ihr?“

„Jawohl, an solchen Feiertagen gehe ich hin“, antwortete die Vorsitzende im Bewußtsein ihrer Überlegenheit.

„Na, dann bleib dabei.“ Die Tante stritt nicht weiter darüber. „Einem Verstorbenen kann man jederzeit die Ehre erweisen. Hauptsache, man tut's überhaupt... Aber ein Grab-

mal muß du aufstellen. Mag's auch nicht der Mutter zuliebe sein; sie hat vielleicht wirklich nichts davon. Du denkst darüber sowieso anders... Aber der Leute wegen mußst du eines aufstellen, damit sie nicht wer weiß was reden.“

„Also für die Leute soll ich einen Stein aufstellen?“

„Warum nicht? Lebst du denn nicht mit ihnen? Du lebst doch nicht nur mit den ein, zwei Menschen zusammen, die dir gefallen, sondern mit allen. Mit allen, selbst mit denen, für die du nichts übrig hast! Im Leben bleibt einem keine Wahl... Aber wenn du nicht willst, stelle ich einen Stein auf, dann allerdings nicht irgendeinen, sondern einen, der mir paßt. Keine Pyramide, nein...“

Der Verzweiflung nahe, erwiderte die Vorsitzende: „Also gut, ich stelle einen auf, wenn mir auch nicht danach ist.“

„An die Lebenden mußst du denken, darfst aber auch die Toten nicht vergessen! Wie du dich um die Verstorbenen kümmerst – daraus schließt man, wie du an die Lebenden denkst.“

„Wieso denn das?“

„Wieso? Heute ist der Mensch noch hier, aber morgen schon im Jenseits, und keiner weiß, wo's besser für ihn, wo für ihn der ewige Frieden ist.“

Horpyna Tytiwna verzog das Gesicht, als hätte sie Zahnschmerzen, beherrschte sich aber und widersprach der Tante nicht. Mochte sich Lobodycha getrost aussprechen.

„Vergiß auch nicht, Töchterchen, daß der Lebende ans Lebende zu denken hat“, fuhr die Tante, den Blick ins Leere gerichtet, gleichmütig fort. „Und zwar nicht nur an den anderen, sondern auch an sich. Was nützt die Sorge um den anderen, wenn man dabei sich selber vergißt? Entschuldige schon, aber ich muß es mal sagen: Du führst ein Leben, das nicht so ist, wie es sein sollte.“

„Inwiefern?“ Horpyna Tytiwna lächelte düster. Obwohl

Tante Lobodycha sich noch nicht ausgesprochen hatte, wußte sie schon im voraus, worauf sie hinauswollte.

„Weil das so kein Leben ist! Du bist nicht irgendwer, sondern Vorsitzende des Kolchos, stehst im Blickpunkt, auf dich schaut auch der, der dir vielleicht lieber den Rücken kehren und dich überhaupt nicht ansehen möchte. Aber wenn du schon an der Spitze stehst, darfst du nicht einfach so leben, wie's dir in den Kram paßt, wie's sich gerade ergibt, sondern mußt ein Leben führen, wie's sein soll.“

„Wie soll's denn sein? Kannst du mir vielleicht einen Tip geben?“ In ihrer Frage schwang Spott mit, aber die Tante wollte nicht darauf reagieren.

Ohne die ungewohnt friedfertige Vorsitzende anzusehen, fuhr Lobodycha ruhig in ihrer Betrachtung fort und hielt den Blick auf die Wand gerichtet, als läse sie von dort ab. „Du weißt selber, wie's sein sollte. Aber wenn du mich darum bittest, kann ich dir auch raten. Hab dir schon lange einen Rat geben wollen. Ich weiß, daß du ihn nicht befolgen magst, muß ihn aber aussprechen, weil ich deine leibliche Tante bin und du keine näheren Verwandten mehr hast... Horpyna, ohne Familie kann man nicht leben. Schaff dir eine Familie an, einen Mann.“

„Soll ich sie mir vielleicht backen, die Familie und den Mann?“ entfuhr es Horpyna.

„Weshalb denn backen? Mach's so, wie's die anderen machen!“

„Und wie machen's die? Also sag schon, was du mir raten willst.“ Sie zwang sich zur Ruhe und schien bereit, sich alles widerspruchslos anzuhören.

„Ich will es dir sagen... Du hast nun mal nicht zwei Leben, sondern eins. Und wir beide sind schließlich keine Fremden... Wenn der Mann dich bis jetzt nicht gefunden hat, dann versuche du ihn zu finden!“

„Wo sollt ich ihn finden? Wo gibt's jetzt noch Männer? Der Krieg hat alle hinweggerafft. Übriggeblieben sind nur Wracks und Invaliden!“

„Bei dir sind's gleich Wracks!“ Lobodycha schüttelte den Kopf. „Männer hat's immer gegeben und gibt's immer, man muß sie nur finden.“

„Als ob ich auch nur einen Finger krumm machen würde, um einen zu suchen!“

„Suchst du ein bißchen, findest du auch. Schimpf nicht gleich drauflos!“

„Was soll ich denn mit diesen Männern? Die haben doch alle eine Frau!“

„Stimmt und stimmt auch wieder nicht. Heute hat einer diese Frau und morgen eine andere.“

„Nein“, sagte die Vorsitzende bestimmt. „Das ist nicht nach meinem Geschmack.“

„Es gibt doch Witwer“, gab die Tante zu bedenken.

„Was denn für Witwer und wo?“

„Wenn nicht hier, dann in anderen Dörfern. Man muß sich in Geduld fassen, sich umsehen, die Leute befragen... Wenn ein Mann Witwer wird und eine Schar Kinder hat, kannst du nicht darauf warten, daß er selber zu dir kommt...“

„Ja-a-a“, sagte die Vorsitzende. Sie sagte es leise und irgendwie böse. „Und was empfiehlst du mir außerdem?“

„Ich könnte dir noch viele Ratschläge geben.“ Die Tante überhörte den drohenden Unterton. „Es ist schon wahr, daß die Männer heutzutage knapp sind und daß jede Frau einen abbekommen möchte. Deswegen solltest du auch nicht gar so stolz sein. Hast doch was zu sagen, und sogar ziemlich viel.“

„Soll ich dem, der mir gefällt, befehlen, seine Familie zu verlassen und zu mir zu ziehen?“

„Da gibt's nichts zu befehlen.“ Die Tante wollte Horpynas Scherz nicht verstehen. „Dein Verstand würde das schon hin-

biegen, nur gebrauchst du deinen Verstand dabei nicht, hast ihn vergessen.“

„Also, nun langt's.“ Die Vorsitzende fiel ihr ins Wort. „Ich weiß selber, daß eine Frau Familie haben sollte. Aber ich hab keine! Bei mir ist eben alles so gelaufen, daß ich ohne Familie dastehe. Hätte ich nicht selbst gern einen Mann? Aber ich hab keinen, hab keinem gefallen. Wieviel wir darüber auch schwatzen – dadurch bekomme ich keinen.“

„Durchs Schwatzen nicht“, gab die Tante finster zu.

„Na also! Meine Fratze ist nun mal nicht so, wie man sich's wünschte, und mein Leben auch nicht“, schloß die Vorsitzende, nun ganz ruhig.

Ach, red du nur! Die Tante wiegte mißbilligend den Kopf. Hast viel Gewissen, sogar zuviel, es steht dir im Wege. Es wäre besser, du würdest nicht so oft auf dein Gewissen hören. Den Menschen, für die du zu sorgen hast, würde dadurch auch nicht viel verlorengehen, dachte Lobodycha und sagte: „Das Leben ist keine Schnur; wenn's zu Ende ist, kannst du nichts mehr anknoten.“

„A-ach...“ Die Vorsitzende winkte gleichgültig ab. „Große Reden halten kann jeder. Aber was kommt dabei heraus?“

„Das ist es ja, das ist es ja!“ entgegnete die Tante bestimmt, und es blieb ungewiß, wie sie das meinte. „Ich muß gehen, Töchterchen. Denk mal nach über das, was ich dir gesagt habe!“

Selbst, als Tante Lobodycha gegangen war, verspürte Horpyna keinen Groll gegen sie, sie hatte sie sogar mit guten Wünschen hinausbegleitet, ihr auf ihre Art alles Gute gewünscht. Sie legte sich schlafen, konnte aber fast bis zum Morgenrauen kein Auge zutun. Über das Schicksal dachte sie nach, über das Schicksal solcher Frauen wie sie. Unsagbare Wehmut bemächtigte sich ihrer in dieser Nacht. Wenn sie ihr Lebtag nur dagesessen und die Hände in den Schoß gelegt oder nur für sich gesorgt hätte, dann wäre es vielleicht nicht gar so bitter ge-



worden. Sie hatte für zehn geschuftet. Warum war ihr als Lohn nicht auch eigenes Glück zuteil geworden, menschliche Wärme, die sie so sehr vermißte, die sie sich so sehr wünschte, die sie aber wohl nie erhalten würde? Ein bescheidenes, klitzekleines Glück würde ihr doch schon genügen. Sie brauchte nicht viel, wünschte sich einfach, ihr Haus möge von lebendigem Atem erfüllt sein, vom Atem eines Menschen, mit dem man ein Wort wechseln, dem man sich anvertrauen und bei dem man sich ausweinen könnte . . .

Lange Zeit hatten diese Gefühle Horpyna nicht mehr so bestürmt wie in dieser Nacht. Dabei wußte sie, daß sich in ihrem Leben nichts ändern würde, weil es nicht in ihrer Natur lag, ihr eigenes Schicksal, das ihr beschieden war und gegen das sie sich nicht aufzulehnen vermochte, anzupacken und umzukrempeln. Trotzdem beschlich sie die Neigung, sich zu bedauern, sich zu bemitleiden und sich dem Gram hinzugeben, denn der war da.

Heu für die Kuh zu beschaffen war nicht so einfach. Die Menschen in Medwynez, jedenfalls sehr viele, hatten ihre eigenen Weideplätze hinterm Hausgarten und dadurch auch Heu für den Winter. Wer nahe den Feldern wohnte, konnte sich Grünfutter vom Feld holen. Aber woher sollten sich die Schkarubas, die Lehrer, etwas beschaffen? Sie wohnten weder in der Nähe der Weide noch der Felder, sondern mitten im Dorf. Jeden Sommer ging Olena Lewkiwna mit den Kindern, nachdem sie sich alte Kleidung angezogen hatten, zum Teich, und dort schnitten sie Teichbinsen. Da aber nicht nur sie Binsen schnitten, brachten sie nicht sehr viel heim.

Wieviel Mühe kosteten sie obendrein! Obwohl sich die Kinder am Wasser nicht auszogen, wurden sie von den Medwynezer Blutegeln, Wasserflöhen und anderem Ungeziefer, das scharenweise in dem Geschling der Fadenalgen und Brennesseln nistete,

geplagt. Außerdem peinigten sie natürlich auch die Brennnesseln selber . . . Die Kinder trugen die Binsen ans Ufer, ließen das Wasser abtropfen. Dann trugen sie sie auf Leinen oder alten Säcken nach Hause und breiteten sie zum Trocknen auf dem Hof aus. Anschließend trugen sie die Binsen auf den Boden, stapelten sie in eine Ecke und dachten: Wie wenig Grünfutter das ist! Wann werden wir so viel beisammen haben, daß es für den ganzen Winter reicht!

Sie gingen nicht nur nach Teichbinsen, sondern auch aufs Feld nach Fennichgras. Obwohl die Rüben des Kolchos immer durchgejätet wurden, wucherte zwischen ihnen so viel Unkraut, daß man davon jeden Tag mehrere Säcke nach Hause tragen konnte. Wolfsmilch und Winde, die sie vom Acker holten, verfütterten sie sofort an Sirka, solange sie noch frisch waren, aber das Fennichgras und den langen Feldfuchsschwanz trockneten und lagerten sie als Wintervorrat auf dem Boden.

Außerdem kauften sie jahrein, jahraus etwas Wiesenheu von diesem oder jenem Nachbarn. Denn es gab in Medwynez Leute, die keine Kuh, aber hinterm Haus Weideland besaßen. Ein-, zweimal gelang es Nykin Iwanowytsch auch, mit einem Waldhüter des Chomutyner Waldes handelseinig zu werden. Ein einziges Mal holten sie ein Lastauto voll Rübenabfälle von der Zuckerfabrik im Nachbardorf, aber Sirka fraß sie nicht, und seitdem versuchten sie nicht wieder, welche zu bekommen.

Soviel Mühe machten sich Schkarubas mit der Kuh, weil sie für die Kinder Milch brauchten. Aber die gab es nur wenig.

Eines Tages war ihre Sirka abermals verschwunden. Sie spürten sie diesmal in einer fremden Herde, in einem Nachbardorf, auf. Hinterher sagte Nykin Schkaruba, er könne das nicht länger ertragen, diese Kuh bringe ihn noch ins Grab, und wenn Olena sie nicht zum Markt bringen wolle, werde er es selber tun. Auf jeden Fall werde er sie hinbringen und – sei es

nur für den halben Preis – verkaufen, bloß um sie loszuwerden und nicht mehr sehen zu müssen.

Am nächsten Sonntag brachte er sie tatsächlich zum Markt. Gemeinsam mit Warka. Sie hatte dort auch eigene Geschäfte zu tätigen. Ganz eigenartig wurde Olena Lewkiwna zumute, als die Kuh den Hof verließ und nicht wie immer zur Herde, sondern auf Nimmerwiedersehen zum Markt zog. Sie hatte das Gefühl, als trüge man einen Toten vom Hof.

Den ganzen Tag konnte sie keine Ruhe finden. Was sie auch tat, fortwährend dachte sie an Sirka. Denn sie hatte sich in den Jahren an das Tier wie an einen Menschen, wie an eine Verwandte, gewöhnt, die mit ihnen Freud und Leid geteilt hatte. Nun jagten sie die Kuh auf einmal vom Hof, weil sie – seht nur – ihnen nicht mehr genügte und durch eine bessere ersetzt werden sollte.

Gegen Mittag kehrten Nykin Iwanowytsh und Warka zurück. Fröhlich und sich gegenseitig ins Wort fallend, erzählten sie, wie sie die Kuh auf den Viehmarkt gebracht und was diese und jene Leute über ihre Sirka gesagt hatten. Alles mögliche redeten die Leute daher, aber Warka war nicht von umsonst mitgekommen. Sie verstand es, allen den Mund zu stopfen und jedem zu beweisen, daß Sirka eine einwandfreie Milchkuh sei. Schließlich fand sich ein Mann, der ihr glaubte und ihre Kuh kaufte. Er war aus Sbarash, arbeitete dort im Pferdestall des Kolchos. Nykin und er hatten den Handel sogar begossen, und Warka hatte ihnen dabei geholfen, sich die Kehle ein wenig angefeuchtet.

Olena Lewkiwna wollte Genaueres über den Mann wissen. Aber die beiden konnten sich auf keine Einzelheiten besinnen, sagten nur, er lahme und gehe am Stock. Ach, und einen grauen Schnurrbart habe er.

Warka riet ihnen, die neue Kuh in Radawka zu kaufen. Dieses Dorf hätte vorm Krieg einen Zuchtbullen gehabt, der im Gebiet

und über die Grenzen hinaus auf Ausstellungen gezeigt worden war, und von diesem Bullen gäbe es dort heute noch gute Nachkommen. Allerdings hielten sich alle in Radawka auf ihr Vieh etwas zugute, und jeder sei darauf bedacht, möglichst teuer zu verkaufen. Aber sie, Warka, habe dort Verwandte und werde über sie vorfühlen, damit die Schkarubas nicht übers Ohr gehauen würden. Olena Lewkiwna faßte allmählich Hoffnung, als sie das hörte. Ihr wurde leichter ums Herz, und sie trauerte Sirka nicht mehr so sehr nach.

Am Abend dieses denkwürdigen Sonntags jedoch kam auf einmal Mychailo ins Haus gestürmt und rief albern grinsend: „Sirka ist wieder da!“

Betroffen sahen die Schkarubas einander an.

„Was faselst du da?“ entfuhr es dem Vater.

„Sie ist zurückgekommen, hurra!“ Mychailo grinste übers ganze Gesicht.

Tatsächlich – sie war zurückgekehrt. Sie stand unterm Birnbaum und beugte sich hungrig über die welken Reste des Grünfutters, das man ihr am Morgen, bevor sie zum Markt getrieben worden war, vorgeworfen hatte. Als Sirka die Frau des Hauses erblickte, reckte sie ihr ihr Maul entgegen und muhte so leise, daß es wie ein Stöhnen klang. Dann wandte sie sich wieder den verwelkten Mais- und Sonnenblumenblättern zu.

Schweigend standen die Schkarubas und betrachteten sie. Schließlich sagte Nykin Iwanowytsch: „Diese Sirka! Dieses durchtriebene Biest! Ist dem Käufer davongelaufen und hat sich einfach heimwärts getrollt. Olena, melke sie.“

„Sie wird aber viel Milch geben . . . Mychailo, rupf ihr etwas Grünkraut!“

Nach einer Weile sagte sie, innerlich fast weinend: „Was haben wir nun von alledem? Die Kuh gehört uns nicht, aber wir melken sie. Die Milch gehört uns auch nicht mehr.“ Sie schien sich nicht fassen zu können. „Was sollen wir bloß

machen? Die Kuh ist im Haus und das Geld in unserer Tasche.“

Wahrhaftig, eine sonderbare Geschichte. Wie jetzt diesen Käufer finden und wie ihm die Kuh zurückbringen? Sie beratschlagten und beschlossen, Nykin solle am nächsten Tag nach Sbarash fahren. Das lag nicht aus der Welt, und dort würde es vielleicht nicht so schwer sein, diesen Lahmen, der am Stock geht, zu finden. Wahrscheinlich wußten dort schon alle von dem Kauf der lebenden Ware, die wer weiß wohin abgehauen war.

Am nächsten Morgen muhte Sirka auffordernd, sie wollte zur Herde. Aber Olena ließ sie nicht hinaus. Nykin Iwanowysch, als hätte er nichts Wichtigeres zu tun, bereitete alles für den „Ausflug“ nach Sbarash vor und fluchte im stillen über das schmäbliche Ende des anfangs so glücklichen Unternehmens. Als er gerade aufbrechen wollte, betrat ein fremder, ziemlich kleiner Mann ihren Hof. Olena Lewkiwna ahnte sofort, wer er war, weil er am Stock ging und ein Schnauzbart wie zwei graue Taubenflügel sein Gesicht zierte.

Sie sah den Mann mit großen Augen betroffen an, als wäre es ihre Schuld, daß Sirka sich so benommen hatte. Der Mann ging verlegen auf die Schkarubas zu. Als er Nykin Iwanowysch erkannte, hellte sich sein Gesicht auf, aber nicht so, daß man es als freundlich bezeichnen konnte.

„Erkennen Sie mich wieder?“ fragte er.

Nykin Iwanowysch blieb stumm. Da verfinsterte sich die Miene des Mannes wieder. „Erkennen Sie mich etwa nicht?“

Atemlos fragte Olena Lewkiwna: „Sind Sie aus Sbarash?“

„Aus Sbarash. Woher denn sonst? Hab gestern Ihre Kuh gekauft, aber sie ist mir weggelaufen. Nun komme ich fragen, ob sie sich am Ende wieder bei Ihnen eingefunden hat, weil's so was gibt.“

„Ich will gerade zu Ihnen“, sagte Nykin Iwanowysch.

„Zu mir? Also wissen Sie, wo die Kuh ist, und wollen zu mir.“  
Dem Invaliden schien ein Stein vom Herzen zu fallen, und sein gespanntes Gesicht wurde sanfter, gutmütiger.

„Die Kuh ist da. Seit gestern abend . . . Warum haben Sie sie nicht richtig festgehalten?“

„Ist die vielleicht zu halten?“ antwortete der Mann hintergründig und kniff verschmitzt das eine Auge halb zu.

„Sie hätten sie richtig festhalten müssen“, betonte Nykin Iwanowysch noch mal.

„Hab's nicht gekonnt.“ Wie um Nachsicht bittend, zuckte der Mann mit den Schultern.

„Wollen Sie sie anschauen? Wir haben sie gefüttert“, sagte Nykin, als spräche er von einer fremden.

Der Mann hatte es nicht eilig zu antworten, ob er sich die Kuh ansehen wolle, die ihm gehörte. Deswegen sagte Nykin Iwanowysch entschieden: „Also nehmen Sie sie, und halten Sie den Strick aber nun fest!“

Bei diesen Worten knöpfte der Mann seine Weste auf, löste den Strick, den er sich um den Leib gebunden hatte, und hielt ihn dem Lehrer hin. „Nehmen Sie Ihr Geschirr, das Sie mir mit der Kuh verkauft haben!“

„Aber warum denn?“ Vor Verblüffung verdüsterte sich Nykin Iwanowyschs Miene.

„Wenn ich die Kuh nicht habe halten können und sie Ihnen wieder zugelaufen ist, muß ich Ihnen auch den Strick wiedergeben.“

„Aber Sie . . .“ Nykin Iwanowysch brach ab, weil er begriff, weshalb der gestrige Käufer den Strick zurückgab. „Vielleicht gehen wir ins Haus und bereden die Sache?“

„Ob im Haus oder hier auf dem Hof – das ändert nichts an dem, was es zu sagen gibt. Nehmen Sie das Geschirr, und geben Sie mir mein Geld zurück!“

In diesem Augenblick bedauerte Nykin Iwanowytsch, daß Warka nicht, wie gestern auf dem Markt, zur Stelle war. Sie hatte es verstanden, Sirka zu verkaufen, und würde es auch jetzt verstehen, diesen Mann aus Sbarash abzuwimmeln, der gekommen war, um sein Geld zurückzuverlangen.

„Unsere Ware, Ihr Geld?“ sagte er etwas unsicher. „Verlangt man denn das Geld zurück?“

„Läuft die Ware etwa zurück?“

„Sie haben sie nicht richtig festhalten können.“

„Ich hab's nicht gekonnt, also halten Sie sie fest.“

Da griff Olena Lewkiwna ein. Sie konnte nicht länger ruhig anhören, was der Mann aus Sbarash sagte. „Wir haben Ihr Geld noch nicht ausgegeben, also bekommen Sie es zurück.“ Sie nahm ihm den Strick ab.

Nykin Iwanowytsch war völlig verdattert und wußte nicht, was er sagen sollte. Schließlich winkte er ab, ging ins Haus und kehrte mit dem Geld zurück. Der Packen Geldscheine war in eine Zeitung gewickelt und mit einem hellblauen Band verschnürt. Ohne auch nur daran zu denken, das Geld nachzuzählen, steckte der Mann es flugs in die Tasche und sagte erfreut: „Na, Gott sei Dank, daß ich bei diesem Kauf so glimpflich davongekommen bin! Ich danke Ihnen!“

„Wofür?“ fragte Olena Lewkiwna bekümmert.

„Wofür?“ Der Invalide staunte. „Wenn Sie gewollt hätten, hätten Sie mir das Geld nicht zurückzugeben brauchen! Hätten sagen können: Nimm deine Ware, aber das Geld geben wir nicht zurück.“

Vorwurfsvoll sah Nykin Iwanowytsch seine Frau an: Siehst du, wir haben uns selber reingelegt.

„Nein“, sagte Olena Lewkiwna, „wir sind Lehrer, wir wollen niemand betrügen.“

„Weiß ich doch, daß Sie Lehrer sind. Das haben mir die Leute

hier in Medwynez schon gesagt. Also auf Wiedersehen! Vielleicht begegnen wir uns einmal wieder.“

Er erhielt keine Antwort. Aber wohl nicht deswegen, weil die Schkarubas ihm nicht wieder begegnen wollten. Sie brachten einfach kein Wort heraus.

Warka kam nie ohne besonderen Grund zu den Lehrern. Entweder brachte sie Olena Lewkiwna Hefe oder etwas Waschblau. Aber wenn sie weder das eine noch das andere brachte, dann bestimmt irgendeine Neuigkeit... Nach der versuchten Brandstiftung hatte sie versprochen, im Dorf herumzuhorchen und unbedingt den Brandstifter ausfindig zu machen. Olena Lewkiwna hatte sie gebeten, das nicht zu tun, weil es eigentlich gar keinen Brandstifter gäbe – ihr Haus sei schließlich nicht abgebrannt. Daraufhin hatte Warka nur vorwurfsvoll den Kopf geschüttelt, was bedeuten sollte: Redet nur, redet! Ich denke nicht daran, mein Vorhaben aufzugeben.

Diesmal kam sie mit der Neuigkeit, daß Jaryna Pekur, Großvater Pantelejs Tochter, schon im dritten Monat schwanger sei. Sie hatte nette Kinder, alles was recht ist, aber jedes hatte einen anderen Vater... Und nun lief sie schon wieder mit einem dicken Bauch herum.

„Sie hat kein bißchen Scham“, wetterte Warka. „In ihrem Haus wohnt doch Väterchen. Wenigstens an ihn sollte sie denken, wenn sie schon keine Lust hat, an sich selber zu denken. Jetzt werden die Leute alles mögliche zusammentratschen.“

„Was gibt's da zu tratschen?“ entgegnete die Lehrerin. „Jaryna hat Kinder gern, und zwei genügen ihr eben nicht. Dann soll sie sich noch eins anschaffen.“

„Aber wie kann man nur?“ Warka war fassungslos. „Wenn sie's vom Ehemann bekäme, aber so immer von 'nem Dahergelaufenen.“



„Sie will Kinder haben“, erklärte Olena Lewkiwna beklommen.

„Und was dann? Kinder will sie haben, denkt aber nicht an sie. Denkt nicht daran, wie sie ohne Vater aufwachsen werden. Dann wär's schon besser, keine zu haben.“

„Sie haben leicht reden, Warka, Sie haben vier.“

„Ich hab leicht reden!“ Warka schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Wer hat's denn schwerer als ich?“ Sie verstummte und behielt die wer weiß wie bitteren Klagen über ihr Leben und über ihren Mann für sich, über den Polizisten, der wie ein Hund hatte sterben müssen, aber ihre Kinder hatten doch keine Schuld, nicht die geringste . . . Nach langem Schweigen sagte sie: „Nein, an die Kinder will sie nicht denken, nur an sich . . . Jetzt warten alle nur darauf, daß Väterchen auszieht.“

„Warum sollte er ausziehen? In Jarynas Haus hat er's ja wohl nicht schlecht.“

„Er hatte's nicht schlecht, aber das war einmal . . . Es wird mancherlei getuschelt, denn er scheint gar nicht so heilig zu sein und versteckt sich nur hinter seinem Gott.“

„Ob sie sich nun darüber mokieren oder nicht – woher wollen sie einen anderen Popen nehmen? Die sind heutzutage auch knapp. Wird einer da etwa ausgerechnet nach Medwynez kommen wollen . . .“

„Stimmt schon!“ Warka nickte. „Die Weiber sollten lieber den Mund halten, aber trotzdem . . .“

Kein anderer als Warka brachte ihnen auch das Neueste über ihren Mykola, der sich mit Nadja Lapkowska zusammengetan hatte. Ja, er hatte eingehiratet, und jetzt war er wieder nach Hause zurückgekehrt, weil die beiden sich zerstritten hatten. Wie hätte es auch anders kommen können, wenn die Lapkowska ihn in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett trieb, ihn unentwegt arbeiten und erst spätabends schlafen gehen ließ? Na, er hatte sein Bestes getan, sich aber nicht in Stücke reißen wollen und

schließlich alles stehen- und liegenlassen. Nun war er wieder daheim. Und er hatte gesagt, er werde nie wieder den Fuß über die Schwelle von Nadja Lapkowskas Haus setzen, auch sei es für ihn zu früh, sein junges Leben schon zu binden. Außerdem habe er gemeint, daß Olena Lewkiwna seinerzeit ihr, Warka, die Wahrheit gesagt, sie aber nicht darauf gehört und ihren Sohn nicht zur Vernunft gebracht habe, weil's ihm besser gehen sollte... Besser hatte's ihm gehen sollen, und das war dabei herausgekommen.

„Nun will er von mir wegziehen, in die Stadt, aber die Vorsitzende verweigert ihm die Erlaubnis, das Dorf zu verlassen. Er ist bei ihr gewesen, um von ihr die Genehmigung zu bekommen, damit ihm ein Ausweis ausgestellt werden kann. Aber sie gibt ihm die Genehmigung nicht. Sagt, im Kolchos würden auch Leute gebraucht, und sie wird aus meinem Mykola auch hier einen Menschen machen. Hören Sie, Olena Lewkiwna? Wenn er sich zum Donbass gemeldet hätte, hat sie gesagt, oder nach Sibirien, dann würde sie die Genehmigung geben. Aber ihn in die Stadt lassen, damit er sich dort herumtreibt und leichten Broterwerb sucht, das will sie nicht... Ich würde ja selber zur Vorsitzenden gehen und sie bitten, aber seit damals...“ Warka spielte auf den besagten Zwischenfall an. „Seit damals gehe ich nicht mehr hin. Denn wie's scheint, hat sie's vergessen. Aber es könnte ihr wieder einfallen, das ist so eine!“

„Sie muß die Leute im Dorf halten, damit sie die Felder bestellen.“

„Gewiß muß sie das, der Meinung bin ich ja auch. Aber soll sie die anderen halten. Meinen Mykola könnte sie doch gehen lassen. Genügt ihr's nicht, daß ich von früh bis spät auf'm Acker bin?... Wenn ich nur wüßte, wie ich die Vorsitzende umstimmen könnte.“

Sie gab zu verstehen, Olena Lewkiwna sollte aufs neue,

diesmal für ihren Sohn, ein gutes Wort bei Horpyna Tytiwna einlegen. Allerdings wünschte sie, daß die Lehrerin selber darauf käme. Doch Olena Lewkiwna kam nicht darauf, als hätte Warka das nicht zu ihr gesagt.

Warka hatte noch eine Neuigkeit, und sie wunderte sich sehr, daß man in Schkarubas Haus bislang nichts davon wußte. Wieso man das nicht wußte, wo doch Jawdoschka nicht hinter den sieben Bergen, sondern in ihrer Nachbarschaft wohnte und man es mit eigenen Augen sehen konnte, wenn man schon nichts davon hörte. Worum es sich handelte? Haha, darum, daß Jawdoschka sich einen Mann ins Haus geholt hatte. Einen ziemlich alten, aus dem benachbarten Radawka. Es hieß, er hätte seine Frau verlassen, aber die Frau hätte die Kinder behalten, wie es Sitte ist. Seit gestern sei der Mann da. Jawdoschka habe bereits eine Junghenne geschlachtet, obwohl sie schon Eier lege, und heute den einzigen Hahn. Sie laufe im Dorf herum und borge sich Schnaps, auf die Weise wolle sie ihn einwickeln. Jawdoschkas Vater, Sasont, lief angetrunken umher und war vor Freude ganz außer sich. Warum? Weil an der Seite dieses Freiers auch für ihn etwas abfiel. Jawdoschka war ziemlich geizig und hängte ihren Eltern den Brotkorb hoch, damit sie, müssen Sie wissen, nicht zu dick wurden; sie raffte sich unentwegt ihre Mitgift zusammen, weil sie sich einbildete, daß wegen dieser Mitgift einer sie eines Tages nehmen würde. Nun hatte sie endlich ihr Ziel erreicht und würde zur Ruhe kommen, jetzt würden auch Sasont und Marfa bei ihr einen guten Tag haben.

„Oh, dieser Freier aus Radawka weiß noch nicht, in was für Hände er geraten ist.“ Warka griende vielsagend. „Wenn er zur Besinnung kommt, wird's zu spät sein, weil ihn seine Frau nicht wiederhaben will. Die gerissene Jawdoschka wird ihm ein, zwei Tage zu essen und zu trinken geben, bis er lammfromm ist, und ihm dann wie eine Katze die Krallen zeigen.“

Jawdoschka blieb jedoch keine Zeit, ihre scharfen Krallen zu zeigen. Denn schon am nächsten Tag kam Warka mit einer anderen Botschaft ins Haus, die die Schkarubas ebenso verblüffte wie die erste. An diesem Morgen sollte Besuch zu Jawdoschka auf den Hof gekommen sein, eine Frau und zwei junge Burschen, schon ziemlich kräftige Kerle. „Haben Sie nichts davon gehört? Na, warum sollte’s Ihnen auch jemand erst erzählen – Jawdoschkas Haus steht ja beinahe vor Ihrer Nase, ganz Medwynez hat das gehört und ist zusammengelaufen, um sich das Schauspiel anzusehen. Na, nicht ganz Medwynez, aber alle Nachbarn.“

Die beiden jungen Burschen und die Frau hatten sich den „Freier“ vorgenommen. Na, für Jawdoschka war’s der Freier, aber für diese Frau der Mann und für die beiden Lulatsche gar der leibliche Vater. Nachdem sie ihn tüchtig durchgebläut hatten, zerrten sie ihn an den Armen hoch, zogen sein Hemd und seine Hose zurecht, gürteten ihn, wie’s sich gehört, und hießen ihn mitgehen. „Und was denken Sie, ist er gegangen? Hinterhergehumpelt ist er. Hat nur den Kopf ganz tief hängen lassen, damit ihm niemand ins Gesicht sieht.“

Jawdoschka aber wagte sich offenbar immer noch nicht unter die Leute, saß immer noch hinter verschlossener Tür.

„Eine Schande ist das, eine wahre Schande“, lamentierte Warka unentwegt. „Nun wird sie wohl wissen, wie man fremde Männer betört. Wer hätte das gedacht? Na, eine alte Jungfer ist sie, sitzengeblieben, das stimmt schon, aber sich deswegen so aufführen?“

„So alt ist sie gar nicht, und eines Tages wird auch sie ihr Glück finden.“

„Hab ich denn was dagegen? Nichts hab ich dagegen, jeder mag sein Glück finden und sie auch. Aber einem Menschen so den Kopf zu verdrehen . . . Eine Schande, eine große Schande!“

Der August wurde sonnig, geizte aber mit Regen. Die Erde trocknete aus, in den Gemüse- und Blumengärten verdorrte alles. Wenn ein Auto durchs Dorf fuhr, erhob sich hinter ihm ein hoher, dichter Staubschweif, der länge stehenblieb, weil es windstill war. Eine kreidige Staubschicht bedeckte das Unkraut am Straßenrand, das Gras. Auch die Gärten waren mit Staub bepudert, und die Häuserwände wurden grau.

An einem solchen Tag, an dem die Sonne sengte und sich ein übers andere Mal weiße Staubwolken über Medwynez erhoben, gingen die Lehrer zur Schule, um sie zu renovieren, weil der Beginn des neuen Schuljahres bevorstand. Der Direktor der Schule, Witali Hryhorowytsch Boiko, hatte den Kolchos um Unterstützung gebeten, aber die Vorsitzende hatte erwidert, die Ernte laufe auf vollen Touren, es wird ohnehin jede Hand gebraucht, um alles einzubringen und an den Staat abzuliefern, und sie müßten sich selber behelfen. Wie denn? Sehr einfach – die Lehrer sollten sich ans Werk machen, einige Schüler hinzuziehen, die ihnen helfen, und die Schule renovieren. Der Kolchos werde ihnen also mit nichts helfen? Na, wieso denn mit nichts, sie, die Vorsitzende, werde ihnen ein Gespann zur Verfügung stellen, allerdings keinen Mann dazu; einer von den Lehrern müsse selber kutschieren . . .

Ein Gespann bekamen sie wirklich. Es war ein braunes Zugpferd, ein riesiger Gaul, den man nur mühsam von der Stelle bewegen und nur ebenso mühsam zum Stehen bringen konnte. In einigen Klassenräumen mußten die Wände verputzt werden, dazu fuhren sie mit dem Braunen Lehm. Gott sei Dank war die Lehmgrube wenigstens nicht weit.

Andri Sak kutschierte. Deshalb hatte er sich sonderbare alte, zerschlissene Sachen angezogen, so daß er kaum noch als der forsche, drahtige Sportlehrer zu erkennen war. Ihm halfen Taissa und Mychailo; die Mutter hatte sie mitgenommen, damit sie nicht herumlungerten. Auch einige andere Schüler waren

gekommen. Unter ihnen Fionas Jüngster, Wassyl, ein pausbäckiger, dicker Junge, der seiner Mutter sehr ähnelte. Am erstaunlichsten war es, daß man auf dem Schulhof auch Borys Horbokin erblickte, er hatte bereits zwei Jahre in der sechsten Klasse gesessen und würde nun zum dritten Mal in die sechste Klasse kommen. Er besaß ein heiteres Gemüt, liebte Geselligkeit und war anstellig, erzielte aber in der Schule keine befriedigenden Lernergebnisse. Allerdings nahm er nach wie vor nicht regelmäßig am Unterricht teil, weil er zu Hause seiner kranken Mutter helfen mußte und weil man im Kolchos auch nicht auf ihn verzichten wollte, denn er war längst ausgewachsen und arbeitete gern. Deshalb war Borys Horbokin ein schlechter Schüler. Als er von der Renovierung gehört hatte, war er sofort zur Schule gelaufen, um den Lehrern durch sein Erscheinen zu zeigen, daß er im kommenden Schuljahr immer auf seinem Platz in der Klasse sitzen und die Lernaufgaben nun bewältigen wollte.

Sie verputzten die Wände und Decken. Nicht in allen Klassenräumen war Holzfußboden, in einigen nur gestampfter Lehmfußboden; den besserten sie ebenfalls aus. Olena Lewkiwna weißte mit einem Hirsestrohwisch den Korridor und dann das Lehrerzimmer. Nykin Iwanowytsch arbeitete mit Hammer und Säge. Gemeinsam mit dem Direktor wechselte er einige Dielen aus, die angebrochen oder morsch waren.

Es gab für den ganzen Tag reichlich zu tun, und es blieb auch für die übrigen Tage noch genug. Schüler und Lehrer vereinbarten, am nächsten Morgen wiederzukommen, und gingen allmählich nach Hause. Bald darauf waren nur noch Olena Lewkiwna, der Direktor und Nastja Wassyliwna in der Schule. Borys Horbokin blieb ebenfalls noch, blieb aber auf Distanz und ging schließlich hinaus, als er dort für sich eine Beschäftigung entdeckt hatte.

„Ich möchte Sie mal etwas fragen, Nastja Wassyliwna“, sagte

der Direktor mit seiner sanften jugenhaften Stimme. Diese Stimme paßte gar nicht zu seiner hochgewachsenen Gestalt und dem großflächigen Gesicht mit den vorspringenden Jochbeinen, dem winzige geplatze Äderchen eine derbe Röte verliehen.

„Fragen Sie nur, Witali Hryhorowytsch“, erwiderte die Unterstufenlehrerin, die den ganzen Tag über keine zwei Worte gesagt hatte.

„Wir haben schon einmal darüber gesprochen“, fuhr der Direktor halb zögernd fort, „müssen aber noch einmal darüber sprechen...“

„Worüber, Witali Hryhorowytsch?“ Der Blick der Lehrerin verdüsterte sich unversehens – sie wußte offenbar, worum es sich handelte, und dieses Thema war ihr unangenehm.

„Über die Heiligenbilder, die Ikonen, die in Ihrem Haus hängen. Sie hatten mir doch versprochen, sie abzunehmen, haben sie aber nicht abgenommen. Die Leute haben mich daraufhin schon wieder angesprochen. Warum, sagen sie, hängen bei der Lehrerin Heiligenbilder im Hause? Was haben Sie dazu zu sagen?“

„Es sind nicht meine“, antwortete Nastja Wassyliwna. „Sie gehören meiner Mutter.“

„Meinetwegen. Aber können Sie nicht versuchen, Ihre Mutter zu überzeugen, sie abzunehmen?“

„Das habe ich schon getan“, sagte Nastja Wassyliwna nach kurzem Schweigen. Sie sagte es augenscheinlich, um das unerfreuliche Gespräch zu beenden.

„Aber offensichtlich haben Sie Ihre Mutter nicht überzeugt“, entgegnete der Direktor argwöhnisch, „wenn man mich heute wieder darauf aufmerksam macht?“

„Wer hat Sie darauf aufmerksam gemacht?“ fragte Nastja Wassyliwna rasch.

„Kann Ihnen das nicht gleich sein? Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, das genügt.“

„Das ist eine Verleumdung“, sagte Nastja Wassyljwna. „Meine Mutter hat sie sicher abgenommen, ich habe mit ihr gesprochen.“

„Nun – wir werden sehen, wir werden sehen“, sagte der Direktor bedeutungsvoll. „Wenn sie sie abgenommen hat, ist es gut. Denn überlegen Sie mal selber, worauf dergleichen hinausläuft! Unsere Schule ist nicht groß, wir sind wenig Lehrer und müssen Menschen erziehen, müssen ihnen durch unser Leben ein Beispiel geben. Und was tun wir? Auf diese Weise machen wir letzten Endes mit Vater Jelyssez gemeinsame Sache, helfen ihm das religiöse Opium aussäen. Nastja Wassyljwna, Sie unterrichten schließlich an einer Schule und sind keine Angestellte der Kirche. Wenn Sie in der Kirche arbeiteten, würde ich Ihnen ja nichts sagen. Dann wäre ein anderer für Sie zuständig, aber so ist das einstweilen meine Pflicht.“

Sie räumten noch gleich den Bauschutt und Schmutz aus den Klassenzimmern. Währenddessen huschte im Flur Borys Horbokin vorüber. Nastja Wassyljwna eilte ihm nach, erreichte ihn an der Tür und sagte etwas zu ihm. Daraufhin rannte der Junge fort.

Olena Lewkiwna und Nastja Wassyljwna machten sich zum Gehen fertig; sie nahmen an, der Direktor werde noch in der Schule bleiben. Aber Boiko schloß sich ihnen an, obwohl sein Haus nicht auf ihrem Weg lag. Vielleicht wollte er zum Dorfsowjet? Nein, er ging mit ihnen am Dorfsowjet vorüber. Vielleicht wollte er zum Laden? Aber auch den Laden ließ er links liegen. Verstohlen warfen sich die Lehrerinnen einen Blick zu.

„Wissen Sie was, Olena Lewkiwna“, sagte der Direktor endlich in das lange Schweigen hinein, „wir sollten Nastja Wassyljwna einmal besuchen und uns ansehen, wie sie wohnt.“ Mit einem hintergründigen Blick streifte er ihre Gesichter. „Nastja Wassyljwna, wollten Sie uns nicht einladen?“

„Das hatte ich nicht vor“, gestand Nastja Wassyljwna ziem-



lich einsilbig. „Aber wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, kommen Sie mit.“

Ihrem Gesicht konnte man jedoch ablesen: Kommen Sie ruhig kontrollieren, Witali Hryhorowytsch, meinetwegen sogar mit einer Zeugin, um mich der Lüge zu überführen! Sie werden mich nicht überführen!

„Auf mich können Sie wohl verzichten?“ In dem Wunsch, dieser peinlichen Situation möglichst zu entgehen, versuchte sich Olena Lewkiwna zu verabschieden.

„Aber nein, wir bleiben schön beisammen.“ Der Direktor ließ sich nicht erweichen.

Olena Schkaruba fügte sich und sah Nastja Wassyliwna immer wieder wie um Verzeihung bittend an.

Im Hausflur ließ Nastja Wassyliwna die Gäste vorangehen und folgte ihnen in der Gewißheit, daß die Heiligenbilder nicht mehr an der Wand hingen. Wie angewurzelt blieb sie stehen, als sie die Ikonen an ihrem alten Platz erblickte. Der Direktor sah sie nur flüchtig an, als wäre er nicht deretwegen gekommen. Olena Lewkiwna dagegen schoß das Blut ins Gesicht, als hätte man sie selber bei etwas Unehrenhaftem ertappt und als träfe sie die Schuld.

Nach ihnen trippelte eilig die Mutter in die Stube. Sie war anscheinend im Garten gewesen, denn sie hielt mehrere grüne Zwiebeln in der Hand. Nastjas Mutter hatte ein längliches Gesicht, einen frischen und reinen Teint, den nie die heiße Sonne berührt zu haben schien.

„Mama“, fragte Nastja Wassyliwna gequält, „wann hast du die Bilder wieder aufgehängt?“

„Wann? Ich hab sie doch nie abgenommen, Töchterchen“, antwortete die Mutter sanft. „Weißt du das nicht?“

Nastja wäre am liebsten im Erdboden versunken. „Aber habe ich dir das nicht gesagt?“

„Gesagt hast du's, gewiß“, gab die Mutter zu. „Nur denke

ich nicht daran, auf dich zu hören. Deswegen hast du ja wohl auch gerade Borys geschickt, den jungen Horbokin. Aber auf den höre ich erst recht nicht.“

„Wo gibt's denn so was?“ fragte der Schuldirektor. „Gehört es sich etwa, daß in einem Haus, in dem eine Lehrerin wohnt, Ikonen hängen? Die Leute werden schließlich noch sagen, daß sie auch betet.“

„Sie betet nicht“, sagte die Mutter.

„Mama . . .“

„Schon gut . . . Was nun weiter?“ Die alte Frau fing nicht an zu keifen und wurde nicht laut, sie sprach ruhig, überlegt, gesetzt.

Diese besonnene Ruhe reizte den Direktor allmählich. „Wünschen Sie Ihrem Kind vielleicht nicht alles Gute?“

„Warum sollte ich's ihr nicht wünschen, ich wünsche's ihr.“

„Warum behalten Sie dann die Bilder an der Wand?“

„Sind sie ihr denn im Wege? Sie sind es nicht. Nastja braucht sie ja nicht anzusehen, soll sie's bleibenlassen. Hab sie für mich angehängt, und ich schaue sie an.“

„Aber sie ist doch Lehrerin, und Sie leben beide unter einem Dach.“ Der Direktor erregte sich immer mehr. „Wie können Sie das nur nicht begreifen?“

„Ich begreife alles, meine fünf Sinne hab ich noch beisammen. Wieso sollten wir nicht unter einem Dach leben? Sie ist doch meine Tochter. Sie wird mich nicht aus dem Haus jagen, nicht wahr?“

„Nein, nun hören Sie sich das bloß an!“ Ratlos drehte sich der Direktor zu Olena Lewkiwna um. „Ich sehe mich außerstande zu diskutieren, wenn man mich nicht verstehen will.“

Olena Lewkiwna wandte sich an die alte Frau. „Sie sollten wirklich an Ihre Tochter denken. Nastja Wassyliwna unterrichtet doch die Kinder in der Schule, und die Kinder wissen, daß in ihrem Haus Heiligenbilder hängen . . .“

„In Medwynez hängen fast in jedem Haus Heiligenbilder“, entgegnete die Mutter unbeirrbar. „Die Kinder stört das nicht, sind's gewöhnt.“

„Sie sollten Ihre Götter abnehmen“, Olena Lewkiwna schien die Erwiderung nicht gehört zu haben, „und sie im Speicher oder sonstwo aufbewahren. Dort bleiben sie in Ihrer Umgebung, und wenn Sie sie ansehen wollen, können Sie sie ansehen.“

„Tatsächlich, so ginge das!“ bestätigte der Direktor froh. „Sie würden die Bilder um sich haben, aber immerhin nicht derart sichtbar.“

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, erwiderte die Mutter: „Ich habe keinen Grund, mich vor den Heiligen zu schämen oder sie mir fernzuhalten. Sollen sich die verstecken, die kein reines Gewissen haben.“

Der Direktor faßte sich an den Kopf und hielt sich die Ohren zu, wobei er murmelte: „Wohin bin ich nur geraten? Und hier wohnt eine meiner Lehrerinnen?“

„Pfui“, sagte die Alte, „warum fassen Sie sich dabei an den Kopf?“

Am Tor sagte der Direktor: „Ich muß mich über Sie wundern, Nastja Wassyliwna... Sie haben Ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen, haben noch und noch zu studieren. In der Schule arbeiten Sie, weil Kader fehlen... Aber Sie können nicht einmal Ihre eigene Mutter überzeugen. Und dann – diese Vorspiegelung falscher Tatsachen. Wie ist das möglich? Machen Sie das vielleicht mit den Kindern auch so? Unzulässig ist das, absolut unzulässig.“

„Witali Hryhorowytsch“, begann Nastja Wassyliwna, verstummte aber sofort.

„Wir wünschen Ihnen nichts Schlechtes, niemand wünscht das. Aber man muß doch auch für seine Autorität sorgen... Nur in Ihrem Haus hängen Heiligenbilder, sonst bei keinem unserer Lehrer...“

Wie eine Schülerin stand sie mit gesenktem Kopf vor ihm. In diesem Augenblick tat sie Olena Lewkiwna leid wie ein eigenes Kind.

„In Kürze beginnt das neue Schuljahr“, fuhr Boiko fort. „In Kürze findet auch die Lehrerkonferenz des Rayons statt. Wollen Sie etwa, daß das in der Abteilung Volksbildung bekannt wird? Daß auf der Konferenz darüber gesprochen wird? Man braucht nur einmal darüber zu sprechen, und es wird nicht mehr vergessen werden, jedes Jahr aufs neue zur Sprache kommen . . . Obwohl die Ikonen vielleicht längst nicht mehr da sind und Sie sie längst abgenommen haben.“

„Ich werde sie abnehmen“, versprach Nastja Wassyliwna. Sie versprach es zaghaft, weil sie befürchtete, der Direktor könnte ihr Versprechen für unaufrichtig halten.

„Na schön“, sagte er unbestimmt. „Werden Sie überhaupt mit Ihrer Mutter fertig? Sie wird scheinbar eher mit Ihnen fertig . . . Nun, wir werden sehen.“ Langsam entfernte er sich.

Olena Lewkiwna eilte ihm nach, es hielt sie hier nicht länger, zumal die Alte mit der offensichtlichen Absicht aus dem Haus trat, weiterzustreiten. Nein, auf ein Streitgespräch mochte sich Olena Lewkiwna nicht einlassen. Die beiden sollten das selbst miteinander aushandeln. Ein Dritter würde schwerlich dabei helfen können, würde nur Schaden anrichten. All das war viel zu kompliziert, viel zuwenig durchschaubar, als daß man die Nase hineinstecken und sich mit seinen guten Ratschlägen einmischen durfte. Das mußten Mutter und Tochter unter sich abmachen.

Olena Lewkiwna hatte einen freien Tag und setzte sich an ihre Nähmaschine, denn sie war lange nicht zum Nähen gekommen. Und die Leute, von denen sie den Stoff angenommen hatte, hatten schon des öfteren gefragt, wann sie sich das fertige Kleidungsstück abholen könnten. Wie oft hatte sie sich schon

gesagt, sie werde für niemand mehr, nur noch für sich und für ihre Kinder nähen. Doch sie konnte nicht nein sagen, wenn jemand sie bat. Sie verwies die Kunden an Stscherbyna. Konnte sie sich etwa mit ihm vergleichen? Er war schließlich ein gelernter Schneider, der, wenn er etwas annahm, fachgerecht nähte. Aber zu Stscherbyna mochten sie nicht gehen und klopfen lieber bei ihr an.

Sie wickelte die verschiedenen Päckchen auf. Aus diesem hellen Stoff sollte sie eine Bluse nähen, aus jenem auch eine Bluse – er wirkte zwar ziemlich düster, die Bluse sollte aber für eine ältere Frau, nicht für ein Mädchen sein. Dies sollte ein Kleid und jenes auch ein Kleid werden – die beiden Kundinnen hatten ein und denselben Stoff gebracht, ihn offenbar zur gleichen Zeit im hiesigen Dorfladen gekauft. Aus dem sollte ein Rock werden – das würde sie nicht lange aufhalten. Aber was war das hier für ein schwarzer Stoff? Sie hatte es vergessen . . . Ach – ja, eine Hose. Fiona hatte den Stoff im Frühjahr gebracht. Olena Lewkiwna wollte ihn nicht annehmen, weil sie sonst weder für Männer noch für Jungen nähte, aber Fiona hatte sie sehr inständig gebeten und gesagt, es eile ihr nicht, die Hose solle für ihren Wassyl für die Schule sein, und sie könne sich bis zum Herbst gedulden.

Nun wurde es jedoch allmählich Herbst, wenn das Wetter auch noch sommerlich war. Fiona hatte sie zwar kein einziges Mal gemahnt, aber mußte man denn darauf warten? Nachdem sie alles andere beiseite gelegt hatte, begann Olena Lewkiwna, den Stoff für die Hose zuzuschneiden. Sie hatte Wassyl nicht Maß genommen, aber das war nicht nötig. Sie wußte, wie groß er war, und der Schnitt war bei allen Medwynezer Jungen gleich, hatte sich, soweit sie zurückdenken konnte, nicht geändert.

Sie kam mit dem Nähen gut voran. Nun, sie wird die Hose heute noch selber abgeben. Fiona müßte zu Hause sein. Jemand hatte gesagt, sie sei krank. Bevor Olena Lewkiwna sich auf den

Weg machte, ging sie auf den Boden und kramte in allem möglichen alten Gerümpel, alten Kleidungsstücken und alten Schuhen. Ihr war nämlich eingefallen, daß Fionas Wassyl immer in zerrissenen Schuhen zur Schule kam, aus denen die Zehen und die Fersen hervorlugten. Bei ihnen auf dem Boden lagen Schuhe herum, die zwar getragen, aber noch brauchbar waren. Zum Beispiel diese Schuhe von Nykin . . . Auf den einen mußte zwar ein Flicker aufgesetzt werden, aber sonst waren sie noch wie neu.

Sie nahm die Schuhe mit, putzte sie, rieb sie mit Schmalz ein, und sie glänzten wie neu. Fiona würde sich nicht lange zieren und sie mit Dankesworten überschütten, daß ihr davon die Ohren klingeln.

Fiona lag in ihrem breiten Holzbett. Als sie die Lehrerin erblickte, die über die Schwelle ihres Hauses schritt, zeigte sich auf ihrem blassen Gesicht flüchtig eine gewisse Betroffenheit. Sie zog die raue Decke bis zum Kinn und strich eine Strähne ihres rötlichblonden Haars aus den Augen, die sie hinderte, die Lehrerin anzusehen.

„Ich hab die Hose für Ihren Wassyl fertig und bringe sie Ihnen gleich selber“, sagte Olena Lewkiwna. „Guten Tag . . . Warum werden Sie gerade während der Ernte krank? Konnten Sie sich keine bessere Zeit aussuchen?“

„Vorm Krankwerden ist man nie sicher, die Krankheit fragt nicht lange“, antwortete Fiona. „Für die Hose vielen Dank. Wie ich sie bezahlen soll, weiß ich allerdings nicht.“

„Sie brauchen nichts zu bezahlen, ich komme schon zurecht.“

„Jaja, Sie kommen zurecht. Sie haben Ihre Zeit geopfert, haben gearbeitet . . . Alle lassen bei Ihnen für'n Dankeschön nähn . . . Hab im Moment kein Geld, schicke alles meinem Studenten, meinem Ältesten . . .“

„Vielleicht helfen Sie uns beim Kartoffelroden . . . Oder Sie kommen im Frühjahr, wenn ich im Garten arbeite?“

„Bis zum Frühling ist es noch weit. Und wie weit . . . Ich helfe Ihnen bei den Kartoffeln.“

Sie nahm die Hose, sah sie sich aber nicht an. Seltsam gleichgültig legte sie die Hose beiseite. Fragend richtete sie den Blick auf Olena Lewkiwna, wie um sie zum Gehen aufzufordern, weil sie anscheinend allein sein und ihre Ruhe haben wollte. Olena Lewkiwna übersah das. Sie wickelte die Schuhe aus dem raschelnden Zeitungspapier und zeigte sie Fiona.

„Die sind für Ihren Wassyl, die kann er in die Schule anziehen. Auf den rechten muß nur ein Flicker aufgesetzt werden, sonst sind sie noch stabil.“

Fiona hatte dergleichen offenbar nicht erwartet, denn sie fuhr aus dem Bett hoch, und ihre Augen weiteten sich. „Warum geben Sie die weg? Die sind ja fast neu, die könnte doch noch jemand von Ihnen tragen.“

„Ich gebe sie weg, weil Ihr Wassyl beinahe barfuß zur Schule kommt und er sie brauchen kann.“

„Sogar an meinen Wassyl denken Sie? Sie betreuen wohl alle?“

„Alle natürlich nicht, aber ein Paar Schuhe soll er haben.“

„Als würde ich selber nicht für ihn sorgen“, sagte Fiona, wie durch dieses Geschenk beleidigt.

„Natürlich sorgen Sie für ihn. Aber er ist nicht Ihr Einziger, und jeder braucht Schuhe“, rechtfertigte sich Olena Lewkiwna taktvoll, um Fiona auch nicht durch ein einziges unbedachtes Wort zu kränken.

„Haben Sie selbst nicht auch Kinder?“

„Natürlich“, pflichtete die Lehrerin ihr sanftmütig bei. „Aber ich hab noch Nykin Iwanowytsch, wir sind zu zweit, und Sie sind allein . . .“ Sie verstummte, weil sie bemerkte, daß sich Fionas klare Augen plötzlich mit Tränen füllten, deshalb sagte sie hastig: „Was gibt’s da viel zu reden. Nehmen Sie sie, mag der Junge sie getrost tragen.“

Fiona sank auf das Kissen zurück.

„Habe ich Sie vielleicht irgendwie gekränkt?“ fragte die Lehrerin schließlich zutiefst betroffen.

Fiona kämpfte mit den Tränen, gab keine Antwort.

„Glauben Sie mir, das wollte ich nicht... Das war nicht meine Absicht“, rechtfertigte sich Olena Lewkiwna, ohne eigentlich zu wissen, weshalb sie sich rechtfertigen mußte.

Fiona biß sich auf die Lippen.

„Wenn es so ist, werde ich jetzt gehen.“ Olena Lewkiwna wußte nicht recht, ob sie die Schuhe wieder mitnehmen sollte oder nicht.

„Sie sind wirklich ein guter Mensch“, entrang es sich Fiona aus tiefster Brust, „aber ich... ich...“

Sie wollte offenbar etwas Wichtiges sagen...

„Beruhigen Sie sich“, bat die Lehrerin. In diesem Augenblick verspürte sie das Bedürfnis, wirklich Fiona etwas Gutes zu tun, ihr zu helfen, aber sie wußte nicht wie.

„Oh, ich kann nicht mehr... ich kann nicht!“ stieß Fiona hervor, als hätte der Kummer sie mit seinen Pranken an der Kehle gepackt und finge an, sie zu würgen. „Oh, liebe Leute! Liebe Leute...“

„Fiona, so hören Sie doch auf, Fiona!“ beschwor die Lehrerin sie erschreckt.

Die Frau verstummte. Für eine Sekunde hob sie die schweren Lider und sah Olena Lewkiwna an, als erkenne sie sie nicht. „Danke... Danke für alles... Mein Lebtag werde ich Ihnen Ihre Güte nicht vergessen.“ Ihr Gesicht verzog sich schmerzhaft, aber sie bezwang sich, fing nicht an zu weinen. „Und jetzt gehen Sie“, bat sie, „gehen Sie...“

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“ fragte Olena Lewkiwna, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Schönen Dank auch dafür, daß Sie gekommen sind... Gehen Sie, es fällt mir schwer, Ihnen in die Augen zu sehen.“



Gebeugt, als trüge sie einen Teil dieses Leids auf ihren Schultern aus diesem Haus, ging die Lehrerin. Als ihre Gestalt an den Fenstern vorüberglitt, stand Fiona vom Bett auf, nahm die Schuhe von der Bank und hob sie hoch, als wollte sie sie auf den Fußboden werfen. Aber ihre Hand erstarrte in der Luft.

Kateryna Pekur, die Frau, die Olena Lewkiwna unlängst mit der Liste für die Staatsanleihe aufgesucht hatte, war ganz plötzlich gestorben. Natürlich, sie hatte schon jahrelang gekränkelt und schlecht ausgesehen, trotzdem war sie höchstwahrscheinlich nicht an ihrem Leiden gestorben. Über einen Graben war sie gesprungen, hatte sich dabei den Fuß verstaucht und war zusammengebrochen. Eine Weile hatte sie gewartet, daß der Schmerz verginge, und dann aufzustehen versucht. Aber der Fuß fing sogleich wieder an zu schmerzen. Da sah sie sich nach allen Seiten um, ob sie auch niemand beobachtete, weil ihr das peinlich gewesen wäre, und kroch auf allen vieren nach Hause. Sie kroch durch den Garten und dann über den Hof. Da bemerkte sie eins von den Kindern und fragte, warum sie nicht laufe. Verlegen lächelnd erklärte die Mutter, sie hätte sich den Fuß verstaucht und könne nicht laufen; sie werde sich ein wenig hinlegen, dann werde der Schmerz schon vergehen und sie werde bald wieder laufen können . . . Auf allen vieren kroch sie durch den Flur in die Stube, kletterte ins Bett und sagte den Kindern, die Hände auf der Brust, was sie tun sollten, um im Haus Ordnung zu schaffen. Die Kinder befolgten ihre Weisungen und eilten lachend hin und her, während die Mutter die Augen schloß und einschlief.

Aus diesem Schlaf war sie nicht wieder erwacht.

Kateryna Pekurs Tod versetzte ganz Medwynez in Aufregung. Der erste Gedanke der Menschen, die von ihrem Ableben erfuhren, galt Katerynas acht Kindern, die nun als

Halbwaisen zurückblieben, und Hryzko Pekur, dem Witwer, der nun mit den Kindern allein dastand.

„Nein, das kann nicht wahr sein!“ sagte Olena Lewkiwna, als sie die Unglücksbotschaft vernahm.

„Wieso nicht wahr?“ fragte Warka, die die Nachricht gebracht hatte.

„Sie hätte nicht sterben dürfen. Wie kann eine sterben, wenn sie soviel Kinder hat? Was hat sie sich nur dabei gedacht, als sie sich hinlegte und starb?“

Warka glaubte fast, die Lehrerin, die sonst immer so vernünftig war und immer einen klaren Kopf behielt, sei nicht recht bei Verstand. „Es liegt nicht in des Menschen Hand, sich das Leben oder den Tod auszusuchen. Das ergibt sich so . . .“

„Sie hätte nicht sterben dürfen“, sagte Olena Lewkiwna erneut und breitete ratlos die Arme aus; sie schien das noch immer nicht fassen zu können.

An diesem Abend ging jeder einmal zum Hof der Pekurs. Es gab keinen Menschen in Medwynez, der nicht gekommen wäre, der nicht wenigstens, wenn er schon das Haus nicht betrat, eine Weile auf dem Hof blieb. Verwandte nahmen die kleinsten Kinder zu sich und wollten die größeren auch mitnehmen. Aber die konnten es anderswo auch nicht nur eine Stunde aushalten, sie mußten einfach die Mutter noch sehen, obwohl sie nicht mehr lebte.

Hryzko Pekur war gerade draußen auf dem Feld, an der Dreschmaschine, als sein ältester Sohn, Olexa, aus dem Dorf geritten kam und sagte, die Mutter sei gestorben. Der Vater begriff zuerst nicht, was der Junge gesagt hatte, die Worte waren vielleicht auch wegen des Getöses der Dreschmaschine nicht zu verstehen gewesen. Dann riß er plötzlich den Sohn mit beiden Händen vom Pferd, schwang sich selber hinauf und ritt, die Hände in die Mähne gekrallt, quer über den Stoppelacker zum Dorf . . . Olexa rannte hinter dem Vater her, strauchelte,

stürzte mehrmals und zerkratzte sich dabei das Gesicht an den stacheligen Halmstümpfen, schrie dem Vater etwas nach, als ob dieser es hören konnte, weinte und rang, von unbändigem Schluchzen gewürgt, nach Atem.

Auf Pekurs Hof unterhielt man sich leise, weniger über die Verstorbene als vielmehr über Hryzko und darüber, was aus den Kindern werden sollte. Wenn er nur ein, zwei oder auch drei, allenfalls vier Kinder hätte, dann würde sich schon eine Frau finden, die das Leben mit ihm teilte und ihm zur Seite stände, obwohl sie's nicht leicht, bestimmt nicht leicht haben würde! Aber wo eine finden, die sich acht Kinder aufhalst? Und ein junges Mädchen, obwohl Hryzko ein tüchtiger Familienvater sei, würde seinen Haushalt schon gar nicht übernehmen, selbst wenn man sie mit Zuckerbrot lockte. Ihn nähme höchstens eine Frau, die selber ein, zwei Kinder hat, aber versuch mal, solch eine Kinderschar durchzubringen, seine und ihre Kinder würden sich gegenseitig die Haare vom Kopf essen!

Wenn Hryzko Pekur auf den Hof kam, verstummten die Leute und sahen ihn an, und die vielen bekümmerten, von Trauer umflorten Blicke schnitten ihm in die Seele. Er schlug die Augen nieder und vermied es, die Menschen anzusehen.

Es wurde auch die Möglichkeit erörtert, daß Hryzko die Kinder auf die Verwandten würde aufteilen können. Jeder könnte eins nehmen. Natürlich schade, die Familie auseinanderzureißen, noch dazu so eine einträchtige Familie, sie sollte lieber beisammen bleiben, aber schließlich müßte man der Notlage irgendwie Herr werden.

„Warum die Kinder nur den Verwandten geben?“ sagte daraufhin Olena Lewkiwna. „Finden sich denn keine anderen, die sie großziehen? Ich würde zum Beispiel auch eins nehmen, das kleinste, weil ich schon beinahe vergessen habe, wie man so eins im Arm hält.“

Man pflichtete der Lehrerin bei. Gewiß würden sich auch

außerhalb der Verwandtschaft gute Menschen finden, die Hryzko aus der Not helfen.

Ganz Medwynez geleitete Kateryna zur letzten Ruhe, auch aus den Nachbardörfern kamen viele Menschen. Glühend heiß schien die Sonne, Staub wirbelte auf, dumpfes, schweres Weinen hallte durchs Dorf. Der Sarg stand auf einem Fuhrwerk, auf dem Stroh lag, und rings um den Sarg saßen die Kinder. Die Großen weinten, die Kleinen blickten, ohne etwas zu verstehen, neugierig um sich. Ihre Ruhe und ihre Ahnungslosigkeit erschütterten die Menschen fast noch mehr als Katerynas Tod... Auf dem Friedhof griff sich Hryzko Pekur plötzlich ans Herz und brach bewußtlos zusammen. Da geschah etwas bei einer Beisetzung Ungewöhnliches – alle gerieten in Bewegung, und es erhob sich ein Stimmengewirr: Hryzko dürfe sich von der Trauer nicht überwältigen lassen, würde er doch sonst die Kinder vollends zu Waisen machen. Der älteste Sohn, Olexa, lief zum nächsten Haus, holte schnell einen Eimer Wasser, und man benetzte das Gesicht des Bewußtlosen. Kreidebleich, schrecklich anzusehen, blickte er wie von Sinnen um sich, als man ihm aufhalf. Sogleich beschworen ihn alle, sich zusammenzunehmen, weil er mit seiner Trauer seine Frau nicht wiedererwecken könne und weil er an die Kinder denken müsse.

Olena Lewkiwna kehrte zusammen mit der Vorsitzenden vom Friedhof zurück. Die Vorsitzende sah aus, als trüge sie den ganzen Kummer auf ihren Schultern. Während der Beisetzung schien sie in sich zusammengesunken, plötzlich gealtert zu sein, sie wirkte auf einmal wie ein zu Tode erschöpfter Mensch.

„Ich werde ihn bitten, mir ein Kind zu geben, das kleinste“, sagte die Lehrerin. „Ich hab schon mit Nykin darüber gesprochen. Wir werden es adoptieren, und unsere Kinder werden es wie Bruder oder Schwester aufnehmen.“

„Wie kann man ein Kind bei Lebzeiten des Vaters adoptie-

ren?“ erwiderte die Vorsitzende düster. „Habt ihr wenigstens Pekur selber schon gefragt? Vielleicht will er das gar nicht?“

„Nicht wollen?“

„Warum sollte er? Zuerst die Frau verlieren und nun auch noch die Kinder?“

„Aber wieso denn...“ Olena Lewkiwna wollte widersprechen, verstummte jedoch. Denn es war wirklich fraglich, ob Pekur seine Kinder einzeln hergeben, seine Familie auflösen wollte. Wenn er soviel Kinder hat, dann hat er sie haben wollen.

„Er darf die Familie nicht auseinanderbrechen lassen“, sagte die Vorsitzende bestimmt. „Die Kinder müssen miteinander aufwachsen.“

„Wenn das gelänge...“

„Ausgeschlossen, daß sich keine Frau findet, die ihnen die Mutter ersetzt.“

Ein Leichenschmaus fand nicht statt. Genauer gesagt, es war zwar einiges gekocht und gebraten worden, aber die Menschen, die sich einfanden, rührten fast nichts an. Sie konnten, wie es schien, die Speisen nicht einmal ansehen, geschweige denn essen. Sie würden ihnen im Halse steckenbleiben. Schweigend saß auch die Vorsitzende und lauschte in sich hinein. Sie sah die großen Kinder an, die zu Hause geblieben waren, und in ihren Augen leuchtete der Widerschein eines Gedankens auf, der anscheinend immer klarere Gestalt annahm.

Spätabends verließ sie an diesem Tag Pekurs Haus und wäre noch länger geblieben, wenn sie jemand dazu aufgefordert hätte. Auf dem Weg nach Haus fühlte sie immer deutlicher, daß sie so handeln mußte, wie sie es sich überlegt hatte. Bei dieser unversehens herangereiften Entscheidung, die sie gleichsam freier atmen ließ und die Düsternis in ihrem Herzen zu lichten schien, dünkte sie der Kummer der Familie Pekur nicht mehr gar so hoffnungslos.

Am nächsten Morgen beschloß sie, sogleich zu Hryzko Pekur

zu gehen und ihm zu sagen, was sie beschlossen hatte. Aber auf halbem Wege blieb sie stehen, meinte, es könnte würdelos wirken. Als käme sie, um zu betteln. Nein, so ging es nicht, sie mußte es anders anfangen, um auf Pekur den nötigen Eindruck zu machen und jedem ihrer Worte Gewicht zu verleihen.

Sie ging in ihr Arbeitszimmer, ins Kolchosbüro, in dem sie sich sonst fast nie aufhielt. Dort standen an den Wänden die alten Stühle mit den durchgescheuerten stoffbespannten Lehnen und in der Mitte der Schreibtisch mit dem massiven Tintenfaß aus Glas, in dem die Tinte längst eingetrocknet war. Sie atmete die säuerliche, abgestandene Luft des ungelüfteten Raums ein und runzelte die Stirn. Man müßte das Fenster öffnen... Ach, mach's mal auf, wenn's noch vom Winter abgedichtet ist. Sie stemmte den Ellbogen dagegen, kräftiger, noch kräftiger, die Scharniere bogen sich nach außen, und mit einem Knall sprang das Fenster auf. Frische Morgenluft strömte in das unfreundliche Arbeitszimmer.

Sie erblickte den Buchhalter, der immer als erster im Büro erschien, und winkte ihn heran. Vom Buchhalter erzählte man sich, daß er das Rechenbrett mehr als seine Frau liebe.

„Semen Semenowysch“, die Vorsitzende wich dem liebe-dienerischen Blick des Buchhalters aus, „holen Sie Pekur her! Sagen Sie, er soll ins Büro kommen, ich erwarte ihn.“

„Bin schon auf dem Weg“, antwortete Semen Semenowysch mit einem verstehenden Lächeln und entfernte sich schleunigst.

Warum grinst er so? dachte die Vorsitzende verdrossen. Wenn er etwas kapiert hätte. Aber er kapiert nichts und grinst... Er ist zwar eine Seele von Mensch, aber ein Trottel.

Wenig später kehrte der Buchhalter zurück und sagte, Pekur werde sofort kommen, und schloß die Tür. Wieder allein geblieben, verspürte Horpyna plötzlich Erregung – eine heiße Welle stieg ihr hoch bis zum Hals... Na, das fehlte noch, sagte sie sich. Reiß dich zusammen!

Pekur ließ ziemlich lange auf sich warten, aber sie konnte verstehen, daß der Mann jetzt anderes im Sinn hatte. Als er eintrat, stand sie auf, ging ihm sogar entgegen, als wollte sie ihm die Hand geben, blieb aber mitten im Zimmer stehen und blickte ihn forschend, durchdringend an. Pekur, von Natur aus dunkelhäutig, ein etwas tatarischer Typ, schien noch dunkler, aber auch kleiner und schmaler in den Schultern geworden zu sein.

„Tja“, sagte die Vorsitzende. Mehr nicht. Denn alle Worte, die sie sich zurechtgelegt hatte, waren auf einmal wie weggeblasen. Sie bezwang ihre Befangenheit. „Wir werden Ihnen mit allem helfen. Alles, was gebraucht wird, gibt Ihnen der Kolchos.“

Pekur schwieg mit einer Miene, als wollte er sagen, er brauche nichts und ihm sei mit nichts zu helfen.

„Sie leben doch in Gemeinschaft mit den Menschen.“ Die Vorsitzende merkte, wie abgeschmackt ihre Worte klangen. „Der Kummer ist bitter, aber man muß ihn durchstehen.“

Pekur blieb stumm, antwortete wieder nicht. Er ließ den Kopf sinken, trat an den Tisch und setzte sich mit hängendem Kopf.

„Sie sind unser bester Mann an den Maschinen“, fuhr Horpyna Tytiwna mit belegter Stimme fort. „Wir brauchen Sie, ohne Sie sind wir ohne Hände. Der Kolchos wird sich der Erziehung Ihrer Kinder annehmen, wir werden uns um euch kümmern. – Was gedenken Sie zu tun?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Pekur schließlich.

„Sie müssen sich eine Frau suchen!“

„Das muß ich wohl.“

Da raffte sich Horpyna Tytiwna auf, das auszusprechen, wozu sie sich entschlossen und weswegen sie Hryzko Pekur hatte rufen lassen.

„Ich werde an die Stelle der Mutter treten.“ Sie sagte es und

sah ihn in der Erwartung an, auf seinem Gesicht wenigstens ein Fünkchen Freude aufleuchten zu sehen. Als sie jedoch kein noch so schwaches Aufleuchten wahrnahm, sprach sie hastig weiter: „Lösen Sie die Familie nicht auf, geben Sie die Kinder nicht zu anderen Leuten! Die Kinder müssen miteinander aufwachsen. Haben sie schon keine Mutter mehr, sollen sie wenigstens den Vater haben, reißen Sie nur nicht die Familie auseinander. Hören Sie auf meinen Rat, Hryzko, ich will Ihr Bestes! Mag's auch schwer für Sie werden – Sie sind im Krieg gewesen, an der Front war's sicher schwerer.“

„Im Krieg war's leichter“, sagte Pekur leise.

„Ich helfe Ihnen, ich werde von jetzt ab für die Kinder sorgen, hören Sie! Ich werde mit allem fertig, was es auch sein mag.“

Pekur schien das eben Gehörte zu erwägen. Aber warum erwärmte sich sein Blick nicht ein wenig?

„Sie werden damit nicht fertig, Horpyna Tytiwna“, sagte der Mann schließlich dumpf.

„Ich werde damit nicht fertig?“ wiederholte die Vorsitzende unwillkürlich.

„Das ist doch nichts für Sie. Sie haben nie Kinder gehabt und wissen nicht mit ihnen umzugehen.“

„Ich werde mich reinfinden“, entgegnete sie unwirsch.

Pekur aber erwiderte ganz ruhig: „Sie sind keine Hausfrau.“

„Ich bin keine Hausfrau?“ entfuhr es ihr wieder.

„Nein!“ Pekur machte eine Handbewegung, als wiese er auf das Durcheinander, das in dem Arbeitszimmer herrschte.

Die Vorsitzende folgte dieser Bewegung mit dem Blick, und wie ein jäher Schmerz durchfuhr sie die Verwahrlosung dieses Zimmers.

„Und zu Hause sind Sie auch nie“, setzte Pekur trostlos hinzu.

„Das liegt an meiner Arbeit.“

„Sag ich denn, daß es anders geht? Gewiß liegt das an Ihrer



Arbeit, und Sie sind keine andere gewöhnt, Horpyna Tytiwna.“ Mit Vor- und Vatersnamen redete er sie an, und diese Anrede wirkte wie eine erneute, entschiedene Ablehnung. „Sie könnten sich nicht umstellen, selbst wenn Sie es wollten. Überlegen Sie nur, warum sollten Sie Ihrem Leben Gewalt antun?“

„Bin ich etwa keine Frau, kein Weib?“ fragte sie zurück, und das war ihr letztes, ihr stärkstes Argument.

„Natürlich sind Sie eine Frau“, gab Pekur bereitwillig zu. „Aber die Mutter können Sie meinen Kindern nicht ersetzen.“

„Die Mutter ersetzen – das würde ich mir gar nicht anmaßen. Ersetzen kann sie niemand, aber an ihre Stelle treten.“

Pekurs bläuliche Lippen verzogen sich wie zu einem Lächeln. „Ihnen würde das nicht glücken, Horpyna Tytiwna! . . . Danke für alles, für Ihre guten Worte! Aber Sie sind aus anderem Holz. Selbst wenn Sie's wollten, würden Sie's nicht können.“

„Und wer wird's können? Kann's überhaupt jemand?“

„Warum nicht? Es wird jemand können“, antwortete Pekur schlicht.

„Wer?“ fragte die Vorsitzende scharf.

„Meine Schwester, die in Sbarash wohnt. Sie ist alleinstehend, sie hat gesagt, daß sie zu mir zieht. Sie wird damit fertig.“

Der Vorsitzenden fiel ein Stein vom Herzen. „Da haben Sie eine gute Schwester, Hryzko.“

„Ja, sie ist gut“, bestätigte er.

„Hoffentlich wendet sich für Sie dann alles zum Besten . . . Aber vergessen Sie mich nicht, vielleicht brauchen Sie mich eines Tages.“

„Danke für die guten Worte.“ Pekur stand auf. „Dann kann ich wohl gehen, Horpyna Tytiwna?“

„Gehen Sie, gehen Sie . . .“ Sie verbarg ihren Blick vor ihm.

In der Tür blieb er stehen. „Im Moment kann ich nicht an

der Dreschmaschine arbeiten, da müssen sie dort mal ohne mich zurechtkommen.“

„Gut, die anderen werden's schon schaffen . . . Gehen Sie . . .“

Als sie allein war, atmete sie erleichtert auf. Scham bemächtigte sich ihrer, und sie merkte, daß sie bis zu den Ohren rot wurde. Sie schloß die Tür ab, weil sie befürchtete, im nächsten Augenblick könnte jemand hereinkommen und sie so sehen. Pekur grollte sie nicht. Wut auf sich überkam sie, blinde Wut, die ihr die Sinne vernebelte.

Lange Zeit saß sie so an ihrem Tisch. Jemand klopfte bei ihr an, irgendwer schaute zum Fenster herein, aber sie drückte sich in die hinterste Ecke, um von niemand gesehen zu werden. Sie hörte, wie sich Semen Semenowytsch nebenan in der Buchhaltung unterhielt, und bildete sich ein, die Unterhaltung drehe sich um sie. Das ließ die Scham erst recht nicht vergehen.

Als sie ihr Zimmer verließ, war es beinahe schon Mittag. Semen Semenowytsch, der auf sie gewartet hatte, stürmte aus der Buchhaltung in den dämmerigen, mit Plakaten beklebten Korridor und sagte, von der Bank sei angerufen worden, man wolle sie sprechen. Prüfend sah er sie an, wie um zu ergründen, was in ihrem Inneren vorging.

„Die werden schon noch mal anrufen“, antwortete sie abweisend und ging mit langen Schritten hinaus. Der Buchhalter, dem sie stets ohne Gefühlsregungen gegenübergestanden hatte, war ihr auf einmal verhaßt.

In diesem Jahr mußte Olena Lewkiwna – wie schon im vorigen – in den Häusern, die sie als Straßenvertrauensmann betreute, die Schüler für das bevorstehende Schuljahr erfassen.

Von Warka Lushar kamen das jüngste Kind in die erste und zwei Mädchen in die dritte Klasse. Ihren Ältesten, Mykola, gedachte sie, nun ebenfalls zu schicken.

„Sie haben doch selber gesagt, daß er lernen soll“, erklärte

sie Olena Lewkiwna. „Aus dem Einheiraten ist nichts geworden, egal. Die Genehmigung für 'n Ausweis hat die Vorsitzende nicht geben wollen, auch egal. Aber die Vorsitzende soll auch nichts von ihm haben. Ich schicke ihn wieder zur Schule. Er ist zu groß, sagen Sie? Halb so wild. Heutzutage sind alle zu groß. Na, wenn nicht alle, aber meiner. Soll er zur Schule gehen, doch in den Kolchos geht er nicht, und wenn die Vorsitzende sich auf den Kopf stellt.“

„Was soll ich denn in der Schule“, brummelte Mykola in der Ecke und funkelte die Mutter böse an. „Ich gehe in den Kolchos arbeiten, dann werden wir weitersehen.“

„Du halt den Mund, du Faulpelz!“ sagte Warka gebieterisch. „In den Kolchos kommst du allemal, aber an die Bildung nicht!“

„Was hat denn die Bildung schon für einen Nutzen?“ Mykola gab nicht nach.

„Die ist immer von Nutzen, nur du bist zu nichts nütze. Aber dir werde ich schon noch Vernunft beibringen, wenn du selbst keine hast.“

„Oha, du willst sie mir also beibringen“, echote er höhnisch.

Die Lehrerin trug Mykola für die sechste Klasse ein. Sie wußte im voraus, wie er sich am Unterricht beteiligen würde. Nur einen über den andern Tag würde er kommen, die Hausaufgaben überhaupt nicht oder ohne Sinn und Verstand anfertigen. In den Pausen würde er mit Mädchen seines Schlages herumstehen, während des Unterrichts mit ihnen tuscheln und sich mit ihnen Briefchen schreiben. Nach einer gewissen Zeit würde er dann gar nicht mehr kommen und im Kolchos zu arbeiten anfangen, weil auch seine Mutter schließlich sagen würde, daß er, wenn er schon nicht zur Schule ginge, zu den Pferden gehen solle... Derartige Fälle waren früher häufig gewesen und würden sich vorläufig nicht ganz vermeiden lassen, solange Kinder, die während des Krieges keinen Unterricht hatten, in den Klassen saßen.

„Man muß lernen, Mykola“, sagte Olena Lewkiwna. „Deine Mutter will doch dein Bestes. Hör auf sie!“

„Äh...“ Er winkte unbestimmt ab.

Für die sechste Klasse war er natürlich zu groß. Mykolas Schultern und Fäuste würden seinen Mitschülern wahrscheinlich schwer zu schaffen machen, wenn sie sich mit ihm in eine Rauferei einließen. Und sein verschwommener Blick ließ nicht die geringste Neigung zum Lernen erkennen. Trotzdem sagte Olena Lewkiwna noch einmal: „Lerne, Mykola, es ist notwendig, daß du lernst.“

Als sie über die Straße ging, sprach Jawdoschka sie an. Sie kam schnell ans Tor und fragte, die Lippen so geschürzt, daß sich ringsum Fältchen bildeten: „Olena Lewkiwna, schreiben Sie die Kinder für die Schule auf?“

„Ja, ganz recht.“

„Dann schreiben Sie mich auch auf!“ bat Jawdoschka scherzend.

„Dich schreibe ich vielleicht im nächsten Jahr auf, Jawdoschka, jetzt bist du für die erste Klasse noch nicht reif.“

Das hatte sie aus Spaß geantwortet, aber nun erschrak sie, denn bei Jawdoschka war man nie sicher, ob sie einen Spaß verstand. Sie war manchmal ebenso schnell beleidigt, wie trockenes Stroh Feuer fängt. Diese scherzhafte Erwiderung konnte sie so und so auslegen, zumal es um ihr Alter ging, aber sie schien es seltsamerweise überhört zu haben.

„Wenn Sie nicht wollen, Olena Lewkiwna, brauchen Sie's nicht, dann friste ich mein Dasein weiterhin ohne die Schulweisheit... Aber wenn Sie die Kinder der anderen Leute aufschreiben, dann schreiben Sie meine auch auf.“

„Deine, Jawdoschka?“ fragte die Lehrerin. Forschend sah sie Jawdoschka ins Gesicht und hob die Nase. War ihre Nachbarin am Ende betrunken? Doch sie schien nüchtern zu sein, hatte vielleicht gerade Lust, Witze zu reißen.

„Wessen wohl, meine! Denken Sie etwa, ich könnte keine Kinder haben?“

„Wieso...“ Olena Lewkiwna suchte nach Worten, die nicht verletzen können.

„Denken Sie, meine Kinder brauchten nicht zu lernen?“

Wovon redet sie nur? Diesmal erwiderte Olena Lewkiwna aus Vorsicht nichts, und Jawdoschka sagte scharf: „Für meine Kinder ist wohl in der Schule kein Platz, Olena Lewkiwna, wie?“

Sie redete so, als hätte sie wirklich Kinder, die sie zur Schule schicken wollte. Olena Lewkiwna geriet vollends in Verwirrung und wußte nicht, was sie antworten sollte. Ihre verdatterte Miene amüsierte Jawdoschka schließlich.

„Jetzt hab ich Ihnen aber einen Schrecken eingejagt, stimmt's?“ fragte sie tröstend. „Sie sind ja ganz blaß geworden, Olena Lewkiwna, gar nicht wiederzuerkennen!“

„Ach wo...“ Die Lehrerin suchte immer noch nach passenden Worten.

„Ich habe überhaupt keine Kinder, keine Angst, und Sie brauchen von mir kein Kind für die Schule vorzumerken. Regen Sie sich nicht auf, Olena Lewkiwna. Ich werde auch nie Kinder haben“, sagte sie hart, „so daß Sie nie welche aufzuschreiben brauchen.“

„Warum redest du nur so was?“ Die Lehrerin hatte sich wieder gefaßt. „Jawdoschka, bist du nicht so wie die anderen? Du bist wie alle anderen und wirst auch noch Kinder haben.“

„Ach, trösten Sie mich nur, Olena Lewkiwna, immer trösten Sie mich! Oh, wie mich das erleichtert!“

„Ich tröste dich nicht, ich sage die Wahrheit“, murmelte die Lehrerin verlegen.

„An Ihre Wahrheit glaube ich nicht, und Sie glauben selber nicht daran. Aber lassen wir's gut sein! Ein nettes Wort hört man immer gern.“

„Jawdoschka, Sie haben noch alles vor sich . . .“

„Gewiß, ich hab alles vor mir, denn hinter mir hab ich rein gar nichts . . . Denken Sie nur nicht, daß ich total verblödet bin! Mich hat 'ne Pferdebremse gestochen, deshalb rede ich so 'n dummes Zeug. Sehen Sie, dort fliegt sie weg!“ Sie wies mit dem Finger hinter sich in den Garten und ging lachend zum Haus.

Fiona traf sie nicht an, aber sie zweifelte nicht daran, daß sie ihren Wassyl auch zur Schule schicken werde. Der Junge war fleißig, obgleich ihm in der Schule nicht alles leichtfiel. Gern tollte er mit den anderen herum und machte während des Unterrichts Dummheiten, aber wenn man ihn dabei ertappte, wurde er sofort friedlich und still – da machte sich die Erziehung der Mutter bemerkbar, die ihn mit energischen Worten oder auch mit einem Rippenstoß zum Lernen anhielt und ihm keine Streiche erlaubte wie andere Mütter. Nun, Olena wird Wassyl für die fünfte Klasse aufschreiben, aber noch mit Fiona reden.

Großvater Pantelej traf sie ebenfalls nicht zu Hause an, auch Jaryna nicht. Na, Jaryna war natürlich im Kolchos. Aber wo mochte der Alte sein? Sie verweilte einen Augenblick in dem leeren Haus, dann trat sie hinaus, ging schon auf die Gartenpforte zu, als sie jemand von hinten anrief. Sie fuhr herum – vorm Schuppen stand der Pope. Das dunkle Hemd hing lose über der Hose, in der Hand hielt er ein Beil. Offenbar hackt er im Schuppen Holz, dachte die Lehrerin.

„Was haben Sie uns zu sagen?“ fragte Väterchen mit wohlklingender Stimme.

„Ich wollte eigentlich zu Jaryna . . . oder mit Großvater Pantelej sprechen.“ Olena Lewkiwna wurde verlegen.

„Vielleicht kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

„Ich weiß nicht . . . Ich wolltè mit Jaryna reden . . .“

„Aber vielleicht kann ich's doch?“ In seiner Stimme lag etwas Gebieterisches.

„Wissen Sie, ich schreibe die Kinder für die Schule auf, und da wollte ich fragen, ob und in welche Klasse Jaryna ihre schicken wird.“

„Das kann ich Ihnen sagen.“ Vater Jelyssej legte das Beil beim Schuppen ab und trat zu der Lehrerin. Und sie war überrascht, wie weiß und rein sein Teint war, wie frisch gerötet. „Sie werden beide zur Schule gehen, der Kleine und der Große.“

„Hab mir schon gedacht, daß beide kommen werden“, erwiderte die Lehrerin verwirrt. „Aber ich dachte, ich müßte mit der Mutter reden, weil es in einer Familie alles mögliche geben kann.“

„Gewiß“, pflichtete der Pope ihr bei und schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken. Er sprach, als stände ihm das Recht zu, sich ebenso um Jarynas Kinder zu kümmern wie deren Mutter.

„Ich danke Ihnen. Dann brauche ich Jaryna nicht noch mal aufzusuchen und trage es so ein. Auf Wiedersehen.“

„Alles Gute“, erwiderte Vater Jelyssej, ging langsam zum Schuppen zurück und nahm das Beil.

Olena Lewkiwna konnte die Befangenheit nicht abschütteln und vermochte sich nicht zu erklären, woran das lag. Sie hatte das Gefühl, überraschend, obwohl dies nicht ihre Absicht gewesen war, Einblick in ein anderes Leben bekommen und darin etwas bemerkt zu haben, das sie gar nicht hatte sehen wollen. Was ihr dort aufgefallen war, wollte sie sich selber nicht eingestehen. Sie könnte sich schließlich getäuscht haben, vieles könnte ihr anders erscheinen, als es in Wirklichkeit war.

„Warum gehen Sie denn zum Väterchen, wenn Jaryna auf dem Feld ist?“ fragte Stepan Kuschtsa, der ihr lächelnd entgegenkam. Er lief barfuß, hatte die Hosenbeine bis zum Knie hochgekremgelt und hielt ein Ruder in der Hand. Offenbar war er gerade aus einem Boot gestiegen und ging zum Mittagessen, denn diese Gasse führte zu seinem Haus.

„Ich schreibe die Kinder für die Schule auf“, antwortete Olena Lewkiwna. „Und da Jaryna nicht zu Hause war, habe ich mit Vater Jelyssej gesprochen.“

Kuschtas gesundes linkes Auge fing an zu strahlen, zwinkerte sogar. „Warum nicht. Mit Väterchen kann man alles besprechen, er weiß alles, was im Hause vor sich geht. Jaryna hat ihn so gezähmt, daß er sich bei ihr nicht muckst. Das glauben Sie nicht? Neulich war die Popenfrau da, mit der er nicht mehr lebt, seit er nach Medwynez gezogen ist. Sie selber mag wer weiß warum nicht hierher übersiedeln. Also gedachte sie Väterchen abzuschleppen. Offenbar waren die Gerüchte auch ihr zu Ohren gekommen... Und was denken Sie? Väterchen hat gesagt, daß er nirgendwohin umzuziehen gedenkt und sein Leben lang in Medwynez bleiben wird. Zu dir, hat er gesagt, werde ich schon gar nicht ziehen, wo du mir kein einziges Popenmädchen, keinen einzigen Popensohn geschenkt hast... Als Jaryna dann nach Hause gekommen ist, hat sie die Popenfrau ruck, zuck vor die Tür gesetzt.“

„Sie hat sie vor die Tür gesetzt?“ Olena Lewkiwna konnte es nicht glauben.

„Wofür ich's gekauft, dafür verkaufe ich's auch.“ Kushta lächelte, und es war schwer herauszufinden, was an seinen Worten wahr und was geschwindelt war. „Kennen Sie denn Jaryna nicht? Die angelt sich, wen sie will! Und ist Väterchen vielleicht kein Mann? Nicht weniger als die anderen. Weder ein Heiliger noch ein Gott... Sie hätten einmal seine Mutter erleben sollen! Die Hunde von Medwynez bellen noch heute und können sich nicht beruhigen!“

Sie ging weiter, weil man Kushta unmöglich bis zu Ende anhören konnte. Mit ihm konnte man stundenlang auf der Straße stehen, der Mann würde reden und reden, immer über ein und dasselbe, und die Worte würden wie Spreu aus seinem Munde fliegen, ohne daß ein Ende abzusehen war. Sie ging



weiter, und obwohl sie Kushta nicht recht glaubte, weil er bisweilen gern flunkerte und seine Gedanken, damit sie überzeugender wirkten, anderen in den Mund legte, spürte sie doch, daß in seinen Bemerkungen ein Körnchen Wahrheit war, und vielleicht gar nicht so ein kleines. Außerdem hatte sie selber Augen im Kopf, hatte einiges gesehen, einiges gehört, konnte sich nicht täuschen. Aber was wohl die frommen Frauen von Medwynez tratschen mögen? Ob sie sich damit abfinden werden oder nicht?

Bei den Pekurs traf sie, wie erwartet, Hryzkos Schwester an. In dem Haus hatte sich anscheinend nichts verändert, seitdem Olena Lewkiwna seinerzeit mit der Liste für die Staatsanleihe hier gewesen war. Höchstens daß diesmal weniger Kinder im Hause waren, daß sie wahrscheinlich draußen herumtollten und am Herd eine andere Frau stand. Die Schwester sah ihrem Bruder erstaunlich ähnlich, sie war ebenso brünett und klein wie Hryzko, als hätte man ihn in Frauenkleider gesteckt, ihn als Frau verkleidet, um jemand zu foppen. Sie hatte auch die gleiche Stimme, den gleichen Blick und haargenau den gleichen Gang wie er. Vor Verblüffung konnte Olena Lewkiwna zuerst nur stockend reden und erkundigte sich, wie es ihnen ging.

„Wie soll es uns schon gehen?“ erwiderte ihr Hryzkos Schwester, die nun den Haushalt führte. „Kennen Sie unser Leben nicht? Man muß leben, anders geht’s nicht. Von früh bis spät bin ich auf den Beinen. Ich spute mich, ich schinde mich ab und bin froh, wenn’s Nacht wird, daß ich mich dann ausstrecken und schlafen kann. Die Vorfreude auf die Nacht ist für mich die größte Freude. Sie kennen ja unseren Hryzko, er ist nur im Kolchos, als ob sie dort nicht ohne ihn auskommen könnten. Sie können es wirklich nicht, sagt er. Ein Dummkopf ist er, wenn er sich selbst unentbehrlich gemacht hat . . . So liegt alles auf meinen Schultern.“

„Das ist schwer für Sie“, sagte Olena Lewkiwna mitfühlend.

„Schwer? Wer hat's schon leicht? Würd's hier nicht schwer sein, wär's woanders schwer. Kinder müssen versorgt werden, denn allein werden sie nicht groß . . . Und ich, wissen Sie, bin ja so dumm, so dumm – da reißt sich eins den Finger auf, kommt nach Hause gelaufen, und mir tut gleich der Kopf weh. Gäb's einen Gott im Himmel, würde ich ihn bitten, alle Qualen der Kinder auf mich zu übertragen, daß sie nichts auszuhalten brauchen, sondern nur ich. Überlegen Sie nur mal – inwiefern sind die Kinder schuld? Inwiefern sind sie schuld daran, daß ihnen die Mutter genommen worden ist und sie obendrein leiden müssen? Sie haben keine Sünden auf dem Gewissen und Kateryna – die Erde sei ihr leicht – auch keine, die Frau hat soviel Schmerzen erduldet. Und Hryzko hat auch ein reines Gewissen, Sie wissen es selber . . . Ja, warum ist ihnen solch ein hartes Los beschieden?“

Sie fragte Olena Lewkiwna, als müsse die Lehrerin die Antwort wissen. Aber diese wußte darauf nichts zu erwidern. Von diesen Fragen niedergeschmettert, stand sie vor ihr.

„Hryzko hat prächtige Kinder, alles, was recht ist. Die Großen helfen mir, sie sind alle schon verständig. Aber die Kleinen“, sie wies auf die jüngsten Kinder, die unterm Tisch spielten, „die fragen mich immer noch, wann ihre Mutter wiederkommt. Dann sage ich ihnen, sie wird bald kommen, sie sollen sich nur gedulden und ein bißchen warten.“

Olena Lewkiwna hätte kehrtmachen und gehen mögen, so schwer war ihr ums Herz. Hier beengten sie die Wände, die Decke fiel ihr buchstäblich auf den Kopf, drückte sie schier zu Boden.

„Ich bin wegen der Kinder gekommen“, sagte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich schreibe sie für die Schule auf. Werden sie kommen?“

„Na, die Kleinen noch nicht“, antwortete Hryzkos Schwester, „was sollen sie in der Schule. Hier, die drei bleiben noch

zu Hause. Olexa, der Älteste, auch nicht. Er würde wohl in die siebente kommen? Er mag nicht. Sagt, er wird dieses Jahr später nachholen, jetzt aber dem Vater und mir helfen. Will auch auf den Vater nicht hören, daß er lernen soll. Na, Olexa versteht sich auf alles, er macht auch ohne Schule seinen Weg.“

Was konnte Olena Lewkiwna dazu sagen? Daß sie den Jungen nicht zu Hause lassen und unbedingt zur Schule schicken sollten? Sie brachte es nicht über die Lippen, schwieg:

„Olka kommt in die dritte Klasse, Wiktor und Hanja in die vierte. In welche Klasse kommt eigentlich Charytja? Hab's vergessen, mein Gott, hab's einfach vergessen...“

„In die fünfte.“

„Natürlich, in die fünfte. Sie hat ein kluges Köpfchen, meine beste Stütze. Macht alles, worum ich sie bitte, und nimmt sich dann ein Buch vor, liest. Ohne Bücher kann sie nicht leben.“

„Charytja hat die vierte Klasse mit ‚Sehr gut‘ abgeschlossen; sie hätte noch bessere Zensuren bekommen, wenn es noch bessere gäbe. Das sagen alle Lehrer in der Schule.“

„Gewiß, so ist sie.“ Die Hausfrau freute sich. „Hryzko kann sich nicht genug über sie freuen, sie ist ihm am meisten ans Herz gewachsen... Auch weil sie ihn an Kateryna erinnert... Mit Charytja bin ich gut dran. Wenn sie nicht wäre, wüßte ich nicht, was ich machen sollte... Auch der Vorsitzenden muß ich dankbar sein, sie sieht öfter nach dem Rechten, wenn Hryzko nicht zu Hause ist. Setzt sich her auf die Bank, sitzt eine Weile und geht wieder. Obwohl sie kein Wort sagt, wissen Sie, tut's einem doch wohl, daß ein Mensch hereinschaut, einen mal besucht. Die Vorsitzende hat offenbar ein weiches Herz, aber das weiß wohl kaum einer. Es heißt, sie sei streng, lasse niemandem etwas durchgehen. Schau ich sie mir aber an, wenn sie hier sitzt, dort auf der Bank, dann denke ich: Mein Gott, diese Vorsitzende hat ja ein Herz wie ein Kind! Wissen Sie, man möchte ihr am liebsten über den Kopf streichen. Sie hat an-

scheinend zwar keinen Kummer, braucht sich anscheinend nicht zu grämen und ist trotzdem nicht restlos glücklich, trägt irgendeinen Kummer mit sich herum. Ich schaue mir die Menschen an, beobachte sie, und ich sage Ihnen, daß sogar ein glücklicher Mensch irgendwie unglücklich ist, irgendwas gibt ihm keine Ruhe, hab ich nicht recht?“

„Sie haben recht“, mußte die Lehrerin zugeben.

„Unser Leben ist zwar hart, aber wir leben. Sagen Sie selber – würde's mir nicht ebenso gehen, wenn ich diese Kinder geboren hätte und das meine eigene Familie wäre? Ich würde mich genauso abrackern... Nur mit dem Unterschied, daß Hryzko nicht mein Mann, sondern mein Bruder ist... Aber sonst ist alles ebenso... Sie gehen schon? Vergessen Sie uns nicht, besuchen Sie uns mal wieder, wir freuen uns hier über jeden.“

Mychailo gab der Kuh zu fressen, wusch das Euter, nahm den Melkeimer und begann zu melken. Das tat er nicht zum erstenmal. Im übrigen wußte er, daß die Mutter heute von der Lehrerkonferenz abgespannt sein würde, die jedes Jahr in der Rayonstadt stattfand, und er wollte ihr deshalb Arbeit abnehmen.

Olena Lewkiwna ging ins Haus, zog das schwarze Kostüm aus, in dem sie heute geschwitzt hatte, weil es heiß gewesen war, und streifte mit schmerzverzerrtem Gesicht die Schuhe aus. Diese Schuhe würden nicht mehr gar so knapp sitzen, wenn sie sie häufiger anzöge. Doch sie lagen bei ihr unbenutzt von einer Konferenz bis zur anderen.

„Wo ist denn Taissa?“ fragte sie, als sie auf den Hof trat.

Mychailos lange Wimpern fingen an zu zucken, und sein ganzer Gesichtsausdruck veränderte sich – daran erkannte die Mutter, daß er diese Frage schon erwartet hatte.

„Ich weiß nicht“, log er und schrie die Kuh an, sie solle stillstehen und nicht mit dem Schwanz schlagen.

„Tja, du darfst es nicht sagen, wenn du dich mit ihr gegen die Mutter verschworen hast.“

„Ich? Verschworen? Wieso sollte ich mich mit ihr verschwören? Also gut – wenn du willst, sage ich's dir . . . Mit dem Soldaten ist sie fort.“

„Mit was für einem Soldaten?“

„Mit was für einem? Mit dem, der sie besuchen gekommen ist . . . Der ihr vorher geschrieben hat, dieser Lonja.“ Mychailo parodierte jenen Brief, den er vor gar nicht langer Zeit gelesen hatte: „Liebste Taissa, aus dem fernen Karelien schreibt Ihnen der unbekannte Soldat Lonja . . .“

„Tja-a-a.“ Es dauerte eine Weile, bis Olena Lewkiwna begriff.

„Nun ja.“ Mychailo nickte hämisch. „Er ist also gekommen.“

Wütend zog er an den Zitzen, so daß die Kuh beinahe den Melkeimer umstieß.

„He, du verdammtes Vieh!“ herrschte Mychailo sie an.

„Wo sind die beiden? Was machen sie?“ Olena Lewkiwna wußte nicht, wie sie nach allem fragen sollte.

„Na, was!“ Mychailo warf der Mutter einen giftigen Blick zu. „Hättest sehen sollen, wie er an die Tür klopfte, wie er in die Stube kam. Taissa sah aus wie vom Schlag getroffen. Aber offenbar hat sie ihn erwartet, denn sie hatte schon das neue Kleid angezogen und sich sogar die Brauen gezupft. Weißt du, woher dieser Lonja stammt? Hab mich mit ihm unterhalten. Aus unserer Gegend ist er, aus Kurawa. Tolja Lipeschko, unser Medwynezer, hat ihm Taissas Adresse gegeben, sie waren in derselben Kompanie; er ist schon entlassen, aber der andere muß noch dienen.“

„Und was haben sie – zu Hause gemacht?“

„Was-schon! Zuerst haben sie geschwiegen, dann sind sie rausgegangen und haben sich dort hingesezt.“ Er zeigte auf die Bank beim Brunnen. „Da haben sie gegessen und wieder ge-

schwiegen. Wäre ich nicht gewesen, hätten sie keine drei Worte miteinander gewechselt.“

„Wo sind sie jetzt?“

„Wo schon! Den ganzen Tag sind sie auf der Wiese gewesen. Ich bin mal zu ihnen gegangen, aber dort haben sie auch keinen Ton gesagt.“

„Gib her, Junge, ich melke Sirka selber. Lauf zur Wiese und ruf Taissa nach Hause!“

„Sie sind nicht mehr auf der Wiese, sie sind ins Kino gegangen“, antwortete Mychailo und verschwand schnell vom Hof.

Zorn beschlich Olena Lewkiwna und zugleich Sorge. Sie nahm sich vor, ihre Tochter, sobald sie heimkommt, gehörig auszuschimpfen. Einfach zu schimpfen und sonst über nichts mit ihr zu reden. Aber der Zorn verflüchtigte sich allmählich, und Olena Lewkiwna spürte nur noch die Müdigkeit in allen Gliedern. Sie wurde selbst dann nicht wieder zornig, als Mychailo vom Klub zurückkehrte und sagte, Taissa werde nach Hause kommen, wenn der Film zu Ende ist – er sei sehr interessant.

„Gut“, sagte Olena Lewkiwna müde.

Mychailo traute seinen Ohren nicht. Hatte die Mutter etwa „gut“ gesagt? War es ihr etwa gleichgültig? Wo blieb die Gardinenpredigt, die sie Taissa halten mußte, weil sie neuerdings von Verehrern, noch dazu von demobilisierten Soldaten, besucht wurde?

Er selber beruhigte sich ebenfalls. Daß Taissa jetzt im Klub saß und sich einen Film ansah, gemeinsam mit dem „Soldaten Lonja“, der sogar von Kurawa aus zu ihr gekommen war, erregte ihn unversehens gar nicht mehr, sondern erschien ihm nun natürlich, fast normal.

Gegen elf Uhr kam Taissa nach Hause. Nykin Iwanowytch war noch nicht von der Konferenz heimgekommen. Es schlief noch niemand. Die Mutter arbeitete an der Nähmaschine, und

Mychailo las. Er warf der Schwester, dann der Mutter einen raschen Blick zu und vertiefte sich mit gehäuchelter Aufmerksamkeit in sein Buch.

„Mychailo, schlaf jetzt“, sagte Olena Lewkiwna.

Gehorsam legte er das Buch beiseite, zog sich die Decke über den Kopf und verharrte so mit offenen Augen.

Taissa vermied es, die Mutter anzusehen. Sie holte die Tiegel vom Ofen, tat sich halb kalt gewordenen Borstsch auf einen Teller und aß ihn im Stehen. Ihr Gesicht, das noch vor kurzem von tiefer Röte übergossen gewesen war, zeigte wieder normale Farbe. Die Mutter musterte sie aus den Augenwinkeln und sah gleichsam zum erstenmal, daß ihre Tochter herangewachsen war und Figur bekommen hatte. Sie ist groß, dachte sie, weil sie sich selber nicht eingestehen mochte, daß Taissa inzwischen erwachsen war.

Taissa, nachdem sie hastig ihr Abendessen heruntergeschlungen hatte, glaubte schon, sie werde vielleicht um eine Aussprache mit der Mutter herumkommen. Sie kleidete sich aus, um ins Bett zu gehen. Dies tat sie betont gelassen, um zu zeigen, daß sie ein reines Gewissen habe. Da fragte Olena Lewkiwna: „Wo bist du denn gewesen?“

Achselzuckend sah Taissa die Mutter an, als wollte sie sagen: Du weißt es doch genau, weißt es ja von Mychailo – wozu fragst du noch?

Olena Lewkiwna antwortete darauf mit einem kurzen Blick und einem Seufzer... Meinetwegen – brauchst nicht zu antworten, ich weiß ohnehin alles.

Na also, schien Taissa mit vorwurfsvoll bekümmertem Gesichtsausdruck sagen zu wollen.

„Und wo ist der Soldat Lonja?“

Die Decke, unter der Mychailo lag, geriet heftig in Bewegung, und Taissa warf einen mißbilligenden, verächtlichen Blick auf das Bett.

„Ich hab ihm gesagt, er soll nach Hause gehen“, antwortete Taissa so leise wie möglich.

„Wohin denn, nach Kurawa?“ Die Mutter staunte.

„Nach Kurawa.“

„Zwanzig Kilometer mitten in der Nacht? Da kommt er ja erst morgen früh an.“

„Na und?“

„Warum hast du ihn nicht zu uns eingeladen?“

Machte sich die Mutter über sie lustig oder nicht? Aber sie meinte es wohl ernst und spottete nicht.

„Hier hat er nichts verloren“, sagte Taissa. Sie stand immer noch vor ihrem Bett, in der Haltung, in der sie die erste Frage der Mutter überrascht hatte. „Ich habe ihm gesagt, er soll nicht wieder nach Medwynez kommen.“

„Wie kannst du ihm verbieten, wieder nach Medwynez zu kommen?“

„Na, nicht nach Medwynez.“ Taissa wurde verlegen. „Sondern zu mir. Er soll nicht wiederkommen, ich will es nicht.“

„Und warum?“ Die Mutter sprach sanfter und lächelte sogar, war offenbar nicht verärgert.

„Was soll ich mit dem?“ fragte Taissa einfach.

„Aber ihr habt euch doch Briefe geschrieben, nicht wahr?“

„Ja, haben wir.“

„Und er hat dich doch besucht?“

„Wieso denn mich? Zu sich nach Hause ist er gefahren. Nun haben wir uns einmal gesehen, und das genügt.“

„Aber weshalb?“ bohrte die Mutter weiter. Aber Taissa wußte nicht, was für eine Antwort von ihr erwartet wurde.

„Er soll einfach nicht mehr kommen. Sonst lachen alle über mich.“

„Und warum sollen sie lachen?“

„Na, sie würden eben lachen.“ Taissa zog die Brauen zu-



sammen und wunderte sich, daß ihre Mutter sie nicht verstehen konnte.

„Das ist alles?“ Olena Lewkiwna lächelte abermals.

„Wozu brauche ich ihn schon?“ entgegnete Taissa, allmählich unwirsch. „Wir beide gehen nicht zusammen zur Schule. Und wenn – dann würde ich ihn nicht als Freund haben wollen . . . Er ist so ein . . . Er gefällt mir einfach nicht. Und die Mädchen würden sich darüber lustig machen.“

„Warum?“

„Einfach so!“

Ein Kind, dachte Olena Lewkiwna bekümmert, sie ist noch ein richtiges Kind. Aber sie stellte keine Fragen mehr. Sie sah ein, daß jegliche Ratschläge und Warnungen jetzt umsonst wären. Warum sollte Olena ihre Tochter überhaupt warnen? Und wie? Mag alles so sein, wie es ist, wie es sich ergibt.

Nykin Iwanowytsh kam nach Hause, als die Kinder schon schliefen.

Am Morgen des ersten September erwachte Mychailo zur selben Zeit wie seine Mutter. Er kroch zu ihr ins Bett und strich über ihre langen schwarzen Zöpfe. Schon als ganz kleiner Junge hatte er dies – damals noch unbewußt, spielend – gern getan, und sie liebte die Berührung seiner kleinen zärtlichen Hände. An ihren warmen Körper gekuschelt, lag er neben ihr und atmete den herben Duft ein, der nur Mutters Zöpfen eigen war.

„Löse mir die Zöpfe“, bat sie.

Er machte das gern und flocht sie auch wieder. Wenn er dies sonst tat, wurde sie ärgerlich. Diesmal bat sie ihn darum. Vielleicht weil heute der erste September war, weil es heute wieder in die Schule ging, weil sie heute froh gestimmt war und ihn auch fröhlich sehen wollte. Behutsam begann er ihr die Zöpfe zu lösen. Wie eine schwarze, kaum hörbar rauschende Welle floß ihr Haar über das Kissen und kitzelte ihn an den

Wangen. Ihr Kopf verschwand in dieser dunklen Flut, die sich bis über ihre Schultern ergoß.

„Und jetzt flechten?“ fragte er.

Nie ließ die Mutter ihn die Zöpfe flechten, aber heute sagte sie: „Flechte sie.“

Voller Eifer scheitelte er ihr Haar und fing an zu flechten. Mutter protestierte nicht, obwohl er es nicht richtig machte, und der Junge staunte. Warum war sie heute so nett zu ihm?

Schließlich befreite sie ihr Haar sanft aus seinen Händen und sagte nachsichtig lächelnd: „Es ist gut, ich mach allein weiter.“

Mychailo fühlte sich so beschwingt, daß er seiner Mutter nicht im geringsten böse war, als sie sich die Zöpfe noch einmal flocht.

Wenig später standen alle auf, denn an einem solchen Tag durfte man nicht länger liegenbleiben. Auch Mychailo stand auf und zog das Hemd und die Hose an, die Mutter am Abend vorher gebügelt hatte.

„Willst du so zu Sirka gehen?“ spöttelte Taissa, die erst später aufstand und weniger zu tun hatte.

„Na klar“, antwortete ihr Bruder.

„Mychailo, daß du dich nicht schmutzig machst!“ ermahnte ihn die Mutter. „Du bringst die Kuh zum Viehaustrieb und kommst sofort zurück.“

Er brachte Sirka heute früher als sonst zur Herde – erstens, weil die Herde jetzt nicht auf eine Weide in der Nähe ihres Hofes, sondern auf eine bedeutend weiter abgelegene Weide getrieben wurde, und zweitens, weil er heute, am ersten Schultag, auf keinen Fall zu spät kommen durfte.

Obwohl er sich so zeitig mit Sirka auf den Weg gemacht hatte, war die Herde schon beisammen. Die Frauen, die ihre Kühe gebracht hatten, unterhielten sich lebhaft miteinander, die Jungen standen etwas abseits. Mychailo trieb Sirka zu den anderen Kühen und ging zu den Jungen.

Wassyl, Tante Fionas Sohn, redete offenbar schon eine ganze Weile auf die anderen Jungen ein – er hatte in der Lehmgrube im Wald bei Tscherepaschynez in Erdlöchern Sprengstoff, Patronen und Bomben vom Krieg gefunden und fragte sie, ob sie mitkommen und den Sprengstoff holen wollten. Man könnte damit Fische fangen. Eine Handgranate in den Teich, und schon schwimmen alle an der Oberfläche.

Einige Jungen wollten sofort aufbrechen, andere plädierten dafür, das Unternehmen auf den nächsten oder übernächsten Tag zu verschieben, weil sie heute zuerst zur Schule gehen müßten. Hitzig entgegnete Fionas Wassyl, wenn sie warteten, würden andere, die schneller als sie sind, alles wegholen, und für sie würde nichts übrigbleiben.

Am meisten darauf erpicht, noch heute dort hinzugehen, schien Petro Kosyr, der Sohn des Flurhüters vom Medwynezer Kolchos. Der alte Kosyr war ein außergewöhnlicher Flurhüter, nicht zu vergleichen mit den Flurhütern der anderen Dörfer. In den anderen Dörfern ritten sie gemächlich über die Felder oder fuhren mit dem Einspanner, damit sie unterwegs, während sie die Felder ihres Kolchos überwachten, auf weichem Heupolster vor sich hin dösen konnten. Der alte Kosyr aber hatte sich ein Fahrrad besorgt, eins der ersten in Medwynez, und fuhr damit über die Felder, obwohl das für ihn nicht immer bequem war. Die Leute verspotteten ihn und sagten, er hätte Angst vorm Reiten, aber Kosyr, ein gutmütiger Mensch, antwortete: Er wolle kein Pferd quälen, lieber solle das Fahrrad ihn quälen.

„Keiner weiß was von dem Sprengstoff“, sagte Petro aufgebracht zu den Jungen, „weil bis jetzt keiner in die alte Lehmgrube hinuntergestiegen ist, es keiner gewagt hat. Aber jetzt sind welche dort gewesen und haben das Zeug gefunden. Denkt ihr, das liegt dort noch lange herum? Von wegen! Sowie die Alten das erfahren, schleppen sie's fort. Und da kann noch sonst was versteckt sein.“

„Was denn?“ fragten die anderen, als müsse Petro Kosyr es genau wissen.

„Da fragt ihr noch! Was da alles sein kann, wenn das 'n altes Munilager ist! Alles mögliche vom Krieg!“

„Aber was?“

„Na, alles mögliche!“ Petro Kosyr wurde allmählich ärgerlich.

Und plötzlich packte alle Ungeduld, weil sie noch hier bei den Kühen standen, anstatt zu den Lehmgruben zu laufen.

„Tja-a...“ Fionas Wassyl seufzte, bezaubert von dem, was die Phantasie ihm vorgaukelte. „Da bleibt sonst bestimmt nichts für uns übrig.“

„Klar bleibt was übrig“, widersprach einer zaghaft. Es war wohl die letzte Stimme der Vernunft. Die anderen maßen ihn mit einem feindseligen Blick, und er verstummte.

„Zur Schule kommen wir schon noch zurecht“, erklärte Wassyl drängend. „Wenn wir's bis zur ersten Stunde nicht schaffen, ist's auch kein Beinbruch.“

Mychailo, der den Wortwechsel aus einiger Entfernung mit angehört hatte, mischte sich ein: „Es hätte doch Zeit bis nach dem Unterricht.“

Alle sahen ihn an.

„Dich nehmen wir sowieso nicht mit“, entgegnete Wassyl. „Auf dich können wir verzichten, brauchst gar nicht zu fragen.“

Weil meine Eltern Lehrer sind, reden sie so, dachte Mychailo und wurde rot. „Mir ist's doch egal, wann wir gehen. Ich komme auch jetzt gleich mit. Und wenn wir zu spät kommen – was ist schon dabei?“

Seine Antwort, die Antwort des Lehrersohnes, gab Wassyl und denen, die noch zögerten, den letzten Anstoß. Jetzt mochte sich anscheinend keiner mehr ausschließen, und Wassyl sagte: „Gut, wir nehmen dich mit.“

Als der letzte Viehhüter kam, halfen sie, die Kühe aus dem

Dorf zu treiben, weil sie zunächst den gleichen Weg hatten. Aber dann rannten sie voraus, um schneller zur Lehmgrube von Tscherepaschynez zu kommen. Die Jungen hatten die Herde schon weit hinter sich gelassen, als sie bemerkten, daß ihnen eine Kuh folgte. Sie blieben stehen, um festzustellen, wessen Kuh wie eine Besessene hinter ihnen hergaloppierte.

Sie erkannten Sirka. Vorwurfsvoll und spöttisch sahen sie Mychailo an.

„Sieh mal, sie läuft dir nach“, sagte Wassyl. „Bring sie zur Herde zurück! Die Viehhüter denken nicht daran, so 'ner Verrückten nachzurennen.“

Was blieb Mychailo anderes übrig? Er biß sich vor Wut auf die Unterlippe, rannte Sirka entgegen, um sie zurückzubringen, blieb noch einmal stehen und rief den Jungen nach: „Wartet doch auf mich!“

„Wirst uns schon einholen!“ Die Jungen eilten weiter.

Beinahe weinend lief Mychailo auf Sirka zu, wollte sie an einem Horn packen und ihr einen Tritt in den Leib versetzen, aber die Kuh machte auf der Stelle kehrt und lief querfeldein davon, immer weiter von der Herde fort. Dem Jungen traten die Tränen in die Augen, die ganze Welt versank für ihn in milchigem Nebel. Heulend rannte er hinter Sirka her, wurde immer wütender. Er hob einen Knüppel auf, der im Unkraut lag, und drohte Sirka, er werde ihr mit diesem Knüppel alle Rippen im Leibe zerschlagen, sobald er sie einhole.

Sie schien Mychailos Drohungen zu verstehen. Warum sollte sie sonst, den gehörnten Schädel vorgestreckt, vor ihm die Flucht ergreifen? Kaum lief er schneller, schon legte auch sie einen Schritt zu; sobald er im Tempo nachließ, trabte die abgefemte Kuh ebenfalls gemächlicher . . . Mychailo schäumte vor Wut, und es gab keine Strafe mehr, die er Sirka nicht androhte.

Zwischendurch warf er einen Blick zurück. Die Jungen waren nicht mehr zu sehen. Ach, sollten sie getrost vorauslaufen, er

kannte den Weg zur Lehmgrube von Tscherepaschynez und würde die anderen finden. Unbedingt mußte er sie finden. Sonst würden sie ihn hinterher hänseln und sagen, er hätte Angst gehabt, ihnen zu folgen. Aber er hatte gar keine Angst, auch jetzt nicht; sie selber hatten ihm doch gesagt, er solle Sirka zur Herde zurückbringen, weil sich sonst niemand um sie kümmern würde.

Aber schließlich hatte er es satt. Mochte doch Sirka allein weiter verrückt spielen. Wie ein Besessener war er hinter ihr hergerannt – nun sollte sie laufen, wohin sie Lust hatte.

Kaum hatte er das beschlossen und war stehengeblieben, da sah er, daß auch Sirka stehengeblieben war und ihn fragend ansah.

„Geh zur Herde!“ rief Mychailo wütend und warf mit dem Knüppel nach ihr.

Der Knüppel fiel vor ihr zu Boden, und Sirka – Mychailo traute seinen Augen nicht – trabte geradewegs auf die Herde zu, die sich schon grasend über das Stoppelfeld verteilt hatte.

Der Junge schluchzte noch einmal auf und rannte zu den Lehmgruben von Tscherepaschynez.

Der erste Tag des neuen Schuljahres war für Olena Lewkiwna immer am aufregendsten.

Die Schüler der oberen Klassen gaben sich betont lässig und unterhielten sich lachend. Obwohl sie einander im Sommer natürlich oft begegnet waren, musterten sie sich hier in der Schule, als wollten sie in den vertrauten Gesichtern etwas Besonderes, kaum Wahrnehmbares entdecken, das während dieses Sommers zum Vorschein gekommen war.

Olena Lewkiwna jedoch sah, wenn sie durch den Korridor der Schule oder über den Schulhof ging, doch mehr jenen Kindern ins Gesicht, die heute diese Schwelle zum erstenmal übertreten hatten. Sie wirkten verängstigt, schüchtern und

schiene geneigt, im nächsten Augenblick nach Hause zu laufen, um diesem Gewimmel und Getöse zu entfliehen, das sie ein wenig erschreckte . . . Warum sah sie so gern ihre gespannten Gesichter? Vielleicht hoffte sie, unter ihnen sich selbst, der kleinen Olena, zu begegnen, ihren neugierigen Augen, die seinerzeit ebenso aufmerksam um sich geblickt hatten? Es stimmte sie ein wenig traurig, daß ihr das nicht gelang; sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie einmal selber so zur Schule gekommen war und halb verstört, voller Angst, jemand könne sie anrempeln, schlagen oder dergleichen, im Gedränge der Schüler gestanden hatte.

Warka Lushar erwartete sie im Korridor. Inmitten der quecksilbrigen Kinderschar glich sie einem bemoosten Stein in einem reißenden Strom. Sie hielt ihr Jüngstes, einen Jungen, fest an der Hand.

„Ich hab ihn gebracht, er kommt in die erste Klasse. Wo soll ich ihn abgeben?“ fragte Warka erfreut, als sie Olena Lewkiwna erblickte.

„Sie brauchen ihn nicht abzugeben. Lassen Sie ihn nur mit den anderen gehen“, riet sie der Mutter.

„Von wegen allein! Dann entwischt er nach Hause.“

Warkas Junge machte tatsächlich Miene, im nächsten Augenblick aus dem Schulgebäude zu flüchten.

„Als ich ihn heute früh für die Schule zurechtgemacht hab“, erzählte Warka, „da war er zuerst wie immer, ganz friedlich, aber auf einmal fing er an zu bocken und wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, in die Schule zu gehen. Schließlich sagte ich zu ihm, daß er keine Angst zu haben braucht, daß Sie, Olena Lewkiwna, in der Schule sind und ihn notfalls in Schutz nehmen – da hat er gehorcht. Wir sind schon überall herumgelaufen, aber haben Sie nirgends finden können . . . Siehst du“, sie wandte sich an ihren Jungen, „hier ist Olena Lewkiwna, und du hast Angst gehabt.“

Beim Auftauchen der Nachbarin hatte sich seine Miene sofort aufgehellt. Und als die Lehrerin ihn an die Hand nahm, fühlte er sich vollends erleichtert und blickte gleich zutraulicher um sich.

„Gib acht, daß du dich nicht verläufst und hinterher schnurstracks nach Hause kommst!“ schärfte Warka ihm zum Schluß ein.

„Natürlich geht er dann sofort nach Hause, er ist doch schon groß“, sagte die Lehrerin, und der Junge nickte bekräftigend.

Auf dem Schulhof hielt Witali Hryhorowytsch, der Direktor, die Begrüßungsansprache. Jedes Jahr hielt er, unter der alten Kastanie stehend, die mitten auf dem Schulhof stand, diese Ansprache, und die Schüler umringten ihn. Er sagte wohl immer das gleiche und hielt auch die Hand immer auf dem obersten Jackettknopf, wodurch er anscheinend gesetzter und überzeugender wirken wollte. Die Schüler hörten ihm diszipliniert zu, die der oberen Klassen, weil sie ihren gestrengen Direktor kannten, und die Schulanfänger, weil sie schon viel über ihn gehört hatten.

Als das Klingelzeichen zur ersten Unterrichtsstunde rief, stürmten die Kinder an Olena Lewkiwna vorüber in die Klassenräume, um einen möglichst guten Platz zu erobern – auf dem würden sie das ganze Schuljahr sitzen müssen. Olena brachte Warkas Jungen in die erste Klasse und setzte ihn auf die vorderste Bank, unmittelbar vorm Lehrertisch. Dort zu sitzen vermieden die meisten aus alter Tradition; wer sich freiwillig dorthin setzte, wurde Kriecher oder Petze genannt.

„Setz dich hierhin“, sagte Olena Lewkiwna, „von hier aus kannst du alles am besten hören und den Lehrer sehen.“

Als sie hinausging, blickte der Junge ihr wie seiner leiblichen Mutter mit traurigen Augen nach.

Die erste Stunde hatte sie in der Sechsten, deren Klassenleiterin sie war. Die Kinder liebten sie und empfingen sie mit



strahlenden Gesichtern. Ohne ihre Begrüßung abzuwarten, begrüßten sie ihre Lehrerin als erste; sie erwiderte ihren Gruß, da wiederholten einige die Begrüßung noch einmal. Das erweckte Heiterkeit, schließlich lautes Lachen, und Olena Lewkiwna fühlte, daß sie schon wieder fast ganz vom pulsierenden Strom des neuen Schuljahres eingefangen war.

Aber wo war denn Mychailo? Zum wiederholten Male ließ sie den Blick aufmerksam über die Bankreihen gleiten, aber er fehlte tatsächlich. Sie ging zu Taissa – die beiden Geschwister besuchten die gleiche Klasse –, beugte sich zu ihr und fragte leise, wo Mychailo sei. Taissa machte achselzuckend große Augen, als wollte sie sagen: Woher soll ich das wissen?

Olena Lewkiwna rief ihrer Liste nach die einzelnen Schüler auf. Außer ihrem Sohn fehlten noch mehrere Schüler, das war merkwürdig. In der Regel kamen die Kinder zur ersten Unterrichtsstunde des neuen Schuljahres nie zu spät, der Schulbesuch war an diesem Tag, wie der Direktor sagte, prozentual am höchsten. Na, wenn Mychailo eintrudelt, wird sie ihn sofort in die Ecke stellen. Mochten die anderen ruhig lachen, das sollte ihr gleich sein. Weil er gut lernt, nimmt er sich sonstwas heraus. Sollen die anderen lachen, ihm wird's eine Lehre sein.

Sie unterrichtete in der Schule Chemie, Biologie, Zoologie und deutsche Sprache. Warum man ihr auch Deutschunterricht übertragen hatte, wußte sie selber nicht. Wahrscheinlich, weil es an ihrer Schule keinen Fachlehrer für Deutsch gab und jemand laut Lehrplan Deutschunterricht erteilen mußte. Olena Lewkiwna vertiefte sich vor jeder Unterrichtsstunde aufs neue ins Lehrbuch und rekapitulierte die jeweilige Lektion, weil einiges im Laufe der Zeit doch in Vergessenheit geraten war.

Sie unterhielt sich in der ersten Stunde mit den Kindern über alles mögliche: Wer wo gewesen war und was er erlebt hatte. Die Schüler antworteten, einander ins Wort fallend, alle auf einmal, jeder brannte darauf, ihr von sich zu erzählen. Alle

lachten fröhlich. Olena Lewkiwna lächelte gezwungen, denn eine quälende Unruhe bemächtigte sich ihrer. Taissa spürte, daß in ihrer Mutter etwas vorging, und blieb in dem fröhlichen Treiben unbeteiligt, sah ihre Mitschüler beinahe feindselig an. „Warum schreit ihr so?“ schien ihr Blick sagen zu wollen. „Seht ihr nicht, daß meiner Mutter jetzt nicht nach Lachen zumute ist, daß sie nur so tut, als ob sie aufmerksam und interessiert zuhört, aber in Wirklichkeit ganz andere Sorgen hat?“ Was die Mutter beunruhigte, konnte sich Taissa allerdings nicht erklären, und sie beobachtete sie deshalb unverwandt mit forschendem Blick.

Am selbstsichersten von der ganzen Klasse wirkte Marika Melnyk. Sie war sich offenbar bewußt, daß sie gut aussah, daß die Jungen nur sie ansahen und auch die Mädchen unwillkürlich ihre Schönheit bewunderten. Braungebrannt, mit Augen wie Kirschen und strahlendem Blick, saß sie gelassen auf ihrem Platz, schien sich um keinen anderen zu kümmern. Auch Olena Lewkiwna sah sie, obwohl sie es gar nicht wollte, häufiger als die anderen Kinder, sogar häufiger als Taissa an, sorgenvoll, als wollte sie Marika fragen, wohin Mychailo verschwunden war.

Eines von den Kindern warf Marika einen Zettel auf die Bank. Aber Marika tat, als bemerkte sie es nicht, als interessierte sie der Zettel nicht im geringsten und als sei das Interessanteste jetzt, was die Lehrerin sagte. Da streckte sich von hinten eine Hand vor und nahm den Zettel wieder zurück – Marika beachtete auch das nicht.

Während Olena Lewkiwna die Unterhaltung mit der Klasse fortsetzte, sah sie fast nur noch Marika Melnyk an. Unter dem prüfenden Blick der Lehrerin aber ließ Marika den Kopf allmählich fast bis auf die Bank sinken und errötete sogar.

So endete diese erste Unterrichtsstunde.

Olena Lewkiwna stand auf, trat hinter ihrem Tisch hervor und entdeckte, als sie aus dem Fenster sah, Mychailo. Er rannte

die Straße entlang, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Fenster der Schule . . . Na, jetzt kommst du mir erst gelaufen, jetzt wirst du das Heulen kriegen, Junge, du kannst dich auf was gefaßt machen!

Sie verließ schleunigst das Klassenzimmer, um den Jungen vorm Schuleingang abzufangen und ihm dort ein paar Ohrfeigen zu verabreichen, bevor die anderen Kinder zur Pause auf den Schulhof kamen. Sie schloß die Schultür hinter sich, lehnte sich mit dem Rücken dagegen, um niemand auf den Hof kommen zu lassen, und wartete auf ihren Sohn.

Als Mychailo seine Mutter erblickte, ging er langsamer. Seine Hose war mit Lehm besudelt, das Hemd naß und aus dem Gürtel gerutscht, das Haar zerzaust. Seltsam fremde, verstörte Augen sahen Olena Lewkiwna an.

„Geh ein bißchen schneller“, rief sie, „was trödelst du? Ich werde dir gleich zeigen, wie man zur Schule geht, ich schäme mich nicht, daß alle dich sehen! Woher kommst du jetzt? Nun mach schon, los!“

„Mama!“ rief er, bekam aber kein Wort mehr heraus.

„Komm schon, komm! Meinetwegen soll die ganze Schule sehen, wie ich meinem Sohn Ordnung beibringe!“

„Hör doch, Mama . . .“ Und abermals blieben ihm die Worte in der Kehle stecken.

„Ich höre ja, ich höre. Komm jetzt!“

Gehorsam trat er näher. Da sanken ihr die Arme herab, als sie den verstörten Ausdruck in seinem Gesicht wahrnahm. Entsetzen beschlich sie, fuhr ihr wie ein Stich ins Herz . . . Sie trat zur Seite, weil im Korridor schon Schüler lärmten. Sekunden später schossen sie, ohne die Lehrerin zu sehen, mit Geschrei und Gelächter an ihr vorüber. Olena Lewkiwna nahm Mychailo beiseite und überschüttete ihn, von einer bösen Vorahnung gepackt, mit Fragen.

„Was ist mit dir los? Wo bist du gewesen? Warum warst du

nicht im Unterricht? Heraus mit der Sprache! Warum sagst du nichts?“

„Ich war in den Lehmgruben bei Tscherepaschynez“, murmelte er halblaut.

„In den Lehmgruben? In welchen? Was hast du denn dort zu suchen?“ Sie war dem Weinen nahe, wollte so schnell wie möglich die volle Wahrheit erfahren.

„Wir wollten Sprengstoff holen“, gestand er.

„Was für Sprengstoff? Mit wem warst du dort? O Gott, und wozu brauchst du diesen Sprengstoff!“

„Mit den anderen Jungs bin ich gegangen.“

„Hab ich dich dorthin geschickt? Sag, wohin hab ich dich geschickt? Zu den Lehmgruben oder zur Schule?“

Als er stumm blieb, rüttelte sie ihn an der Schulter. „Na? Sofort sagst du, was ihr dort gemacht habt!“

„Ich war nicht mit.“ Mychailo fing an zu weinen. „Bin später dazugekommen . . . hörte eine Explosion.“ Bei diesen Worten brach Olena Lewkiwna der Schweiß aus. „Und als ich hinkam, lagen sie schon alle da.“

Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. „Und du? Und du?“ stammelte sie. „Was ist mit dir? Du hast nichts abgekliegt?“ Sie befühlte ihn, traute ihren Augen nicht, daß er lebendig und wohlbehalten vor ihr stand. „Du hast dort nichts angestellt, nichts angerührt? Mein Gott, ich verliere den Verstand . . .“

„Ich hab nichts angerührt“, murmelte Mychailo. Daß seine Mutter weinte, erregte ihn viel mehr, als daß die anderen Schüler auf sie aufmerksam wurden.

„Was ist mit den anderen Jungs? Sind sie verletzt? Nun red schon! Warum sagst du nichts?“

„Sie sind verletzt“, sagte Mychailo.

Stöhnend griff sich Olena Lewkiwna ans Herz. „Warum bist du nur dorthin gegangen? Was hattet ihr da zu suchen? Du hast sie dazu angestiftet, was?“

„Ich hab sie nicht angestiftet... Das war Wassyl.“

„Welcher?“

„Na, Tante Fionas... Petro Kosyr hat's am schlimmsten erwischt, das ganze Gesicht... Aber er scheint zu leben“, sagte er, als müsse wenigstens das sie froher stimmen.

„Nein, das ist nicht wahr!“ stieß sie hervor und sah ihn an, als erwartete sie von ihm die Bestätigung, daß es nicht wahr war. Mit hängendem Kopf stand Mychailo vor ihr. Olena Lewkiwna wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, lief zum Lehrerzimmer, kehrte noch mal um und zog Mychailo mit.

An der Schultür stießen sie auf Marika Melnyk. Sie war auf den Hof gelaufen und hatte Mychailo und seine Mutter beobachtet. Ihr Gesicht wirkte völlig verändert, verwirrt, ihr Blick verriet echtes Mitgefühl und schien zu fragen: Was ist los, was? Aus den Augenwinkeln sah er, daß Marika die Stirn runzelte, daß ihre Brauen heftig zuckten, und ihm wurde noch schwerer ums Herz – erst in diesem Augenblick kam ihm grauenhaft deutlich zum Bewußtsein, was geschehen war und was es für sein ganzes weiteres Leben bedeutete.

Dicht gedrängt folgten ihnen die anderen Schüler durch den Korridor, versuchten ihnen ins Gesicht zu sehen, als wollten sie erraten, was Schlimmes passiert war.

An diesem Tag fand kein Unterricht mehr statt.

Der Sportlehrer, Andri Sak, stellte sich vor der Schule mitten auf die Straße und hielt ein Fuhrwerk an, das rumpelnd zum Kolchoshof fuhr. Er sagte etwas zu dem Mann auf dem Kutschbock, aber der schien nicht zu verstehen. Andri Sak schrie, daß ein Unglück geschehen sei und er schleunigst zu den Lehmgruben von Tscherepaschynez fahren müsse. Der Mann hörte ihn an, rief den Pferden sein ermunterndes „Hoho“ zu und wollte weiterfahren. Da packte Andri Sak der Zorn, er schrie den Mann an, zerrte ihn mit beiden Händen vom Kutschbock,

so daß dieser beinahe rücklings auf die Straße schlug, ergriff die Zügel, die Pferde sprengten im Galopp davon.

Die Schüler gingen zum Teil nach Hause, viele blieben jedoch in der Nähe der Schule. Der Ungewißheit überdrüssig, liefen einige dem Fuhrwerk nach, das mit Getöse das Dorf verließ.

Die Schreckenskunde verbreitete sich blitzschnell in ganz Medwynez. Mütter kamen fragen, ob ihr Kind heute im Unterricht gewesen sei oder nicht. Die Angst, die allen im Gesicht geschrieben stand, wich einem erleichterten Aufatmen, wenn sie erfuhren, daß ihr Maxym, ihr Anatoli, Iwan oder Andri heute auf der Schulbank gesessen hatte.

Auch Warka kam zur Schule gelaufen. Wegen ihrer Kinder machte sie sich keine Sorgen, sie waren alle nach Hause gekommen; sie wollte sich nur erkundigen, was vorgefallen und welches Kind verletzt war.

Mehrere Lehrer saßen im Lehrerzimmer. In einer Ecke auf einem Stuhl hockte, den Kopf auf die Brust gesenkt, Mychailo. Alle sahen ihn an wie ein Wunder. Olena Lewkiwna brach mehrmals in Tränen aus, die anderen beruhigten sie wieder. Aber wenig später schnürten ihr abermals Kummer und Angst die Kehle zu und trieben ihr die Tränen in die Augen.

Die Frauen, die ins Lehrerzimmer kamen, sahen Mychailo voll flehentlicher Hoffnung an, denn von dem, was er ihnen sagen würde, hing für sie alles ab... Petro Kosyrs Vater kam mit seinem Fahrrad zur Schule gefahren, fragte nach seinem Sohn und schwang sich sofort wieder auf sein Rad. Plötzlich brach eine Speiche. Mit einem Ruck riß er sie aus der Felge, schleuderte sie wütend fort und stemmte sich, tief über den Lenker gebeugt, in die Pedale.

Der Direktor saß mit finsterem Gesicht am Schreibtisch, verlangte eine Fernsprechverbindung mit der Rayonverwaltung. Lange hielt er den Hörer ans Ohr. Die Verbindung ließ auf sich warten, da hieb er den Hörer auf die Gabel und ging

hinaus und wartete auf der Straße auf ein Auto, das ihn zum Rayon mitnehmen sollte. Endlich hielt ein verstaubtes Lastauto, der Direktor kraxelte ungeschickt auf die Ladefläche und kauerte sich hinters Fahrerhaus, als wollte er sich vor der ganzen Welt verbergen. Der Motor heulte auf, und das Lastauto fuhr weiter.

Mychailo saß in der Ecke. Selbst wenn er angeredet wurde und antworten mußte, blickte er nicht auf. Mit der Zeit wurde er immer seltener angesprochen. Schließlich fragte ihn niemand mehr, und er saß geräuschlos atmend auf seinem Stuhl... O Schicksal, dachte Olena Lewkiwna, warum bist du nur so gnädig zu mir? Wie soll ich dir deine Güte vergelten?“ Ihr wurde klar, daß Mychailo in dem Wald seine Freunde tot gesehen hatte. Mit welchen Augen würde er nun das Leben betrachten?

Unauffällig bat sie Nykin, den Jungen nach Hause zu bringen, weil er sich hier wie auf dem Schafott fühle; Mychailo solle lieber zu Hause warten, das würde für sie und für ihn leichter sein. Nykin nahm den Jungen an der Hand. Langsam bahnten sie sich einen Weg durch die immer noch wartenden Schüler und traten mit gesenkten Köpfen den Heimweg an.

Endlich rief jemand vom Hof, das Fuhrwerk komme. Die Schüler stürmten auf die Straße, ihm entgegen. Darauf bedacht, einander nicht anzusehen, folgten ihnen die Lehrer.

Andri Sak ging neben dem Fuhrwerk her. In der einen Hand hielt er die Zügel, in der anderen einen Haselnußzweig, den er sicherlich im Wald von Tscherepaschynez abgebrochen hatte. Auf dem Fuhrwerk war nichts zu sehen, alles war mit frischem Laub bedeckt. Neben und hinter dem Fuhrwerk liefen Schüler, auch einige ältere und jüngere Frauen und Männer; alle weinten.

Andri Saks Gesicht war eingefallen. Wie hatte es nur so schnell abmagern können? Sein Mund war verkniffen, seine Stirn von Falten gefurcht. Er ging neben dem Fuhrwerk her,

als wäre er allein, kehrte einfach vom Feld zurück und hätte Garben geladen.

Das Fuhrwerk bog in den Schulhof ein. Olena Lewkiwna überwand sich, trat näher und sah zwischen dem grünen Laub, mit dem Gesicht nach unten, ohnmächtig Fiona liegen. Ihre Arme, mit denen sie etwas umschlang, schütterten leblos. Auch ihr Kopf.

„Holt Wasser“, sagte Andri Sak mit leerer, fremder Stimme, „und begießt Fiona!“

Alle wurden in einem gemeinsamen Grab beigesetzt.

Petro Kosyr konnte wie durch ein Wunder gerettet werden.

In dem Moment, als die anderen Jungen dort etwas abschraubten und als es explodierte, stand er gerade einige Schritte von ihnen entfernt. So überlebte er als einziger. Die Druckluftwelle der Explosion schleuderte ihn mit fürchterlicher Wucht zu Boden, daß er das Bewußtsein verlor; als er wieder zu sich kam, begriff er zuerst nicht, was geschehen war. Er betastete sein blutüberströmtes Gesicht, befühlte seine Augen und konnte sich nicht erklären, warum sie nichts mehr sahen. Von Grauen gepackt, schrie er auf, hoffte, einer seiner Freunde werde sich melden, aber keiner antwortete. Da wurde ihm noch unheimlicher. Er kniete sich hin, stellte sich dann auf seine zitternden Beine und wollte fliehen von diesem Ort, aus dieser dunklen und leblosen Lehmgrube. Mit einer Hand immer noch das Gesicht befühlend, mit der anderen vor sich her ins Leere greifend, suchte er, unsicher tapsend, seinen Weg und stieß plötzlich auf etwas Weiches. Er bückte sich, strich mit der Hand darüber und begriff, daß einer seiner Freunde vor seinen Füßen lag. Er wollte ihn anrufen, aber seine Finger versanken in etwas Warmem und Weichem. Entsetzt wich er zurück, stürzte schreiend davon, stolperte, schlug lang hin. Eine Zeitlang lag er, ohne sich zu rühren, darauf gefaßt, daß im nächsten Augen-



blick etwas Unabwendbares und Grauenhaftes über ihn herfallen und ihn erdrosseln werde, zitterte vor einer neuen Explosion, einem neuen Donnerschlag . . . Aber nichts explodierte, kein Donnerschlag erdröhnte. Da kroch er auf allen vieren weiter, weil er sich so sicherer fühlte, kroch nun den Hang hinauf und war wenig später oben im Wald.

Mychailo, der gerade in diesem Augenblick von der gegenüberliegenden Seite her zu der Lehmgrube gelaufen kam, erblickte als erstes einen frischen Trichter, einen Berg nassen Lehm und, ringsum verstreut, menschliche Gestalten. Er wagte nicht, näher zu gehen, ahnte nun, was für eine Explosion er von weitem gehört hatte. Als er Petro Kosyr entdeckte, der auf der anderen Seite den Hang hinaufkroch, rief er ihn, aber Petro hörte nicht. Da lief Mychailo schnell am Rand des Steilhangs entlang um die Lehmgrube herum, rief immer wieder seinen Namen, damit jener stehenblieb, aber Petro drehte sich nicht um. Schließlich hatte er ihn erreicht, aber Mychailo wagte im ersten Augenblick nicht, ganz nah an ihn heranzugehen. Denn anstelle des Gesichts sah er eine einzige rote Masse.

„Petro“, rief Mychailo noch einmal laut, und jetzt endlich hörte der halb taube Petro ihn.

„Wer ist da?“ fragte er.

„Ich bin's, Mychailo Schkaruba.“

„Mychailo?“ Petro schien es nicht zu glauben. „Hat's dich nicht erwischt?“

„Bin ja eben erst gekommen.“

„A-a-a . . .“ Petro verstummte.

„Wo sind die anderen?“ fragte Mychailo, fragte, als hätte er es nicht mit eigenen Augen gesehen, was passiert war.

„Die hat's zerrissen“, antwortete Petro.

„Und was ist mit dir?“

„Blind bin ich. Höre schlecht, als ob viel Wasser rauscht. Rauscht hier kein Wasser?“

„Nein“, antwortete Mychailo und lauschte. Vielleicht rauschte wirklich etwas, und er hörte es nur nicht?

Petro hatte sich wieder etwas gefaßt, fühlte sich anscheinend sicherer, weil ein Freund in der Nähe war. Er hielt sich am Stamm einer Weißbuche fest. „Ich setze mich hier hin. Du lauf ins Dorf! Vielleicht kann man sie noch retten... Hörst du nicht jemand rufen?“

Sein blutverschmiertes Gesicht verzerrte sich – er horchte.

„Nein, das kommt dir nur so vor“, sagte Mychailo.

„Lauf, so schnell du kannst.“ Mit einer Hand an den Baumstamm gestützt, ließ er sich ängstlich nieder und wiederholte dumpf, die Augen auf die Erde gerichtet: „Lauf, aber Tempo!“

Mychailo rannte davon, spürte seine Beine kaum.

Unter dieser Weißbuche fand Vater Kosyr seinen Sohn Petro. Dort saß er, tief gebeugt, mit den Händen das Gesicht verdeckt. Der Vater wollte ihn zuerst aufs Fahrrad setzen, um ihn so schnell wie möglich ins Rayonkrankenhaus zu bringen. Aber der Junge konnte sich auf der Querstange nicht im Gleichgewicht halten, wankte ständig von einer Seite auf die andere, und der Vater mußte das Fahrrad an den Straßenrand werfen. Er nahm Petro an die Hand.

Unterwegs begegnete ihnen die Vorsitzende. Sie war mit einem Lastauto des Kolchos zu der verlassenen Lehmgrube gefahren. Sie setzte den Jungen ins Fahrerhaus, der Vater stieg auf die Ladefläche, und sie fuhren zum Rayonzentrum. Der Vater sah die ganze Zeit durch das gesprungene Rückfensterchen ins Fahrerhaus, blickte entsetzt den blutüberströmten Kopf seines Jungen an.

Horpyna Tytiwna kehrte gegen Abend gemeinsam mit dem Direktor ins Dorf zurück. Sie waren beide im Krankenhaus gewesen und hatten die Ärzte angefleht, alles zu tun, um Petro nicht nur das Leben, sondern auch das Augenlicht zu retten.

„Sie haben gesagt, das linke Auge wird schwerlich zu retten sein, aber das rechte zwanzig Prozent Sehkraft behalten. Er wird auch wieder zur Schule gehen und weiterlernen können.“

Als der Direktor der Schule das sagte, war er froh, richtig froh, als wäre es sein, Witali Hryhorowytschs, Verdienst, daß Petro Kosyrs rechtes Auge zwanzig Prozent Sehkraft behalten würde.

Eines Abends saß Olena Lewkiwna an ihrer Nähmaschine und nähte eine Bluse aus flauschig weichem Stoff für Tante Lobodycha. Sie hörte nicht, wie die Flurtür knarrte, und sah nicht, wie sich die Stubentür öffnete. Als sie plötzlich aufschaut, steht Fiona auf der Schwelle, und sicher schon eine ganze Weile, steht dort und sieht sie mit traurigen Augen an. Olena Lewkiwna zuckte zusammen, ein kalter Schauer lief über ihren Rücken. „Treten Sie näher, Fiona, treten Sie näher!... Sie haben mich erschreckt...“

Fiona rührte sich nicht von der Schwelle.

„In den Beinen ist keine Wahrheit, setzen Sie sich!“ bat Olena Lewkiwna, als fühlte sie sich Fiona gegenüber irgendwie schuldig.

„Ich bringe Ihnen die Schuhe“, sagte Fiona.

„Was für Schuhe?“

„Na die, die Sie meinem Wassyl geschenkt haben. Er – der Himmel sei ihm gnädig – braucht sie jetzt nicht mehr, da gebe ich sie Ihnen zurück... Ich hab ihm die angezogen, die wir hatten, seine alten, mochte ihm Ihre nicht anziehen; er sollte nicht in fremden laufen. Ich wollte nicht, daß er im Jenseits in fremdem Schuhwerk herumläuft und seiner Mutter gram ist, weil sie ihm keine eigenen gegeben.“

Olena Lewkiwna schwieg.

„Einen Flicker hab ich hier aufgesetzt“, fuhr Fiona fort,

„hab ihn selber aufgesetzt, so gut ich's verstand. Seien Sie mir deswegen nicht böse.“

„Wieso sollte ich Ihnen böse sein?“ sagte die Lehrerin so weich wie möglich.

„Ach, Menschen gibt es so 'ne und solche, sie können auch übelnehmen.“

„Sie hätten sie aber nicht zurückzugeben brauchen“, wagte die Lehrerin endlich zu entgegnen.

„Wieso denn nicht? Wassyl haben Sie sie gegeben, und er ist nicht mehr...“

„Sie haben noch einen großen Sohn...“

„Er braucht sie nicht, er wird dort, in der Stadt, mit allem versorgt... Aber die Hose, die Sie genäht haben, hab ich Wassyl angezogen, er kann sie dort tragen, sie kommt ihm jetzt zupaß; Sie haben sie gut genäht, obwohl Sie nicht Maß genommen hatten. Und wozu sollten Sie auch Maß nehmen, Sie haben ihn ja so oft gesehen, jeden Tag, er war doch Ihr Schüler...“

Olena Lewkiwna glaubte, Fiona werde gleich anfangen zu weinen, und das machte sie befangen. Aber nachdem Fiona die Schuhe auf die Truhe neben der Tür gestellt hatte, legte sie das Tuch zusammen, in das sie die Schuhe eingewickelt hatte, steckte es in die Tasche ihrer abgetragenen gerippten Jacke und sagte: „Schönen Dank auch, tragen Sie sie selber.“

„Sie hätten sie wirklich behalten können, Fiona...“

„Aber wieso denn? Ich werde doch nicht hingehen und sie versetzen, das habe ich nicht nötig.“ Erneut holte sie tief seufzend Atem. „Vielleicht sterbe ich schon bald; denn wozu sollen solche leben, die zu nichts taugen, wenn schon die Jungen sterben. Und haben in keiner Weise Schuld auf sich geladen... Hören Sie, Olena Lewkiwna, ich muß Ihnen etwas sagen.“

„Ach, was sind das für Reden, Fiona!“ Die Lehrerin wollte sie aufmuntern.

„Wie Reden so sind“, entgegnete Fiona ruhig. „Worüber

sonst reden, wenn nicht auch darüber? Über alles muß man reden, wenn's nun mal auf der Welt und dem Menschen beschieden ist . . . Hören Sie, Olena Lewkiwna, ich bin gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten.“

„Was hätte ich Ihnen zu verzeihen, Fiona? Sie haben sich mir gegenüber nichts zuschulden kommen lassen.“ Die Lehrerin lächelte, ohne zu ahnen, was für eine Eröffnung ihr bevorstand.

„Ich habe mich schuldig gemacht.“

„Inwiefern denn?“

„Ich war es, die bei Ihnen das Feuer gelegt hat.“

Olena Lewkiwna lächelte noch immer ungläubig, aber ihre Lippen erstarrten allmählich.

„Warum laden Sie sich eine Sünde auf die Seele und erfinden Geschichten?“ fragte sie vorwurfsvoll, weil sie nicht glauben konnte, daß ihr Gegenüber die Wahrheit sagte.

„Ich habe eine Sünde auf meine Seele geladen, als ich Ihr Haus niederbrennen wollte, und möchte Sie jetzt um Verzeihung bitten.“

Und plötzlich dachte Olena Lewkiwna: Vielleicht sagt diese Frau doch die Wahrheit? Denn warum sollte die von solchem Leid Getroffene, die Unglückliche, zu ihr kommen und sich selber verleumden? Trotzdem konnte sie es noch nicht glauben, sah fassungslos vor sich hin, und in ihrem Innern breitete sich Kälte aus, ihre Lippen verkrampften sich, lächelten nicht mehr.

„Wie konnten Sie nur . . . Warum?“

„Ich war wütend auf Sie, Olena Lewkiwna. Weil Ihnen alles im Leben glückt. Einen Mann haben Sie, er ist nicht an der Front gefallen wie meiner. Und Kinder haben Sie, sie werden verständig, lernen gut. Und eine Kuh haben Sie. Und ein Haus haben Sie einfach so bekommen, ein fremdes. Und die Menschen achten Sie, weil Sie gut zu allen sind. Die Wut auf Sie packte mich damals, als Ihre Kuh bei mir den Schaden anrichtete, meinen Garten zertrampelte . . . Da bin ich gegangen und hab

das Feuer gelegt. Meine Beine haben mich von selber hergetragen, meine Hände haben von selber das Feuer angezündet.“

Olena Lewkiwna fiel blitzartig ein: Natürlich – den Soldatenknopf mit dem Stern hatte sie an Fionas Jacke und an keiner anderen gesehen! Also log Fiona nicht, sondern berichtete, schilderte, wie es gewesen war.

„Sie kamen damals mitten in der Nacht aus dem Haus“, fuhr Fiona fort, „irgendwas trieb Sie hinaus, wahrscheinlich ahnten Sie das Unheil. Ich bin durch die Sonnenrosen davongelaufen, hab mich in meinen Garten gelegt, in den Hanf, und gewartet, ob's brennt oder nicht. Als ich Sie löschen hörte, wußte ich sofort, daß das Haus nicht abbrennen wird, und biß mir in den Arm, weil das Glück Ihnen auch diesmal hold war.“

„Mein Gott, besinnen Sie sich, Fiona“, flüsterte die Lehrerin. „Ich erkenne Sie nicht wieder.“

„Sie brauchen meinetwegen nicht Gott anzurufen“, erwiderte Fiona leise. „Wie ich Sie gehaßt habe, als ich krank im Bett lag, keiner mich besuchen kam, und dann – Sie! Sie hätten mich für meine Untat bestrafen, mit den schlimmsten Flüchen verwünschen müssen, aber Sie, man stelle sich das vor, hatten für meinen Wassyl eine Hose genäht und Schuhe für ihn gebracht! Wieder waren Sie gut und ich schlecht, denn ich haßte Sie wegen Ihrer Güte! Ich haßte Sie, und zugleich regte sich in meinem Herzen etwas für Sie, so daß ich am liebsten Ihre Fußspuren geküßt hätte. Wenn Sie wollen, glauben Sie mir; wenn nicht, lassen Sie's bleiben. Ich sage nur, wie's gewesen ist.“

Olena Lewkiwna vernahm die Worte, konnte sie aber nicht glauben.

„Jetzt war's doch wieder so . . . Gemeinsam hatten sich unsere Kinder, darunter mein Wassyl und Ihr Mychailo, auf den Weg gemacht. Da mußte Ihre Sirka auf einmal Sperenzchen machen und der Junge sich mit ihr abrackern. Dadurch kam er später

zur Lehmgrube und – blieb am Leben. Nun sagen Sie mir – steht Ihnen vielleicht der Teufel bei, wenn's schon keinen Gott gibt und Sie nicht an ihn glauben? Sagen Sie mir, warum alles Leid, das es überhaupt auf der Welt gibt, noch und noch über mich hereinbricht und um Sie einen großen Bogen macht?“

Daß das Leid ihr Haus keineswegs verschonte – nein, das sprach Olena Lewkiwna nicht aus. War ihr Leid etwa mit dem Fionas zu vergleichen?

„Wissen Sie noch, Olena Lewkiwna, wie Sie hinterher zu mir wegen der Bunde Stroh gekommen sind, wegen Stroh für den unteren Dachrand, den ich angesteckt hatte?“

„Ich weiß“, sagte die Lehrerin.

„Wer hatte Ihnen eigentlich geraten, zu mir zu kommen?“

„Niemand.“

„Wirklich niemand?“ argwöhnte Fiona.

„Ich sage die Wahrheit. Kurz vorher hatte ich bei Ihnen Stroh liegen sehen. Da bin ich fragen gekommen.“

„Und ich dachte damals, Sie wüßten bestimmt, daß ich das Haus angesteckt hatte, und kämen, um mir in die Augen zu sehen, damit ich Ihnen selber alles gestehe.“

„Nein, Fiona, ich wußte es nicht.“

„Ich hätte Ihnen damals die Bunde am liebsten umsonst überlassen, um Sie nicht unter meinem Dach sehen, nicht mit Ihnen reden zu müssen.“

Olena Lewkiwna senkte den Kopf.

„Die ganze Zeit hinterher dachte ich, daß Sie alles wissen, daß Sie's wissen müssen“, fuhr Fiona fort. „Daß Sie aber Spaß daran haben, mich zu quälen, mich auf die Folter zu spannen. Ich bangte davor, Ihnen zu begegnen, und machte einen großen Bogen um Sie. Sprach jemand irgendwo über Sie, war mir, als wälzte einer einen Stein auf mein Herz.“

„Fiona...“

„Gewiß – Fiona. So heiße ich, Fiona. Als Sie dann die Schuhe

brachten, fing ich an, ganz anders über Sie zu denken. Da ging mir auf, daß ich mich vor Ihnen nicht zu fürchten brauchte, weil Sie nichts wußten, sonst hätten Sie mir keine Schuhe gebracht. Sie sind zwar nicht so wie andere, aber auch nur ein Mensch, können letzten Endes auch nicht über Ihren Schatten springen. Nur daß Sie gutherziger sind als die anderen.“

„Ich habe die Wahrheit nicht gekannt, Fiona, und nicht geahnt. Auf Sie wäre ich nie gekommen.“

„Nie?“

„Nein.“

Fiona schwieg. Schließlich sagte sie: „Jetzt ist mir alles schon gleichgültig, egal, also bringe ich Ihnen Ihre Schuhe wieder, weil ich sie nicht brauche, und gestehe zugleich, daß ich Ihr Haus angezündet habe. Nun können Sie mit mir machen, was Sie wollen. Übergeben Sie mich dem Gericht oder zünden Sie mein Haus an, um's mir heimzuzahlen.“

„Fiona...“

„Was denn? Mir ist so bitter zumute, daß ich gekommen bin, um es Ihnen zu gestehen. Wäre nicht der Kummer um Wassyl, hätte ich nie etwas gesagt, aber so ist es mir gleich. Sehen Sie nun, was für eine ich bin? Ein Mensch, durch und durch schlecht, daß ich's selber nicht glauben kann. Doch ich hab so nicht sein wollen, will's nicht, das Leben hat mich so verunstaltet – sehen Sie's etwa nicht... Sagen Sie allen, daß ich Ihr Haus angezündet habe, damit sie's wissen, denn selber kann ich's ihnen nicht erzählen. Und übergeben Sie mich dem Gericht!“

Olena Lewkiwna schüttelte verneinend den Kopf. „Nein, Fiona, ich bringe Sie nicht vor Gericht.“

„Warum denn nicht?“

„Unser Haus ist nicht abgebrannt, es steht unversehrt.“

„Aber es hätte abbrennen, in Flammen aufgehen können!“

„Nein, Fiona, es steht und wird stehenbleiben. Und jetzt



gehen Sie nach Hause, Ihr Anblick ist für mich jetzt schwer zu ertragen – entschuldigen Sie, daß ich das so offen sage . . . Sie müssen leben, Sie haben noch einen Sohn und müssen ihn zu einem vernünftigen Menschen machen.“

„Das ist zuviel!“ stieß Fiona hervor. „Schon wieder müssen Sie mir überlegen sein, schon wieder haben Sie Mitleid mit mir und machen sich zu meinem Schutzengel. Ich hab Ihnen doch etwas Böses angetan, hören Sie, etwas Böses!“

„Sich selber haben Sie etwas Böses angetan, Fiona. Zuerst hat das Leben Ihnen und dann haben Sie sich selber Böses angetan.“

„Ich mir selber?“

„Das liegt doch auf der Hand. Mir haben Sie keinen Schaden zugefügt.“

Fiona verstummte, ihr Blick wurde leer, als versuchte sie, sich ins Herz zu sehen. „Was soll ich jetzt machen?“

„Was denn schon? Leben Sie! Das Leben ist auch eine schwere Pflicht, wenn Sie nicht allein dastehen, wenn Sie für jemand zu sorgen haben.“

Nach diesen Worten der Lehrerin ging Fiona, verschwand ebenso unbemerkt, wie sie gekommen war.

Bald darauf kehrte Nykin Iwanowytsch aus der Schule zurück. Er hatte anscheinend Unannehmlichkeiten gehabt, mit dem Direktor oder mit den Schülern, denn er zog ein finsternes Gesicht. Olena Lewkiwna fragte ihn, ob etwas vorgefallen sei. Ja, antwortete er, es ist etwas vorgefallen. Nach dem Unterricht hatten sich die Jungen geprügelt, Mychailo war dabeigewesen. Wie beharrlich Nykin auch verlangt hatte, die Jungen sollten ihm den Grund der Schlägerei nennen – keiner hatte sich dazu geäußert. Mychailo hatte natürlich auch geschwiegen, obwohl er offensichtlich am meisten abbekommen hatte. Nykin hätte die Mütter für den nächsten Tag zu sich bestellen müssen. Aber konnte er das machen, wenn sein eigener Sohn beteiligt gewesen

war? Also hatte er die Schüler nicht nach Hause gehen, sondern im Schulgarten Futterrüben ziehen lassen, die dringend geerntet werden mußten.

Während Olena Lewkiwna ihrem Mann zuhörte, überlegte sie: Soll ich ihm sagen, daß Fiona hier gewesen ist, oder nicht? Sie beschloß, es nicht zu sagen.

„Mama und Papa laden Sie ein und ich auch...“

Ljuba Plischak stand in der Stube, in dem langen weißen Kleid, das Olena Lewkiwna ihr genäht hatte. Die anderen Mädchen, die sie nach altem Brauch bei der Einladungsrunde begleiteten, die sogenannten Switylkas, waren zum Teil mit ins Haus gekommen; einige standen draußen und bibberten, denn es war ziemlich kühl heute, es hatte sogar mehrmals geregnet. Ljuba Plischak war trotzdem in ihrem langen weißen Kleid unterwegs, von dessen Gürtel bunte Bänder herabhingen. Sie hatte rote Wangen, sicher nicht nur wegen der Kälte.

„... und ich lade Sie ein zu Brot, zu Salz, zur Hochzeit.“

Sie trug Schuhe mit hohen Absätzen, und ihre Füße, die an einfachere Schuhe gewöhnt waren, zuckten ein ums andere Mal, als wollten sie aus den engen, steifen Schuhen schlüpfen. Ljuba schien in dem Lehrerhaus ebenso wie ihre Freundinnen etwas verlegen zu sein, aber die Braut und ihre Switylkas versteckten ihre Verlegenheit hinter einem Lächeln.

Olena Lewkiwna lächelte ihnen bei der Antwort zu. „Ich werde kommen, vielen Dank, ich werde kommen.“

Inmitten der Switylkas stand auch ihre Taissa, festlich gekleidet, mit einem roten und einem blauen Band im Haar, strahlend. Taissa hatte sich darüber gefreut, daß sie auch Switylka sein, von Haus zu Haus gehen und gemeinsam mit der Braut die Gäste zur Hochzeit einladen durfte. Daß Ljuba mit ihren Switylkas nun auch ihre Eltern einlud, machte sie besonders glücklich.

Unter den Switylkas bemerkte Olena Lewkiwna auch Marika Melnyk – sie wirkte neben den erwachsenen Mädchen erstaunlicherweise keineswegs unsicher, sondern wie unter ihresgleichen. Der Lehrerin zog sich unwillkürlich das Herz zusammen, als sie Taissa und Marika in der Schar der Mädchen vor sich sah. Doch die leise Wehmut wurde von Freude überstrahlt, ließ sie erleichtert aufatmen.

„Wen wirst du denn heiraten, Ljuba?“ fragte Nykin Iwanowytsch.

„Als ob Sie das nicht wüßten“, antwortete Ljuba. Sie war schön, heute sogar sehr schön.

„Nein, wir wissen es wirklich nicht“, sagte Olena Lewkiwna. „Willst du es uns nicht verraten? Aber wir werden ja zur Hochzeit kommen und ihn selber sehen. Es wird dir nicht gelingen, deinen Zukünftigen zu verstecken.“

Taissa wechselte einen Blick mit Marika Melnyk, als hätten sie sogar inmitten dieser Mädchenschar ein Geheimnis, das sie nicht preisgeben wollten. Marika sah immer wieder verstohlen zur Tür des Nebenzimmers, als erwartete sie, daß jeden Augenblick Mychailo hereinkommt. Aber er ließ sich nicht blicken, obwohl er bestimmt gehört hatte, daß die Braut mit ihren Switylkas gekommen war, um alle zur Hochzeit einzuladen.

„Ich will ihn ja gar nicht verstecken.“ Ljuba lachte. „Andri Kindratowytsch heirate ich!“

„Andri Kindratowytsch?“ wiederholten die beiden Schkarubas wie aus einem Munde.

„Aber ja...“ Ljuba lachte immer noch. „Andri Sak.“

Diese Mitteilung verblüffte die beiden Schkarubas wirklich. Wenn ihr Sportlehrer in der Schule wenigstens mit einem Wort erwähnt hätte, daß er heiratet! Nichts hatte er gesagt. Nun kam plötzlich Ljuba und – lud zur Hochzeit ein.

„Wir werden kommen“, versprachen die Schkarubas. „Was für ein Geschenk dürfen wir dir denn mitbringen?“

„Fragt man etwa nach einem Geschenk?“ sagte Taissa mißbilligend. Bis zu diesem Augenblick hatte sie sich in ihrem eigenen Elternhaus wie eine Fremde zurückgehalten, aber jetzt konnte sie sich nicht mehr beherrschen.

„Kommen Sie selber, das wird das schönste Geschenk sein“, gab Ljuba schließlich zur Antwort, und das gefiel allen.

Olena Lewkiwna bedankte sich noch einmal und versprach lächelnd: „Wir werden kommen, denn ohne uns wird die Kascha nicht gar, bäckt das Rundbrot nicht durch.“

„Bestimmt!“ pflichtete Ljuba ihr lebhaft bei – sie war jederzeit zu Späßen aufgelegt. „Das elektrische Licht wird auch nicht brennen, wenn Sie fehlen.“

„Was für ein elektrisches Licht?“ Nykin Iwanowytsh hob die Brauen.

„Als ob ihr das nicht wüßtet!“ mischte sich Taissa wieder halb verärgert ein.

„Wahrhaftig – was denn für ein Licht?“ fragte nun auch Olena Lewkiwna.

„Aber in der Mühle steht doch schon der Dynamo“, erklärte Ljuba fröhlich.

„Ja, davon hab ich gehört“, erwiderte Nykin Iwanowytsh, „aber der ist doch erst vor kurzem aufgestellt worden...“

„Stimmt, er steht noch nicht lange.“ Ljuba nickte. „Da wir aber in unmittelbarer Nähe der Mühle wohnen, hat Vater 'ne Leitung gelegt.“

Die Switylkas sahen einander an und lächelten sich mit fröhlich blitzenden Augen zu.

„Also kommen Sie nicht nur zu Brot, Salz und zur Hochzeit zu uns“, fuhr Ljuba fort, „sondern auch zu elektrischem Licht!“

„Wir werden kommen, damit's nicht ausgeht und ewig brennt“, erwiderte Olena Lewkiwna, die ganz beschwingt war, weil sie soviel junge, glückliche Gesichter vor sich sah.

Dann drängten alle miteinander hinaus, und Olena Lew-

kiwna eilte ans Fenster und blickte ihnen nach, wie sie über den Hof gingen. Und es versetzte ihr einen Stich, daß ihre Taissa schon wie eine Erwachsene neben den großen Mädchen einherging. Wen sie wohl jetzt aufsuchen? Olena trat ins Nebenzimmer, von dessen Fenster aus sie die Straße überblicken konnte. Aha, sie steuerten auf Warkas Haus zu, würden Warka ebenfalls einladen, Ljubas Patentante...

Mychailo saß griesgrämig in einer Ecke und las. Er hatte anscheinend nicht gehört, daß die Braut und ihre Switylkas ins Haus gekommen waren. Olena Lewkiwna trat vom Fenster zurück und sagte verwundert: „Mychailo...“

Er war so in seine Lektüre vertieft, daß er erst aufblickte, als er zum zweitenmal angesprochen wurde. Mürrisch sah er seine Mutter von unten herauf an.

„Mychailo, hast du denn nicht gehört, daß eine Braut hier war?“

„Na und?“

„Na und! Sie hat uns zur Hochzeit eingeladen, morgen sollen wir kommen.“

„Dann geht nur hin“, sagte Mychailo nur.

„Und du... Ljuba war hier, Plischkas Ljuba, und eine der Switylkas war Marika Melnyk. Ist dir das egal?“

Da ihm das nicht ganz egal war, antwortete er: „Das heißt, das Leben ist wieder um eine Vernünftige ärmer geworden.“

„Steht das in dem Buch?“

„In dem Buch ist es zwar anders, aber ähnlich.“

Seine abweisende Miene ließ erkennen, daß er darüber nicht mehr sprechen wollte, daß er ohnehin verstimmt sei und den Grund niemandem zu erklären gedenke. Olena Lewkiwna schien das begriffen zu haben, sie ging wortlos hinaus.

Nun fangen also im Dorf die Hochzeiten an, ging es ihr durch den Sinn. Ihre ehemaligen Schülerinnen heirateten, nahmen sich einen Mann; in der Regel beendeten die meisten trotzdem die

Medwynezer Siebenklassenschule. Aber es gab auch einige, die vorzeitig abgingen, um eine Familie zu gründen. In den ersten Jahren ihrer Lehrtätigkeit hatten dies mehrere, aber im vergangenen Jahr keine einzige getan; wahrscheinlich würde auch in diesem Jahr keine abgehen. Ljuba Plischka war im vorigen Jahr nach der siebenten Klasse abgegangen und hatte in einem Technikum studieren wollen. Aber dann hatte sie doch nicht angefangen und das gar nicht als großes Mißgeschick empfunden, zumal sie ihre nicht mehr junge Mutter hätte zu Hause lassen müssen, die gepflegt werden mußte, und ihren kleinen Bruder... Sie war auf die Kolchosfarm gegangen, wo sie als Melkerin arbeitete. Die Arbeit war natürlich nicht leicht; Ljuba war dabei nach dem einen Jahr stämmiger geworden, und ihr Gesicht wirkte wie das einer Erwachsenen. Es war gut, daß Andri Sak sie zur Frau nahm. Er hatte im Gebietszentrum ein Studium aufgenommen und würde seine junge Frau vielleicht auch dazu bewegen, daß sie weiterlernte.

Oft, sehr oft luden ehemalige Schüler und Schülerinnen Olena Lewkiwna zu ihrer Hochzeit ein, aber sie ging nie hin. Sie versprach zu kommen, bedankte sich für die Einladung, wünschte dem jungen Paar Glück und ein schönes Leben, kam aber dann doch nicht zur Feier. Niemand nahm ihr das übel. Vielleicht war es den jungen Leuten sogar ganz lieb, daß sie nicht kam, denn sie war immerhin die Lehrerin, und sie würden sich auf ihrer Hochzeit in Anwesenheit der Lehrerin wie Schüler vorkommen, obwohl sie es längst nicht mehr waren.

Diesmal jedoch ging Olena Lewkiwna zu der Hochzeit. Sie überredete auch ihren Nykin mitzukommen, der immer neue Ausflüchte suchte. Sie überredete ihn, sagte, sie dürften bei Andri Kindratowytschs Hochzeit nicht fehlen, er sei schließlich ihr Kollege.

„Und was soll ich auf der Hochzeit anfangen?“ brummelte Nykin Iwanowytsch auf dem Wege zu Plischkas.

„Was die anderen Männer machen, das wirst du auch machen“, riet Olena Lewkiwna.

„Soll ich genausoviel trinken wie die anderen?“ Er erinnerte an seine nicht sonderlich kräftige Gesundheit.

„Zu trinken brauchst du vielleicht überhaupt nicht...“

„Was ist das für eine Feier, wenn man trocken sitzt?“ entgegnete er halb scherzend, halb im Ernst.

Was Olena Lewkiwna von dieser Hochzeit besonders deutlich in Erinnerung blieb? Die Schönheit und Jugendfrische der Braut. Wie eine Kornblume auf dem Feld. Olena Lewkiwna mußte an frühere Hochzeiten denken, von denen sie gehört und die sie aus einiger Entfernung miterlebt hatte – Hochzeiten ohne Musik und sogar ohne Gäste, bei denen sich zwei Menschen in aller Stille zusammentaten und in aller Stille ein gemeinsames Leben begannen. Hochzeiten, bei denen sich das Leid oft mit dem Leid verband, bei denen sich die Not oft mit der Not vermählte, als könne dies Trost spenden. Vielleicht hatten jene Paare damals Trost darin gefunden? Sie erinnerte sich auch an Hochzeiten, bei denen ein Invalide sich eine Witwe mit zwei oder drei Kindern nahm oder ein junges Mädchen einem älteren Mann ihr Jawort gab, für den sie weder die erste noch die zweite war... Sie erinnerte sich, wie sich die Menschen während der Okkupation zusammengefunden hatten – für ein, zwei Monate, für ein Jahr, um die Zeit der Wirren, das Inferno des Krieges gemeinsam zu überstehen, sich ziemlich schnell zusammengetan und sich hinterher ebensoschnell wieder getrennt hatten, manchmal ohne einander Lebewohl zu sagen. Sehr viel hatte sie in jenen Jahren gehört, sehr viel gesehen. All das trat ihr lebhaft und schmerzlich bewußt wieder vor Augen, ohne es zu merken, begann sie leise zu weinen.

Betroffen fragte Warka, die neben ihr saß: „Aber warum weinen Sie denn?“

„Ich weine?“ Verwundert fuhr sich die Lehrerin mit den Händen über die Augen. „Tatsächlich!“ Sie lächelte verlegen.

„Heute heißt's fröhlich sein“, raunte Warka ihr zu. „Schauen Sie sich die Braut an, sie ist schön wie der Morgentau.“

„Bin ich etwa nicht fröhlich?“ Olena Lewkiwna hatte sich wieder gefaßt. „Ich bin so fröhlich, daß ich's gar nicht sagen kann.“

Vor den Fenstern wurde es plötzlich laut, hörte man hastige Schritte. Mehrere Männer standen auf und stürmten hinaus. Olena Lewkiwna bemerkte, wie sich das Gesicht der Braut veränderte, es wurde blaß und gespannt. Wenig später kehrten die Männer mit geröteten Gesichtern in die Stube zurück. Unter ihnen Nykin Iwanowytsch, der ebenfalls hinausgelaufen war.

„Was war dort los?“ fragte ihn Olena Lewkiwna mit einem Blick.

„Kennst du Borys Horbokin?“ fragte er schwer atmend.

Olena Lewkiwna nickte, erinnerte sich an den athletischen Schüler mit dem gutmütigen Gesicht, der mit ihnen vor gar nicht langer Zeit die Schule renoviert hatte und von Nastja Wassyliwna zu ihrer Mutter geschickt worden war, um ihr zu bestellen, sie solle die Heiligenbilder abnehmen.

„Er war hier, wollte sich mit Andri Kindratowytsch schlagen!“

„Schlagen?“ Sie verstand nicht.

„Ja, schlagen! Er sagt, er selber liebe die Braut, wolle sie zur Frau nehmen, und Andri Kindratowytsch hätte sie ihm vor der Nase weggeschnappt.“

Olena Lewkiwna lächelte unwillkürlich.

„Warum lachst du?“ Nykin Iwanowytsch stutzte.

„Ach, nur so“, antwortete sie. „Habt ihr die Sache bereinigt?“

„Ja, aber wieso...“

Stepan Kushta und seine Nastja Wassyliwna fanden sich



erst später ein. Sie beglückwünschten das junge Paar, küßten Braut und Bräutigam. Der glückliche Andri Kindratowysch schüttelte ihnen beiden lange die Hand, um so seinen Dank für die guten Worte, die sie ihnen heute gesagt hatten und die sie ihnen später noch sagen würden, auszudrücken.

„Ich komme gerade vom Teich“, begann Kushta leise, während er sich zu den Schkarubas setzte. „Ich konnte nicht rechtzeitig kommen, weil ich mit Schwarzanglern zu tun hatte.“

Ihm wurde eingeschenkt, er stieß mit dem jungen Paar an, leerte sein Glas und kehrte auf seinen Platz zurück. Während er Sülze aß, fuhr er fort: „Sie hatten allem Anschein nach damit gerechnet, daß ich auf der Hochzeit bin. Todsicher haben sie gewußt, daß ich gehe. Na, aber ich hab sie überlistet. Hab mich im Mais versteckt und hab sie mir, als sie anrückten, vorgeknöpft.“

„Vergiß doch wenigstens hier deine Schwarzangler!“ bat Nastja Wassyliwna vorwurfsvoll.

„Wovon soll ich denn sonst erzählen?“

„Die Menschen feiern, und du hast nur deine Übeltäter im Kopf!“

„Was ist denn dabei?“ Stepan Kushta verstummte für eine Weile. Dann schenkte er sich selber ein, trank aus und zog sich einen Teller mit frischem duftendem Braten heran.

„Wissen Sie schon“, wandte er sich an Olena Lewkiwna, „daß unsere Alte nun doch die Heiligenbilder abgenommen hat?“

„Wirklich?“ Nykin Iwanowysch staunte. Er hatte gehört, wie ihr Direktor seinerzeit als Bilderstürmer ausgezogen war.

„Sie hat sie abgenommen!“ Vergnügt wiegte Kushta den Kopf hin und her. „Von sich aus, es hat sie niemand gedrängt.“

„Hätte ich es nicht von Ihnen gehört, würde ich es nicht glauben!“ sagte Olena Lewkiwna.

„Ja, sie hat die Bilder abgenommen“, bestätigte Nastja

Wassyliwna, sichtlich erleichtert, daß sie nun die Wahrheit sagte, daß sie niemand mehr täuschte wie damals – schon die Erinnerung daran war ihr peinlich.

„Kateryna Pekurs Tod hat den Anstoß dazu gegeben“, erzählte Stepan Kuschtsa. „Unsere Alte kam von der Beerdigung, saß einen halben Tag lang auf der Bank und sah ihre Heiligen an. Dann holte sie alle herunter. Ich fragte sie, warum sie das tut. Wissen Sie, was sie geantwortet hat? ‚Wenn’s keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gibt‘, hat sie geantwortet, ‚dann gibt’s auch keine im Himmel. Wenn’s einen Gott gäbe, hätte er Kateryna nicht sterben lassen und die Kinder nicht zu Waisen gemacht.‘“

„Sieh einer an . . .“ Olena Lewkiwna war sprachlos.

„Sie hat sie von der Wand genommen, in Tücher gewickelt und in die Truhe gelegt. Jetzt liegen sie alle in der Truhe.“

„Sie ist sogar zu unserem Direktor gegangen“, berichtete Nastja Wassyliwna ergänzend, „hat ihm gesagt, daß die Bilder fort sind, und ihn gebeten, er solle mir nichts nachtragen, weil sie, so hat sie gesagt, selber schuld gewesen sei, denn sie sei das Oberhaupt im Haus.“

Niemand bemerkte zunächst die Vorsitzende, die auf der Schwelle erschien. Sie zog jemand an der Hand hinter sich her, und der sträubte sich, wollte nicht hereinkommen. Die angeheiterten Hochzeitsgäste rissen verdutzt die Augen auf, als sie das bemerkten. Was ging dort vor sich?

Plötzlich füllte schallendes Gelächter die Stube – die Vorsitzende zog ihren Begleiter über die Schwelle. Es war Petro Kosyr. Das Gelächter brach ab, ernst blickten alle den Jungen an. Die Explosion hatte sein Gesicht übel zugerichtet.

„Komm schon, komm rein!“ gebot die Vorsitzende und erklärte den Hochzeitsgästen: „Wie ich gerade hierherfahre, ruft er mir vom Hof aus zu, ich soll ihn mitnehmen. Na, da hab ich ihn im Einspanner mitgenommen. Er hat mir gesagt, daß er sich

sehr gern die Braut ansehen möchte, aber er hat dann Angst gehabt hereinzukommen. Hörst du, Ljuba“, sie wandte sich an die Braut, „er wollte wissen, wie du aussiehst.“

Ljuba lächelte strahlend.

„Na, nun sieh sie dir an!“ sagte die Vorsitzende gebieterisch zu Petro Kosyr. „Die Braut ist wirklich schön. Es lohnt, sie anzugucken. Siehst du es?“

Petro nickte kaum merklich.

„Siehst du's nun oder nicht?“ Horpyna Tytiwna wollte eine Antwort hören.

„Ich sehe es“, murmelte Petro unsicher.

„Wenn du's siehst, ist ja alles in bester Ordnung! Dann soll's eines Tages auch glücken, daß du deine eigene Braut siehst, daß wir auch deine Hochzeit feiern können. Hörst du?“

Petro gab keine Antwort.

„Hörst du oder nicht?“ raunzte die Vorsitzende.

„Ich höre“, murmelte Petro.

„So ist's recht.“

Alle lachten herzlich. Die Vorsitzende gab Petro Kosyrs Hand frei, und der Junge schlüpfte zur Tür hinaus.

Wahrhaftig, alles ist gut, dachte Olena Lewkiwna. Sie blickte durch das weit geöffnete Fenster hinaus. An dem klaren, hohen Himmel schimmerte schon die Sichel des jungen Mondes. Sie ließ den Blick sinken und entdeckte Mychailo. Angestrengt und ernst stand er am Tor und suchte jemand in der fröhlich lärmenden Menschenmenge.

## Zweiter Teil

Im Herbst fing der kleine Kirschbaum an zu blühen.

Er stand am Rand des Gartens nahe der Straße zwischen Pflaumenbäumen, auch eine wilde Birne wuchs dort. Niemand war dieser Kirschbaum wohl bisher aufgefallen, als wäre er gar nicht da, aber als er zu blühen anfang, fiel er allen sogleich ins Auge.

Zwar hielten sich in den Gärten noch die Äpfel, auch die Birnen hingen noch, aber das Laub wurde schon gelb, fiel langsam, und die Fadenschleier des Altweibersommers schimmerten in weißer Trauer auf den Zweigen. Der Herbst atmete tags leicht wie ein Kind im Schlaf, des Morgens aber atmete er in tiefen Zügen Nebel ein und aus, und jähe Kühle strich übers Land.

Der kleine Kirschbaum fing an zu blühen!

Aus prallen Knöllchen, die anfangs niemand bemerkt hatte, hatten sich zierliche, zarte Blüten entwickelt, und es berührte seltsam, den jungen Kirschbaum anzuschauen, der im Herbst blühte, da in der Natur alles zum Winterschlaf rüstete.

Wer am Garten vorüberging, blieb stehen und betrachtete dieses Wunder. Wenn Olena Lewkiwna oder Nykin Iwanowysch in der Nähe waren, sagte er ganz gewiß zu ihnen: „Bei euch blüht ja ein Baum!“ Oder: „Ihr habt wohl noch gar nicht gesehen, daß bei euch ein Kirschbäumchen blüht!“

Ihre Nachbarin Warka kam mit dieser Neuigkeit sogar bis ans Haus, um zu sagen: „Neben dem wilden Birnbaum blüht ja bei euch eine Kirsche . . . Wie kommt denn das?“ Sie war nur deswegen gekommen.

Und die Schkarubas warteten geradezu darauf, daß jemand zu ihnen hereinsah und über das wundersame Bäumchen sprach. Es tat ihnen wohl, sich über den blühenden Kirschbaum zu unterhalten.

Einige sagten, eine Kirsche blühe zu dieser Zeit nicht vor einem glücklichen Ereignis und kündige einen Todesfall an. Die meisten waren aber der Meinung, daß dies ein gutes Zeichen sei, ein im Herbst blühender Baum verspreche eine freudige Überraschung. Nur was für eine – das blieb zu erraten!

Eines Nachts brach überraschend Frost herein, die Blüten rollten sich ein, welkten. Im Sonnenschein des Tages krümmten sie sich zusammen und färbten sich dunkel. Ein, zwei Tage später war von den späten Knospen nichts mehr übrig. Als hätte der Kirschbaum gar nicht geblüht. Und niemand blieb mehr am Garten stehen, niemand sprach mehr über den Baum.

Aber noch im Winter erinnerten sie sich, daß er geblüht hatte, sowohl Olena Lewkiwna als auch Nykin Iwanowytsch. Und selbst die Kinder hatten dieses Bäumchen in seinem weißen Blütenschmuck noch lange vor Augen. Manchmal liefen sie hinaus und späten zum Rand des Gartens. Neben dem schwarzen wilden Birnbaum stand das kleine Kirschbäumchen, stand dort wie ein schutzloses Kind.

Das Wasser ihres Brunnens schmeckte nicht und war auch nicht sehr sauber, roch sogar etwas. Um die Kuh zu tränken oder einen Schluck zu trinken, nahmen sie es trotzdem. Aber wenn sie einmal besseres haben wollten, ergriff einer – Mychailo oder Taissa – einen Eimer und ging zu Sasont Chrustsch. Er hatte einen tiefen Brunnen, das Wasser war klar und so kalt, daß man nach ein, zwei Schlucken absetzen mußte, weil es einem den Atem verschlug. Zum Wäschewaschen holten sie Wasser vom Teich. Es war weicher, und die Wäsche ließ sich darin besser waschen.

Olena Lewkiwna ging mit dem Schulterjoch und zwei Eimern zum Teich, weil sich eine Menge schmutziger Wäsche angesammelt hatte. Auf dem Steg bei der Mühle blieb sie eine Weile stehen und blickte zum entfernten anderen Ufer hinüber. Der Teich erstreckte sich weithin; es war mit schwarzen Binsen bewachsen, und hinter dem Binsendickicht dehnte sich herbstliches Stoppelfeld. Nackte und traurige Öde wehte von dort herüber, obwohl es im Sonnenschein gebadet war.

Hinter der Mühle bog sie rechts ab. Sie ging den steilen, abschüssigen Pfad hinunter und erblickte hinter Bocksdornsträuchern Nastja Wassyliwna und ihre Mutter Sekleta, die ihre Wäsche spülten.

Sie standen hinter der Mühle am Fuß der Böschung. Da drang von oben Stepan Kuschtas Stimme zu ihnen. Er sprach absichtlich laut, damit man ihn unten am Wasser hören konnte.

„So, Jungs, nun sprecht mal mit euren Lehrerinnen, wenn ihr schon mit mir nicht vernünftig reden wollt!“ Und er rief: „Nastja Wassyliwna! Und Sie, Olena Lewkiwna! Kommen Sie mal her und sehen Sie sich Ihre Schüler an!“

Die Frauen wechselten einen Blick, aber dann gingen sie hinauf. Olena Lewkiwna trug, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend, in jeder Hand einen Eimer und das Schulterjoch einstweilen noch unterm Arm. Die alte Sekleta hörte auf zu waschen und folgte den Lehrerinnen, als wäre sie ebenfalls gerufen worden.

Oben stand Stepan Kushta und hielt in der einen Hand eine Tasche mit Fischen, mit der anderen hielt er Iwan Hunka. Iwan hatte ein breites mongolisches Gesicht, schräg stehende Augen und eine schmale niedrige Stirn, breite Schultern, einen kräftigen Hals, war aber nicht groß. Er ging in die sechste Klasse, deren Leiterin Olena Lewkiwna war. Dreist, keine Spur von Reue im Blick, sah er ihr ins Gesicht.

In einiger Entfernung stand mit schuldbewußter Miene sein Mitschüler Borys Horbokin.

„Sehen Sie hier“, sagte Kuschtsa, und seine Lippen zuckten gereizt. Er war offenbar sehr verärgert und nicht zu Späßen aufgelegt. „Ihr Schüler ist bei einem Diebstahl ertappt worden, vielleicht reden Sie mal mit ihm.“

Iwan zuckte nur schweigend mit den Schultern. Er schien niemand zu fürchten, weder den Fischer, dem er in die Hände gefallen war, noch die beiden Lehrerinnen. Er fühlte sich unangreifbar, im Blick seiner kleinen schwarzen Augen zeigte sich sogar Herablassung.

„Warum hast du uns gerufen, Stepan?“ sagte Nastja Wasyljwna. „Du bewachst doch den Teich, also rede du mit ihnen! Wir haben in der Schule genug Probleme miteinander.“

Iwans Augen blitzten triumphierend auf.

„Was soll das heißen?“ entgegnete der erboste Kuschtsa. „In der Schule ist er Schüler und hier etwa nicht? Hier braucht er wohl nicht zur Räson gebracht zu werden?“

„Das ist deine Sache!“ sagte Kuschtsas Frau.

Iwan fing schallend an zu lachen. Da konnte Olena Lewkiwna sich nicht länger beherrschen.

„Iwan!“ sagte sie. „Dort“, sie tippte mit dem Finger auf seine Brust, „dort, wo die Menschen das Herz haben, wo das Gewissen der Menschen sitzen muß – sitzt da bei dir etwas?“

Iwan schüttelte verneinend den Kopf. Nein, schien er damit sagen zu wollen, ich habe weder ein Herz noch ein Gewissen.

Sie fühlte ihr Gesicht und ihre Lippen heiß werden, ihre Kehle brannte, als hätte sie Pfeffer gegessen.

„Und du . . . Borys?“ wandte sie sich an Horbokin. „Ist es bei dir auch so?“

„Nein, bei mir war das bloß so . . .“ Borys wurde ganz verlegen. „Die anderen sind losgezogen, da bin ich mitgegangen.“

Durch diese Antwort fühlte sich Olena Lewkiwna etwas erleichtert.

„Warum hacken Sie alle auf mir herum?“ stieß Iwan plötzlich böse hervor. „Als wär ich der einzige, der hier schwarz angelt! In Medwynez fischen alle, die Lust dazu haben.“

„Aber der angelt sonst nicht!“ Kuschtsa wies auf Horbokin.

„Der angelt auch noch!“ versicherte Iwan hämisch und wandte sich an Olena Lewkiwna. „Meinen Sie, Ihr Mychailo fischt nicht?“

„Natürlich nicht.“ Abermals stieg ihr die Hitze auf.

„Wenn er noch nicht angelt, dann wird er's noch tun. Hat sich zwei Haken bei mir gekauft, und Angelsehne hab ich ihm auch gegeben. Zum Spielen braucht er die doch bestimmt nicht.“

„Was bist du nur für ein Drecksker!“ Stepan Kuschtsa wurde rot vor Wut. „Warum verleumdest du alle?“

„Ich verleumde niemand“, entgegnete Iwan unbekümmert. „Sind Sie denn besser als ich? Waren Sie nicht auch ein Schwarzangler?“

Kuschtsa holte mit der fischgefüllten Tasche weit aus, wollte zuschlagen, aber Sekleta, die bisher schweigend dabeigestanden hatte, hielt die Tasche fest und wäre dabei fast gestürzt.

„Mutter, misch dich hier nicht ein, sonst . . .“ Er beendete den Satz nicht. Seine Lippen zuckten.

„Lügt der Junge vielleicht?“ Sie trat vor ihn hin, ohne sich einschüchtern zu lassen. „Warst du nicht einmal genauso einer? Warum führst du dich jetzt auf, als hätte man dich von der Kette gelassen?“

„Mama, ich bin hierher gestellt, um für Ordnung zu sorgen. Hundertmal hab ich ihm schon gesagt, er soll sich wenigstens aus dem Staub machen, wenn ich komme. Aber nein, er sitzt da und läßt nicht los, selbst wenn man ihn mit 'ner Nadel in den Hintern piekt . . . Drum hab ich Sie gerufen, damit Sie, die



Lehrerinnen, mit ihm reden und ihn zur Vernunft bringen, aber Sie...“ Er winkte ab, als wollte er mit dieser Geste sagen: Meinetwegen soll alles zum Teufel gehen. Er warf die Tasche in den Teich und herrschte Iwan Hunka an, als speie er ihm ins Gesicht: „Hau ab!“

Der knetete den abgestorbenen Oberarm, an dem der Fischer ihn festgehalten hatte, und sagte wütend: „Warum haben Sie die Tasche weggeworfen? Wer soll die wiederholen?“

Nachdem er alle mit seinen stechenden, bösen Augen angefunkelt hatte, drehte er sich um und entfernte sich langsam schlendernd. Schuldbewußt sah Borys noch eine Weile die Lehrerinnen an. Dann zog er den Kopf zwischen die Schultern und folgte seinem Kumpan.

„Hast ein schweres Brot, Söhnchen“, sagte Sekleta.

„Haben die ein leichteres?“ Er wies mit dem Kopf auf die beiden verstört dreinschauenden Lehrerinnen. Dabei milderte sich der gespannte Ausdruck seines Gesichts, und er lächelte leicht. Er sagte zu Olena Lewkiwna: „Sie müssen schon entschuldigen, hab doch nicht wissen können, daß es so ausgeht, daß der Bursche eine solche Lippe riskiert... Feine Schüler, nach solchen hat man in der Schule keine Sehnsucht... Ich hab schon alles mögliche mitgemacht, aber mit solchen Galgenvögeln würde ich nicht fertig werden.“

„Aber wir“, Olena Lewkiwna nickte Nastja Wassyliwna zu, „müssen mit ihnen fertig werden, wo wir uns schon einmal dazu entschlossen haben. Nur, Stepan, glauben Sie nicht, daß in der Schule alle so sind! Es gibt viele folgsame, gescheite Kinder, die fleißig lernen.“

„Und ob“, bestätigte Nastja Wassyliwna unsicher.

„Aber kann man so einen wieder auf den richtigen Weg bringen?“ fragte Kuschtsa ungläubig.

„Es gibt wahrscheinlich kein normales Kind, das man nicht zur Vernunft bringen kann“, sagte Olena Lewkiwna. „Man

muß nur Zugang zu jedem finden. Denn auch in solch einem jungen Menschen liegt etwas Menschliches, es kann gar nicht anders sein.“

„Jedenfalls hat Mütterchen“, er wies auf seine Schwiegermutter, „allerhand krauses Zeug verkündet.“

„Über dich hat man sich auch nicht wenig erzählt“, brummelte die Alte und ging zum Wasser.

Witali Hryhorowytsch kam gewöhnlich in einem altmodischen Cheviotanzug zur Schule. Der Anzug war stets sorgfältig geplättet, und die Bügelfalten faszinierten durch ihre Geradlinigkeit und Schärfe. Wenn Witali Hryhorowytsch aber im olivgrünen Uniformrock und dunkelblauer Hose erschien und mit laut knarrenden, gewienerten Langschäftern durch den Korridor schritt, für die Schüler keinen, für die Lehrer nur einen kalten, dienstlichen Blick hatte, dann befeiligten sich alle einer strafferen Haltung und unterhielten sich leiser.

Heute kam Witali Hryhorowytsch mit Stiefelhose und olivgrünem Uniformrock, den zwei Ordensspangen zierten. Im Lehrerzimmer verbreitete sich gleich eine angespannte Atmosphäre. Sogar der Sportlehrer Andri Kindratowytsch Sak, der sich immer laut unterhielt, wurde unversehens leiser.

Als sich während der großen Pause fast das ganze Kollektiv im Lehrerzimmer versammelt hatte, erhob sich der Direktor hinter seinem massiven Tisch am Fenster – der Direktor hatte kein Arbeitszimmer – und sagte: „Ich bitte die Kollegen, heute nach dem Unterricht hierzubleiben.“

Witali Hryhorowytsch hatte den ganzen Krieg an der Front mitgemacht, mehrere Verwundungen und zwei Kontusionen erlitten – und das drückte sich sowohl in seinem Äußeren als auch in seinem Verhalten aus. Manchmal vergaß er fast, daß er sich in einer Schule und nicht in der Armee befand, und

behandelte die Schüler wie ein Kommandeur seine Untergebenen.

Nach Beendigung des Unterrichts stand Witali Hryhorowytch wieder hinter seinem Tisch auf und reckte die Brust vor.

„Im Unterrichtsprozeß“, sagte der Direktor, „gibt es keine Belanglosigkeiten. Das weiß jeder von uns.“

Einige Lehrer saßen, einige standen. Der stellvertretende Direktor, Makar Tychonowytch Repta, stand neben dem kleinen Tisch, auf dem die Klassenbücher, Instruktionen, Anweisungen und die Hefte der Schüler lagen; sein gelbliches faltiges Gesicht zeigte Aufmerksamkeit und Konzentration. Als Repta hörte, im Unterrichtsprozeß gäbe es keine Belanglosigkeiten, nickte er zustimmend mit dem kahlen Kopf. Er hatte es sich angewöhnt, selbst dann bestätigend zu nicken, wenn er mit etwas nicht einverstanden war.

„Ich bitte im voraus für meine Worte um Entschuldigung, aber ich habe die Pflicht, sie auszusprechen“, fuhr der Direktor fort, während er die Anwesenden fest ansah. „Von den Schülern fordern wir nicht nur eine gute Lerneinstellung und Disziplin, sondern auch ein ordentliches Äußeres... Von den Schülern verlangen wir es, aber – achten wir selber immer auf uns? Verstehen Sie – wer nicht auf sich selber achtet, hat nicht das Recht, dies von anderen zu verlangen.“

Repta nickte abermals und klopfte sogar behutsam und lautlos mit seinem Kopierstift auf den Tisch.

„Nehmen wir Nykin Iwanowytch“, sagte der Direktor und machte eine Pause.

Fast alle wandten sich dem Kollegen Schkaruba zu.

„Nykin Iwanowytch kann für jeden von uns als Beispiel gelten“, sagte der Direktor und ließ seine Kiefern Muskeln spielen.

„Das kann er wahrhaftig“, entfuhr es Andri Sak, „er hat ja auch Olena Lewkiwna!“

„Haben Sie keine junge Frau?“ fragte der Direktor. „Sie haben eine, und eine hübsche dazu, aber Sie laufen manchmal in der Schule mit aufgeknöpfter Jacke herum, so daß das Unterhemd hervorsieht.“

„Was hat das mit meiner Frau zu tun?“ entgegnete Andri Kindratowysch hitzig. „Die Jacke knöpfe ich manchmal auf, weil ich Sportunterricht erteile!“

„Überall muß Ordnung herrschen“, sagte der Direktor, ohne den Einspruch zu beachten. „Wir dürfen nicht vergessen, daß die Schüler uns genau ansehen und sich an uns ein Beispiel nehmen... Na, und wo gibt's denn das, daß während des Unterrichts gegessen wird? Den Kindern verbieten wir es, sie sollen in den Pausen essen. Und wir selber? Sie nämlich, Pawlo Pawlowytsch...“

Der große, dicke Geographielehrer Pawlo Pawlowytsch Pschenytschny mit dem hervorstehenden Adamsapfel hob erstaunt eine Braue. Sekunden später rutschte auch die andere nach oben.

„Geographie ist natürlich ein kompliziertes Fach“, fuhr der Direktor fort, „bei dem man durch alle möglichen Länder streift, alle möglichen Wunder betrachtet, das strengt an, man bekommt Hunger. Aber – während der Stunde eine Hühnerkeule aus der Mappe zu holen und vor den Schülern...“

„Das war ein Vergehen!“ gestand Pschenytschny und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Nur hab ich mich dabei zum Fenster umgedreht, damit es niemand sieht. Die Schüler haben zu dieser Zeit eine Kontrollarbeit geschrieben, und Sie, Witali Hryhorowysch, haben in einem unglücklichen Augenblick zur Klasse hereingesehen!“

„Gerade im richtigen Augenblick.“ Der Direktor ging nicht auf seinen scherzhaften Ton ein.

„Ich werde es nicht wieder tun“, versprach Pschenytschny und unterdrückte ein Lächeln.

„Ich verstehe“, der Direktor akzentuierte scharf die Worte, „wenn sich ein Kolchosbauer, nachdem er auf dem Feld müde und hungrig geworden ist, hinsetzt und ißt. Aber Sie? Eine Unterrichtsstunde dauert nicht so lange, und schon gibt es wieder eine Pause, dann können Sie Ihre Hühnerkeule im Lehrerzimmer essen, wenn Sie es schon in die Schule mitgenommen haben... Andere Lehrer machen es doch auch so“, setzte er unzufrieden hinzu.

„Wird gemacht!“ versprach Pschenytschny.

„Ich hatte nicht nur den Wunsch, Ihnen das zu sagen“, fuhr der Direktor fort. „Sie, Pawlo Pawlowytsch, scheinen zu vergessen, daß Sie als Lehrer tätig sind, daß an einen Lehrer gewisse Anforderungen gestellt werden... Erklären Sie mir mal, warum Sie im Mantel in der Klasse sitzen? Vielleicht weil Sie unterm Mantel manchmal nur ein Unterhemd tragen, weil Sie vergessen haben, ein Hemd anzuziehen?“

„Das vergesse ich nicht.“ Schwerfällig erhob sich der Geographielehrer. „Zweimal ist das bei mir vorgekommen... Na, ich hatte es sehr eilig und befürchtete, zu spät zum Unterricht zu kommen. Da zog ich rasch nur den Mantel über, und – ab ging's! Deshalb war ich gezwungen, im Mantel zu sitzen.“

Einige lächelten verstohlen.

„Dafür kann es keine Entschuldigungen geben“, sagte der Direktor und streckte die breite Brust noch mehr vor. „Hier ist kein Pferdestall, bitte ich, sich merken zu wollen. An einen Pferdepfleger werden auch Anforderungen gestellt, aber andere, und den Unterschied muß man begreifen.“

„Der ist mir ja klar“, erwiderte Pschenytschny bekümmert. Er setzte sich nicht mehr, lehnte die eckige Schulter an den Schrank, blieb stehen.

Der Direktor verstummte, alle schwiegen.

„Und weiter...“ Witali Hryhorowytsch schob die Rechte

hinter den Saum des Uniformrocks. „Mit Ihrem Schuhwerk ist es das gleiche.“

Die Lehrer richteten den Blick nach unten. Nykin Iwanowytsch war zufrieden – seine schwarzen Schuhe glänzten. Mit einem Seitenblick bemerkte er, daß Olena Lewkiwna errötete, wohl deswegen, weil die Absätze ihrer Schuhe abgelaufen waren und besohlt werden mußten.

„Vorgestern sind Sie, Makar Tychonowytsch“, der Direktor wandte sich an seinen Stellvertreter, dessen Gesicht auf einmal lang wurde, „über den Korridor gegangen, und die Senkel Ihrer Schuhe waren nicht zugebunden, sondern schleiften wie die Barthaare eines Wels über den Fußboden.“

Andri Sak konnte sich nicht beherrschen und prustete vor sich hin. Repta aber bückte sich, für sein Alter überraschend behende, und betrachtete seine Schuhe. Die Senkel waren zu Schleifen gebunden. Er richtete sich bedeutend langsamer wieder auf. Sein Gesichtsausdruck wurde verwirrt und gleichsam beleidigt.

„Tja, und...“ Der Direktor zog die Stirn kraus, schien zu zögern, räusperte sich dann. „Unsere Pionierleiterin Nejšichlib Walentyna...“

Walentyna war ein anmutiges Mädchen, ihre schwarzen Wimpern zuckten leicht, sie tippte an ihr rotes Halstuch und setzte schnell eine aufmerksame Miene auf.

„Sie ist eine Enthusiastin, versteht es, jeden zu begeistern“, fuhr der Direktor fort, „und ich habe an ihr nichts auszusetzen, nur eins... Walja, du bist ein hübsches Mädchen, alle haben dich gern, ich auch, ich achte dich, aus dir wird mal ein tüchtiger Pädagoge, nur... So stark darf man sich nicht parfümieren.“

Walentynas Gesicht wurde rot wie der Herbsthimmel bei Sonnenuntergang.

„Verstehst du mich?“ fragte der Direktor sanft.

„Ja“, antwortete Walentyna heiser.

Aus irgendeinem Grund lachten alle los. Verdutzt blickte die Pionierleiterin um sich; sie konnte sich nicht im geringsten dieses Gelächter erklären. Schließlich ließ sie den Blick fragend auf Oléna Lewkiwna ruhen.

„Weil du so hübsch bist, Walja, haben wir gelacht“, erklärte Olena Lewkiwna.

Die Pionierleiterin schien das nicht zu verstehen, versuchte aber zu lächeln, weil sie Freundlichkeit und Wohlwollen spürte.

„Alle müssen so schön und jung wie Walja Nejishchlib sein“, erklärte der Direktor zum Abschluß dieser nicht ganz alltäglichen Aussprache.

Auf dem Heimweg sagte Nastja Wassyliwna, noch erregt und anscheinend auch nervös, zu Olena Lewkiwna: „Da sitze ich und zittere, daß er auch mich aufruft, weil er an mir eine Unkorrektheit entdeckt hat. Doch nein, ich bin noch einmal davongekommen! Aber wenn man's sich überlegt, hat er doch die Wahrheit gesagt. Denn wir lassen uns mit der Zeit etwas gehen, denken nicht an das, was man nicht vergessen darf. Ich hab Pawlo Pawlowytsch selber im Unterhemd zur Schule kommen sehen. In der Klasse vor den Schülern hat er sich vielleicht in acht genommen, aber als er ins Lehrerzimmer kam und den Mantel aufknöpfte, war ich wie vom Donner gerührt. Ich denke, ich sehe nicht richtig. Die Brust behaart, das Turnhemd mit Sauermilchspeise oder so was Ähnlichem bekleckert.“

Der stellvertretende Direktor wartete, bis alle Lehrer gegangen waren, dann wandte er sich an Witali Hryhorowytsch, der noch die Gehaltslisten durchsehen wollte.

„Was soll denn dabei herauskommen?“

„Wie bitte?“ Verschmitzt zwinkernd, als erwarte er etwas Komisches, sah der Direktor Repta an.

„Autorität, wissen Sie, kann man mit einer einzigen Bemerkung unterminieren. Aber wie soll man sie wieder auf-

bauen? Sie hätten mir das doch auch unter vier Augen sagen können. Als ob ich das nicht verstanden hätte...“

„Lieber Makar Tychonowytsch.“ Der Direktor lachte vergnügt, und die Fältchen um seine Mundwinkel zitterten. „Lassen Sie uns das, was Sie soeben gesagt haben, als Scherz auffassen!“

„Als Scherz?“ Repta runzelte die Stirn und sah den Direktor ungläubig an, dann pflichtete er ihm finster bei. „Meinetwegen soll's ein Scherz gewesen sein.“

Sie begegneten sich am Teich, und obwohl sie sich heute schon in der Schule gesehen hatten, wurde ihm irgendwie heiß.

„Wohin willst du, Mychailo?“ fragte Marika Melnyk und lachte unbekümmert.

„Nach Hause, ich war noch mit den anderen unterwegs.“

„Hast du meine Gänse nicht gesehen?“

„Deine Gänse?“ Mychailo war froh, daß sie weit voneinander entfernt standen und Marika ihm nicht in die Augen sehen konnte. „Nein, die hab ich nicht gesehen.“

„Sie sind wieder irgendwohin abgehauen, dabei ist es schon Abend“, sagte Marika sorgenvoll, ihre Stimme klang jedoch fröhlich.

Mychailo blickte über den weitflächigen Spiegel des Teiches. Ganz hinten schwamm eine Entenfamilie. Auch in der Nähe des dunklen Friedhofs planschten weiße Enten am Ufer.

„Nichts zu sehen“, sagte Mychailo bitter. So bitter, daß ihn Marika, als sie näher kam, verwundert ansah. Er wich ihrem Blick aus und fragte: „Vielleicht sind sie drüben auf der Wiese? Siehst du, dort hinten schimmert doch etwas Weißes. Vielleicht sind das die Gänse.“

„Das scheinen sie zu sein“, sagte Marika, während sie mit zusammengekniffenen Augen zum anderen Ufer hinüber-



spähte. „Ich muß gehen. Es ist schon spät und wird bald dunkel. Wo soll ich sie dann suchen?“

Er wollte sagen, er werde mitkommen und suchen helfen, aber die Zunge gehorchte ihm nicht. Erst als sie schon dem abschüssigen Ufer zuging, an dessen Böschung Unkraut und wilde Pflaumen wucherten, rief er: „Marika!“

Sie blieb sofort stehen, als hätte sie auf diesen Anruf gewartet.

Er lief zu ihr, und obwohl er gar nicht weit zu laufen brauchte, fing er an zu keuchen. „Ich komme mit. Vielleicht finden wir sie zu zweit schneller.“

„Gehen wir!“ Sie freute sich und sah ihn dankbar an. Während sich seine Befangenheit allmählich legte und er sich von seinem Anfall von Wagemut erholte, erzählte sie lächelnd: „Das macht der Herbst, da sind unsere Gänse immer wie aus dem Häuschen, und nicht nur unsere... Gerade sind sie noch durch den Garten gewatschelt, schienen ganz friedlich zu sein, und – hast-du-nicht-gesehen – fangen sie ein Geschnatter an, schlagen mit den Flügeln und fliegen davon. Sie fliegen niedrig, sie können sich nicht hoch in die Lüfte schwingen, weil sie zu schwer sind. Manchmal bleibt eins mutterseelenallein auf der Erde zurück und schreit so jämmerlich, daß es einem ins Herz schneidet und man's kaum anhören kann.“

„Sie wittern, daß die Zugvögel am Himmel dahinziehen, und möchten auch in warme Länder.“

„Klar, sogar die Hausgans zieht's in warme Länder, denn wenn es Herbst wird, strebt alles der Wärme zu...“

Plötzlich blieb Marika verdattert stehen. Eben war Mychailo doch noch neben ihr gewesen, hatten sie sich noch unterhalten, und jetzt – war er verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Ob er das war, der dort in den wilden Pflaumen rumorte? Bewegten sich nicht die Stengel des Unkrauts und die Zweige an dem Baum dort?

Tatsächlich sprang er bald darauf aus dem Gesträuch, eilte zu ihr und hielt ihr eine Handvoll winziger blauer Pflaumen hin.

„Laß sie dir schmecken.“ Er roch stark nach welken Brennnesseln und nach Kletten.

„Die sind ja wie Schlehenfrüchte!“ Lächelnd kostete sie.

„Ich mag sie. Sogar mehr als die aus dem Garten. Wenn ich hier vorbeikomme, pflücke ich mir immer welche.“

Es wurde dunkel. Sie gingen über den Damm, der zum Fischereikolchos führte, dann bogen sie links ab. Vor ihnen breiteten sich Wiesen, die in weiche, gleichsam beseelte Stille gehüllt waren. Weit hinter dem Erlengebüsch, das am Ufer wuchs, schimmerte etwas grau und weiß. Sie gingen darauf zu.

„Wenn du willst“, sagte Mychailo unvermittelt, „trage ich dir 'n Gedicht vor. Über den Herbst.“

„Hast du's selber geschrieben?“ entgegnete sie lebhaft.

„Nein, ein Dichter, Maxym Rylsky.“

Er verstummte, die Aufregung schnürte ihm die Kehle zu. Erstaunt legte Marika ihm die Hand auf die Schulter, damit er sich zu ihr umwandte und nicht vor sich hin auf die Füße sah.

„Fang an!“ sagte sie sanft.

Mychailo seufzte.

„Guck mich nur nicht an“, bat er und begann gedämpft in beseeltem, warmherzigem Ton, der Marika ganz fremd war:

„Die Hirse ist gemäht. Es schweigen Felder, Auen.  
Was einst gewesen, bringen nie zurück  
die kalten Tage mit dem hohen Himmelsblauen.  
Gewesen ist's und scheint schon Augenblick.

Und wieviel Träume wuchsen mit des Frühlings Trieben,  
wie schäumten gleißend sie gleich gold'nem Quell!  
Sie sind zerronnen. Bin allein mit dir geblieben,  
du hoher blauer Himmel, hoch und hell!“

Als er geendet hatte, sah er Marika an. Doch sie wandte verlegen den Blick ab, versank in Nachdenken. Am meisten bangte ihm davor, sie könnte anfangen, ihn zu hänseln, und allein der Gedanke daran verursachte ihm Folterqualen. Schließlich hob Marika den Kopf, sah ihm in die Augen und sagte, wie es schien, leicht wehmütig gestimmt: „Das ist wunderschön geschrieben.“

Er strahlte, als ginge die Sonne über sein Gesicht hin, und ihn überkam eine erregende Zärtlichkeit, weil er das von Marika gehört hatte und weil sie neben ihm ging.

„Ich verstehe nur nicht“, fuhr Marika versonnen fort, „ich verstehe nicht, wie das gemeint ist, daß alles, was einmal gewesen ist, nur als flüchtiger Augenblick in Erinnerung bleibt. Warum nur wie ein Augenblick?“ Fragend hob sie die Brauen. Da er nicht sofort antwortete, fuhr sie fort: „Ich erinnere mich jedenfalls gut an alles, was ich erlebt habe, und würde es von Anfang an erzählen können. Zehn Tage lang würde ich erzählen, und die würden noch nicht reichen . . . Nein, die Vergangenheit ist doch kein Augenblick.“

Mychailo verstand auch nicht recht, was diese Verse eigentlich bedeuteten, doch er sagte: „Ein Augenblick heißt es, weil es sozusagen gar nicht gewesen ist! Das vergangene Leben hat es sozusagen gar nicht gegeben.“ Während er darüber sprach, erschloß sich ihm das erregende Geheimnis fremder Gedanken.

„Das soll gar nicht gewesen sein?“ Sie blickte ihn verständnislos und zugleich vorwurfsvoll an. „Nein, da stimmt was nicht.“ Plötzlich rief sie freudig: „Da, das sind wirklich unsere Gänse! Sieh nur!“

Über das Stoppelfeld kamen in einer Reihe, eine hinter der anderen, Gänse gelaufen. Ihre Kröpfe waren vollgepfropft mit Korn. Die Gänse krächzten und schnatterten friedlich. Als Marika und Mychailo sich ihnen näherten, blieben sie stehen, rückten zusammen und reckten die Hälse.

„Ihr wollt wohl zum Wasser, ihr Gänse?“ fragte Marika. „Na, fahrende Zigeuner seid ihr, Herumtreiber! Ihr werdet schön am Ufer entlang laufen, denn hinter euch her schwimmen können wir nicht. Und daß ihr mir beieinander bleibt und nicht wieder davonflattert!“

Sie trieben die Gänse vor sich her. Mehrmals versuchten diese zum Teich auszubrechen, aber Mychailo jagte sie mit einer langen Gerte wieder auf den grasbewachsenen Pfad. Es wurde immer dunkler, nur im Westen schien hinter den Wolken noch ein mattes Lagerfeuer zu verglühn. Mychailo war ganz ruhig und gar nicht mehr so verlegen, weil Marika neben ihm ging. Von Zeit zu Zeit berührte seine Schulter ihre warme Schulter, dann durchfuhr es ihn heiß. Das war wie ein kleines Geheimnis, das sie beide vereinte. Aber auf keinen Fall würde einer dem anderen etwas davon sagen.

„Hör mal, Marika!“ Mychailo sprach laut und sicher, obwohl er ein Zittern in seiner Stimme nicht ganz unterdrücken konnte. „Ich kenne noch ein Gedicht...“

„Es röten sich schon die Tomaten,  
der Herbst schon durch die Wiesen geht.  
Doch aller Trübsal wir entraten,  
solang das Herz nicht stillesteht.“

Der Astern Blühn, des Himmels Blauen,  
dein Blick, so innig und so rein,  
all das – ich durft es einstens schauen.  
Weiß nicht, wo's mag gewesen sein.“

Mychailo wußte nicht, von was für einer Traurigkeit das Gedicht sprach, sie war ihm fremd und unverständlich. Die ganze Stimmung des Gedichts jedoch gab gleichsam seine eigenen Gefühle wieder, die er nicht besser würde ausdrücken

können. Ihm schien, Marika müßte es unbedingt verstehen. Es war doch wie über sie beide geschrieben.

„Was tut's, daß Herbstens Wunder balde  
vergehn? Noch glühn in gilbend Glut  
Melonen auf dem Feld vorm Walde.  
Wie schlafend des Wächters Hütte ruht.  
Von Furcht gebeugt, der Baum ächzt leise.  
Mein Kind, sie ist nicht schreckenschwer,  
die Stunde unsrer Reise ohne Wiederkehr.“

Er verspürte ein Würgen im Halse, ein Brennen in den Augen. Zutiefst aufgewühlt und von einem stummen, großen Schmerz gepackt, blieb er stehen, um Atem zu schöpfen.

Marika zog mit den Gänsen weiter. Nach einer Weile blieb sie stehen und rief: „Mychailo!“

Das brachte ihn zur Besinnung. Rasch lief er ihr nach und sagte nach einem Blick in ihre forschenden Augen schuld- bewußt: „Schon gut. Alles klar.“

Weiter gingen sie schweigend, als verbände sie, zart wie ein Fädchen Altweibersommer, ein geheimnisvolles Band und als fürchteten sie, es mit einem unbedachten Wort zu zerstören.

Sie gingen auf dem Damm entlang. Zu beiden Seiten schlief schwer und düster der Teich, breitete seine Wasser wie müde gewordene Flügel. Kalter Wind sprang vom Wasser auf, streifte sie und ließ sich erneut aufs Wasser nieder.

Mychailo begleitete Marika bis zu ihrem Garten. Dort blieb er noch eine Weile, unter den Kirschbäumen versteckt, auf der Straße stehen und hörte, wie Marika die Gänse in den Stall trieb, wie die Gänse verschlafen schnatterten, wie Marikas Mutter aus dem Haus kam, etwas fragte und Marika antwortete.

Dann knarrte die Haustür, und es wurde still.

Traurig stieß er sich vom Stamm des nächsten Kirschbaums ab und ging langsam nach Hause.

Iwan Hunka blieb der Schule mehrere Tage fern, und Olena Lewkiwna nahm sich vor, seine Eltern aufzusuchen.

In Medwynez lebten mehrere Hunkas, die alle miteinander verwandt waren. Wenn jemand von den jüngeren Hunkas heiratete, dann ließ er sich in der Nähe seiner Verwandten nieder, und deshalb wohnten sie einer neben dem anderen hinterm Friedhof. Olena Lewkiwna, die sich die Menschen in Medwynez genau ansah, hatte bemerkt, daß alle Hunkas einander auch ähnlich waren. Sie waren nicht groß, aber stämmig, mit großen Köpfen, borstigem pechschwarzem Haar und schräg geschlitzten Augen.

Der Garten zog sich über den Hügel bis zum Teich hin; ein alter Blumengarten mit weit ausladenden Bäumen schimmerte düster im grellen Sonnenschein. Das Haus mochte wohl noch älter als der Blumengarten sein, war aber gepflegt und schmuck. Unterm Dachvorsprung hingen gelbe Maiskolben und rotgoldene Zwiebeln.

Aus dem Stall drangen Gegacker und das hungrige Quicken eines Schweins. Olena Lewkiwna blieb stehen und sah zur Stalltür hinüber. Wenig später flatterten dort zwei Hühner heraus, und hinter ihnen trat, verärgert und zerzaust, Iwans Mutter auf den Hof. Sie ging auf die Lehrerin zu, schien sie aber nicht zu sehen, da trat Olena Lewkiwna zur Seite und begrüßte sie als erste. Die Frau wollte wohl schon weitergehen, schien es sich aber im letzten Augenblick überlegte zu haben, blieb mit einem Ruck stehen und sah die Lehrerin unfreundlich an. In ihrem dunklen Gesicht strahlten überraschend junge Augen.

„Was wollen Sie?“ Sie sah Olena Lewkiwna an, als sähe sie durch sie hindurch. Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sie

sich um und rief nach hinten, zum Stall hin: „Zerreißen soll's euch, platzen sollt ihr! Freßt mich noch lebendigen Leibes auf.“ Sie senkte den Kopf und zeterte etwas leiser weiter, die Worte offensichtlich für Olena Lewkiwna bestimmt: „Ein Jungschwein halte ich und 'ne Sau. Die fressen mich bald mitsamt den Knochen. Aber ich muß sie halten, denn wenn die Sau Ferkel wirft, verkaufe ich sie, und das bringt was ein. Ach, verflucht sollen sie sein!“

Forschend richtete sie den Blick auf Olena Lewkiwna und erkannte sie schließlich; denn ihr Gesicht verzog sich plötzlich zu einem schuldbewußten Lächeln. „Sie – sind von der Schule? Die Lehrerin?“

„Ja, ich bin die Lehrerin“, antwortete Olena Lewkiwna erleichtert.

„Und ich dumme Lysaweta überlege, wer mich da wohl besuchen kommt! Na, wenn's so ist, kommen Sie ins Haus. Es gibt wohl was zu bereden, sonst würden Sie ja nicht gekommen sein.“

Sie wurde freundlicher und wirkte, freundlich geworden, sogleich auch schöner.

Der Fußboden im Haus roch nach frischem Lehm. Lysaweta nahm einen Lappen und wischte die Bank am Tisch ab. Olena Lewkiwna setzte sich. Vor ihr lag ein Berg in der Sonne getrockneter Apfelscheiben.

„Ich weiß, ich weiß schon, weswegen Sie gekommen sind. Brauchen nichts zu erzählen.“ Lysaweta trat neben den Ofen und verschränkte die schweren gelblichen Arme vor der Brust. „Um über Iwan zu reden, sind Sie gekommen, ich weiß . . . Sie müssen sich in der Schule mit einem von dieser Sorte schinden, aber ich mit zweien . . . Sagen Sie, wer hat es schwerer? Natürlich ich. Na, Sie werden sagen, daß Iwan mein Sohn ist, daß ich mich mit ihm abzurackern habe. Aber natürlich . . . Oh, ein Kreuz ist das, ein Kreuz! Und der andere, Andri, was mein

Großer ist – meinen Sie, der ist vernünftiger? Beide tun, als wären sie meine Feinde... Andere Mütter dagegen... Sie wissen ja selber, wie die Kinder anderer Mütter sind. Aber meine? Was denken Sie, was Andri vorhat... Na, er kommt doch diesen Herbst zur Armee, wird bald einberufen. Er hat vor zu heiraten!“

„Kurz vorm Armeedienst?“ warf Olena Lewkiwna ein.

„Ich sage Ihnen doch, daß er ungefähr in drei Wochen einberufen wird!“ Lysaweta schrie es fast heraus. „Und wen nimmt er? So eine, daß man sich schämt, es zu sagen; es ist mir peinlich vor den Leuten. Älter als er ist sie. Ich weiß gar nicht, wieviel, jedenfalls älter. Vor vier Jahren kommt er aber nicht von der Armee zurück. Vier Jahre ist er nicht da! Wozu braucht er sie nur? Brauche ich sie vielleicht hier? Bevor er von der Armee wiederkommt, ist sie 'ne alte Frau, er wird sie nicht wiedererkennen. Ist es nicht so? Wieso verfallen die jungen Burschen von Medwynez nur auf diese Mode, vor der Armee zu heiraten? Ein, zwei Wochen leben sie miteinander, dann geht er dienen, und sie windelt ein Kind, wartet, daß ihr Ernährer heimkommt... Wer wird sie nur zu Verstand bringen?“

„Das Leben wird sie lehren“, sagte Olena Lewkiwna.

„Es wird sie lehren, aber das genügt nicht. Zu spät werden sie zur Vernunft kommen... Ich bin jedenfalls nicht dabei, wenn meiner heiratet. Soll er hingehen, soll er feiern und sich vor der Armee schöne Tage machen, nur die Hochzeit werde ich ihm nicht ausrichten, und ins Haus bringt er sie mir nicht, daß ich sie auf'm Hals habe. Soll sie bei ihrer Mutter hockenbleiben!“

„Aber vielleicht lieben sich die beiden?“

Lysaweta verstummte und sah die Lehrerin erstaunt aus schmalen Augen an, als hätte sie sie nicht verstanden. Nach einer Weile sagte sie: „Was ist das heutzutage schon für eine Liebe bei denen!“



„Die ist schon richtig!“ widersprach die Lehrerin. „Sie sind jung, also wissen sie besser, was ihnen das Herz sagt.“

„Man muß hören, was die Mutter einem rät, dann wird was Gescheites daraus! Was haben die schon für 'n Herz? Jung und grün ist es, in ein ausschweifendes Leben kann es sie führen, aber heraus...“

„Ach, so sollten Sie nicht reden, denn wahrhaftig liebt doch nur die Jugend. Wie sie's verstehen, so lieben sie. Wenn sie älter werden, wenn sie Erfahrung sammeln, dann ist es schon etwas anderes.“

„Meinetwegen etwas anderes, wenn nur Vernunft dabei ist.“

„Manchmal ist es nur Vernunft und gar keine Liebe.“

„Auch das kommt vor“, gab Lysaweta zu. „Vielleicht ist es sogar besser – mit Vernunft. Wenn's nur friedlich zugeht, ohne Zank und Quälerei... Jedenfalls lasse ich sie nicht über die Schwelle, wenn er sie hierher bringt.“

Olena Lewkiwna lächelte ungläubig. „Wenn er sie bringt, dann wird die junge Frau Ihre Tochter, und Sie werden sie lieben.“

„Ich?“ Lysaweta war betroffen.

„Sie werden sie lieb gewinnen wie Ihr eigen Fleisch und Blut... Aber ich bin wegen Iwan hier, um Sie zu fragen, warum er nicht zur Schule kommt.“

„Wenn er nicht kommt, ist's auch nicht nötig“, erklärte sie unbekümmert.

„Wo ist er jetzt?“

„Was weiß ich?“ antwortete sie achselzuckend.

Olena Lewkiwna wußte nicht, ob sie über den Zwischenfall an der Mühle reden sollte. Zwar hatte Iwan dabei die Wahrheit gesagt, daß im Dorf nicht er allein schwarz angelt und die anderen nur nicht erwischt werden. Aber wie er sich benommen hatte... dreist, herausfordernd. Nein, sie wird es der Mutter nicht sagen, denn in der Familie ging es offenbar so zu, daß

selbst der Teufel es nicht aushalten würde. „Er kommt selten zur Schule und lernt so einigermäßen. Wenn er wollte, könnte er gute Leistungen erzielen.“

„Wozu denn nur die ganze Bildung“, brummelte Lysaweta.

„Wie meinen Sie das?“ Olena Lewkiwna verstand nicht.

„Ich meine, daß aus dieser Bildung wenig herausspringt. Ob er lernt oder nicht, er geht doch arbeiten. Wenn man sich's recht überlegt, hat er's ohne Bildung vielleicht sogar noch besser.“

„Inwiefern?“

„Warum denn das Hirn von klein auf traktieren? Mag er seine Gesundheit schonen. Wo nimmt er sie später her?“

„Meine Pflicht ist es, Ihren Sohn zu unterrichten“, erklärte Olena Lewkiwna bestimmt, als sie merkte, daß ihr das Blut ins Gesicht schoß. „Und Ihre Pflicht als Mutter besteht nicht nur darin, ihn zu gebären und ins Leben zu schicken, sondern auch darin, dafür zu sorgen, daß er zu einem vernünftigen Menschen mit einem klaren Kopf heranwächst!“

„Mag schon sein“, sagte Lysaweta unsicher. „Im Krieg hatte ich immer nur gedacht, daß es meine Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß er durchkommt und nicht vor Hunger stirbt. Jetzt ist er groß und kräftig, nun soll er seinen eigenen Kopf gebrauchen, um sich zurechtzufinden.“

„Sie machen es mir schwer, mit Ihnen zu reden“, gestand Olena Lewkiwna offen. „Sie wollen nicht einsehen, daß man Ihnen und Ihrem Sohn das Beste wünscht, Sie behandeln mich, als wäre ich mit bösen Absichten gekommen.“

„Aber nein, mit böser Absicht nicht“, entgegnete Lysaweta großzügig. „Sie sollten vielleicht nur einmal bedenken, daß jedem das Seine zusteht. Ich meine, der Spatz soll kein Milan und der Milan kein kühner Falke sein wollen. Und wieviel Sie meinem Iwan auch eintrichtern mögen, bei ihm wird's doch nicht anschlagen.“

„Warum?“ •

„Weil es jedem schon in die Wiege gelegt ist, was aus ihm wird. Dem einen – daß er hinterm Pflug hergehen soll, dem anderen – daß er sein Leben lang kluge Bücher lesen und vielleicht Schullehrer sein soll. Hab ich nicht recht? Sie denken im stillen vielleicht ebenso.“ Und ihr Blick schien zu sagen, so gehen Sie doch in Gottes Namen schon.

„Ihnen ist es also gleich, wie Ihr Iwan lernt“, sagte Olena Lewkiwna.

„Weil wenig herausspringt aus der Bildung, darum ist es mir gleich. Wie war's denn früher? Hatte früher einer auch nur etwas Bildung, dann genoß er im Dorf Achtung, er war wirklich klüger, besser als die anderen. Und heute? Ob du gebildet bist oder nicht, das ist gleich. Weder diesem noch jenem steht es auf der Stirn geschrieben.“

Es fiel Olena Lewkiwna schwer, die Aussprache fortzusetzen. „Er hat nur ein Leben, nicht zwei. Später kann er sein Leben nicht mehr umkrempeln, nicht mehr neu anfangen. Denken Sie darüber nach, vielleicht verstehen Sie mich dann!“

Endlich schien in ihrem Blick ein Fünkchen Einsicht aufzuleuchten. „Nachdenken werd ich“, versprach sie und seufzte schwer, „nur was dabei herauskommt...“

„Ich wünsche Ihnen jedenfalls das Allerbeste“, sagte Olena Lewkiwna. „Und glauben Sie nicht, daß die Lehrerin zu Ihnen ins Haus gekommen wäre, um Ihnen Böses anstatt Gutes zu wünschen.“

„Jeder versteht das Gute auf andere Art.“

„Mag man es auch auf verschiedene Art verstehen, trotzdem ist es ein und dasselbe.“

Ihre Stimme bebte vor Erregung. Vielleicht ließ gerade das Lysaweta verstummen. Sie stand am Ofen, immer noch die Arme vor der Brust verschränkt. Nur war der Ausdruck ihres Gesichts trauriger geworden, in sich gekehrt.

„Leben Sie wohl“, sagte sie, als Olena Lewkiwna hinausging.

Nykin Iwanowytsch blieb noch bis zum Abend in der Schule, so ging Olena Lewkiwna allein nach Hause. Sie betrat den Hof und blieb plötzlich verwundert stehen. In ihrem Garten rodete eine Frau, tief gebückt, Kartoffeln. Olena Lewkiwna blinzelte heftig, als wollte sie das Trugbild verscheuchen. Sie ging ins Haus, legte die Bücher und Hefte auf die Nähmaschine und sah zum Fenster hinaus. Nein, sie bildete es sich nicht ein, dort grub wirklich jemand!

Da richtete sich die Frau im Garten auf, drehte sich halb um, und Olena Lewkiwna erkannte ihre Nachbarin Fiona.

Völlig entgeistert trat Olena aus dem Haus und ging zu ihr. Die frische Erde roch dampfig feucht. Saubere, frische Kartoffeln lagen zusammengesammelt auf einem Haufen. Olena Lewkiwna blieb stehen, ohne ein Wort zu sagen. Fiona grub noch eine Zeitlang emsig weiter, der Lehrerin den Rücken zugewandt, dann bemerkte sie ihre Anwesenheit und drehte sich um. Ihr Gesicht war angespannt, auch ihr düsterer Blick.

„Wünsche einen guten Tag“, begrüßte Olena Lewkiwna sie. „Ich stehe hier und sehe Ihnen zu...“ Sie beendete den Satz nicht, die Worte wollten ihr nicht recht über die Lippen.

Fiona stand, den Rumpf vorgebeugt, und der düstere Ernst wollte nicht weichen vom Gesicht.

„Ich sehe Ihnen zu und weiß nicht, was Sie eigentlich hier machen...“

„Den Garten grabe ich um.“ Fionas wulstige Lippen öffneten sich kaum.

„Unseren?“

„Ihren, wessen sonst.“

„Und warum?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Was heißt – warum? Will Ihnen helfen.“ Fiona richtete sich endlich auf und verzog vor Schmerz das Gesicht. Offenbar tat ihr das Kreuz weh.

„Aber ich wüßte nicht, daß ich Sie darum gebeten hätte“, sagte die Lehrerin so sanft wie möglich.

„Darum gebeten haben Sie mich nicht, na und? Hab ich kein Gewissen? Und keine Augen im Kopf? Sehe ich vielleicht nicht, daß Sie mit der Arbeit nicht zu Rande kommen?“

„Im Augenblick nicht, aber ich werd's schon noch schaffen!“

„A-ach, Sie werden's schaffen“, entgegnete Fiona ungläubig. „Sie haben so viel zu tun, daß auch vier Hände nicht reichen würden, wenn Sie soviel hätten.“

„Die Kinder helfen mir doch“, gab Olena Lewkiwna zu bedenken.

„Taissa? Mychailo? Gewiß, die helfen, aber die zieht's doch zu ihren Büchern, die werden nicht viel ausrichten. Sehen Sie, die anderen Leute haben ihre Gärten schon in Ordnung, die Kartoffeln eingelagert – die einen in die Keller, die anderen in Gruben. Wir haben schon Nachtfröste. Könnten Sie's sich leisten, daß Ihnen was verdirbt?“

„Natürlich nicht“, gab Olena Lewkiwna zu. „Nur... Wir wollten demnächst selber alle miteinander in den Garten gehen und umgraben...“

„Es bleibt noch genug zu tun.“ Fiona wies auf die noch nicht umgegrabenen Beete.

„Haben Sie Ihren Garten denn schon in Ordnung?“

„Was ist das schon für mich?“ sagte Fiona. „Ich muß doch nicht zur Schule. Ich bleibe ein, zwei Tage zu Hause – was bleibt dann noch übrig?“

„Sehen Sie...“ Olena Lewkiwna seufzte beklommen. Es war ihr immer noch peinlich, daß Fiona in ihrem Garten arbeitete.

„Ihre eigene Arbeit lassen Sie liegen und kommen mir helfen.“

„Entschuldigen Sie nur, wenn's nicht so ganz richtig ist.“ Aufs neue stieß sie den Spaten in die Erde.

Olena Lewkiwna ging ins Haus und bereitete das Abendessen, dachte dabei aber die ganze Zeit über Fiona nach.

Als die Kinder kamen, beauftragte sie sie, Säcke zu nehmen und die Kartoffeln in den Keller zu tragen, aber die Säcke nur zur Hälfte zu füllen.

Als die Abenddämmerung anbrach, ging sie wieder zu Fiona.

„Es wird schon dunkel, nun ist es aber gut“, brachte sie mühsam hervor. „Den Rest roden wir selber. Vielen Dank!“

„Wenn's gut ist, dann ist's gut“, sagte Fiona. „Aber zu bedanken brauchen Sie sich nicht. Ich hab Ihnen zu danken.“

„Wofür denn nur?“

„Dafür, daß Sie mich nicht fortgeschickt haben...“

„Aber was reden Sie da“, erwiderte Olena Lewkiwna fast stöhnend. „Kommen Sie mit uns Abendbrot essen!“

„Ich esse zu Hause“, erwiderte Fiona.

Olena Lewkiwna forderte sie nicht noch einmal auf. Wahrscheinlich würde sich Fiona jetzt von keiner Macht dazu bewegen lassen, ihr Haus zu betreten.

Fiona säuberte den Spaten und nahm ihren Eimer – sie hatte ihren eigenen von zu Hause mitgebracht. Sie hatte sich schon zum Gehen gewandt, den ersten Schritt gemacht, als sie noch mal stehenblieb.

„Wissen Sie, was ich oft denke?“ Sie sah die Lehrerin nachdenklich an, und untröstliche Trauer lag in ihrem Blick. „Daß Gott mich gestraft hat, indem er meinen Wassyl zu sich nahm.“

„Aber aus welchem Grund hätte er Sie strafen sollen?“

„Den gab es“, antwortete sie. „Ich, seine Mutter, war der Grund. Ich hatte Menschen Unheil gewünscht... Haben Sie das vergessen? Anderen hab ich's gewünscht und über mich selbst heraufbeschworen. Mein Lebtage werd ich mir nicht verzeihen, daß ich mich dazu hab hinreißen lassen, Ihr Haus anzuzünden... Aber ich hab noch ein Kind, also muß ich leben. Muß ich doch, nicht wahr? Damit ihm nichts Böses widerfährt.“

Trotzdem, wo hat man so was schon erlebt: Kinder büßen für die Sünden der Mutter.“

Erschöpft wandte sich Fiona ab und stapfte langsam durch den umgegrabenen Garten. Mühsam setzte sie ein Bein vors andere, als wüchsen sie bei jedem Schritt im Erdreich fest, müßten losgerissen werden und wüchsen wieder fest... Die Kinder trugen die Kartoffeln in den Keller, sie lachten dabei fröhlich, und dieses sorglose Lachen erschien der Mutter unwirklich und fern.

An einem klaren Sonntagmorgen kam Warka zu Besuch.

Weiß wirkte die schwere Herbstluft in den milchigen Sonnenstrahlen. Webfäden des Altweibersommers hingen im Unkraut am Brunnen und glitzerten von Tautropfen. Im Garten unterm Birnbaum glänzten dunkel die blankgewaschenen Kürbisse. Der wolkenlose Morgen verhieß einen ebenso wolkenlosen Tag.

Warka sah Nykin Iwanowytsch im Garten am Gemüsekel­ler arbeiten – er deckte ihn für den Winter mit Sonnenblumenstengeln und Maisstroh zu –, ging zu ihm und begrüßte ihn mit sanfter, leiser Stimme. So sprechen die Frauen des Dorfes nur an großen Feiertagen. Nykin Iwanowytsch maß sie mit leicht verwundertem Blick und staunte noch mehr. Denn Warka, die sonst immer ziemlich schmutz­delig herum­lief, hatte sich heute festlich gekleidet, und ihr Gesicht, auf das Rouge aufgelegt war, strahlte feierlich und glücklich.

„Haben Sie sich heute, weil Sonntag ist, so hübsch gemacht?“ fragte Nykin Iwanowytsch höflich.

„Kann schon sein“, antwortete Warka. „Vielleicht weil Sonntag ist. Ist Ihre Frau zu Hause? Olena Lewkiwna?“

„Nein, sie ist noch vor Sonnenaufgang zum Markt in die Stadt gefahren. Hat alles mögliche einzukaufen.“

„Schade!“ Warka seufzte tief.

„Warum?“

„Ich hatte sie sprechen wollen und Sie... Aber, Nykin Iwanowytch, vielleicht kommen Sie auch allein? Ich bitte Sie zu mir!“

„Was gibt's denn? Was hat das für einen Grund?“

„Keinen besonderen. Einfach so... Bei uns ist gerade ein Wanderfotograf... Vielleicht erinnern Sie sich noch, der ist neulich schon einmal in Medwynez gewesen. So 'n langer Dürrer im Ledermantel.“

„Ja, hab ihn wohl gesehen.“

„Die ganze Familie hat sich schon fotografieren lassen, und nun wollte ich Sie bitten, sich mit uns gemeinsam fotografieren zu lassen.“

„Wieso denn ich mit Ihnen?“ fragte Nykin Iwanowytch verständnislos.

„Na, Sie sind keine Medwynezer, sind zugezogen und ziehen eines Tages vielleicht wieder fort. Da möchten wir gern ein Andenken an Sie haben... Genieren Sie sich nicht, Nykin Iwanowytch, lassen Sie sich von mir die Wahrheit sagen: Sie und Olena Lewkiwna sind gute Menschen, solche gibt's wenig auf dieser Welt, und mit uns auf einem Bild, würden Sie gewissermaßen in unserer Familie bleiben. Ich lasse das Bild dann verglasen und hänge es mir an die Wand. Für alle Zeiten würden Sie dann bei uns sein, als hätten Sie uns nie verlassen. Meine Bengels sollen Sie anschauen und denken, ihr Lehrer läßt sie nie aus den Augen.“

Nykin Iwanowytch war verdattert. Was sollte er antworten? Die Bitte abschlagen – das war unmöglich.

„Also gut“, sagte er. „Aber ich werde mich wohl erst umziehen müssen. Sehen Sie...“ Er trug die alte Hose und die Jacke, die er immer anzog, wenn er im Stall arbeitete.

„Ach, das geht schon so“, sagte Warka, über die Zusage erfreut.



„Nein, ausgeschlossen“, erwiderte Nykin Iwanowytsh.

Er ging ins Haus, um sich umzuziehen.

„Papa, wozu ziehst du dich denn um? Wohin willst du denn?“ fragte Mychailo ein wenig spöttisch.

„Das ist wegen...“ Der Vater wurde verlegen. Während er sich vor dem Spiegel am Kleiderschrank den Schlips band, erklärte er, wohin er gehen wollte.

„Na, so was!“ Mychailo lachte.

Als Warka Nykin Iwanowytsh aus dem Haus treten sah, wurde sie plötzlich rot.

Der Fotograf saß vor Warkas Haus auf der Bank, auf der eine große Schüssel mit Äpfeln und Birnen stand. In jeder Hand hielt er einen angebissenen Apfel – einen Antonowka und einen Pepinka. Warkas drei Mädchen standen in einiger Entfernung und betrachteten den Fotografen neugierig. Großvater Lushar saß auf einem Strohhaufen, den knorrigen Kirschstock auf die Knie gelegt, und Mykola strich um das dreibeinige Stativ herum, das mitten im Hof stand. Alle waren festlich gekleidet, und Großvater Lushar, der sein abgetragenes Jackett und seine Soldatenbluse trug, hatte seine Schuhe tüchtig gewachst, so daß sie blitzten und blinkten.

Als der Fotograf Warka erblickte, legte er die beiden angebissenen Äpfel beiseite, nahm einen neuen, musterte ihn von allen Seiten und ließ ihn in der Tasche verschwinden. Nykin Iwanowytsh betrachtete er ein wenig skeptisch mit zusammengekniffenen Augen. Als er aufstand, sah man, daß er zwei Köpfe größer als der Lehrer war und so mager, daß einen sein Anblick jammerte.

„Haben Sie ihn also mitgebracht?“ fragte er Warka.

„Ja, da ist er.“ Warka unterdrückte ein verlegenes Lächeln.

„Sie müssen schon entschuldigen, daß wir Sie so lange aufhalten und Ihnen soviel Scherereien machen, aber wir wollten doch so gern, daß sich Schkarubas, daß sich Nykin Iwanowytsh mit

uns fotografieren läßt. Olena Lewkiwna ist leider nicht zu Hause, aber das klappt vielleicht ein andermal, wenn Sie wieder zu uns kommen.“

Der Fotograf nahm die Schüssel mit den Birnen und Äpfeln von der Bank und stellte sie beiseite.

„Sie setzen sich hierher!“ Er plazierte Nykin Iwanowytsh in die Mitte. „Und Sie, Großvater“, er winkte den alten Lushar herbei, „kommen mal hierher, setzen sich rechts daneben.“

Großvater Lushar erhob sich mühsam und trat langsam an die Bank. Sein schütterer, gelbgerauchter Schnurrbart hing kläglich über seinen Mund. Unbeholfen setzte er sich, rückte bis an den äußersten Rand der Bank von dem Lehrer ab.

„Näher heran, näher!“ sagte der Fotograf gebieterisch. „Großvater, sonst kommen Sie nicht mit aufs Bild, und niemand sieht Sie.“

„Das wäre auch nicht schlimm“, erwiderte der Großvater, rückte aber näher.

„Sie setzen sich links daneben.“ Der Fotograf nahm Warka an die Hand und zeigte ihr, wohin sie sich setzen sollte. Als sie ebenfalls ans äußerste Ende der Bank rutschte, zog er sie mit Gewalt an den Lehrer heran.

Dann trat er einige Schritt zurück, betrachtete die drei mit halb zugekniffenen Augen, versuchte sich vorzustellen, wie sie auf der Aufnahme aussehen würden.

„Du“, er zeigte auf Mykola, „stell dich seitlich hinter den Lehrer!“

Mit finsterer Miene ging Mykola hinter die Bank und blieb hinter der Mutter stehen. Sein grobgeschnittenes Gesicht war vor Verlegenheit rot angelaufen.

„Die Mädchen setzen sich vor der Bank auf die Erde!“

Gehorsam setzten sich die Mädchen auf einen vor der Bank ausgebreiteten Sack. Natürlich nicht so, wie es dem Fotografen vorschwebte. Also ging er zu ihnen, hob ihre Köpfe an und schob

sie einander näher. Dann trat er erneut einige Schritte zur Seite und musterte sie.

„Könnte ruhig schneller gehen“, murrte Mykola.

Ohne sich umzudrehen, sagte Warka barsch: „Willst du noch lange quengeln? Sowie wir fotografiert sind, werden wir ein Wörtchen miteinander reden...“

„Meinetwegen... Haben ja sogar Großvater vom Ofen geholt...“

„Natürlich hab ich ihn heruntergeholt, du Nichtsnutz. Damit du wenigstens ein Andenken an deinen Großvater hast. Das erste Mal wirst du zusammen mit Großvater fotografiert, das erste Mal, und du nörgelst noch herum! Solltest dich vor Nykin Iwanowytsch schämen!“

„Ist ja schon gut“, murmelte Mykola friedlich. „Mit euch zu streiten hat sowieso keinen Sinn.“

„Jetzt langt's aber!“ herrschte der Fotograf ihn an. „Seit wann lehrt das Ei die Henne?“

Ein Mädchen prustete vor Lachen los.

Der Fotograf bückte sich hinter dem Stativ und zog sich ein schwarzes Tuch über den Kopf. Er stellte etwas ein, dann streifte er das Tuch vom Kopf und ging auf die Gruppe zu.

„Steh nicht so krumm!“ sagte er zu Mykola. „Und ihr, Mädchen, rückt dichter zusammen! Und lächelt! Guckt nicht so finster! Ihr müßt fröhlich sein. Und Sie, gute Frau, pressen Sie die Lippen nicht so fest aufeinander! Das sieht nicht gut aus.“

Abermals verschwand sein Kopf unter dem Tuch, abermals war er unzufrieden.

„Fröhlicher!“ gebot er mit munterer Stimme. „Und Sie, Kollege Lehrer, den Kopf auch etwas höher! Brust raus!“

Endlich gab er das Kommando: „Achtung, Aufnahme!“

Er hob die Hand, und alle beobachteten starren Blickes, wann er sie wieder senkte. Dabei wurden ihre Gesichter wieder

todernst. Nur Nykin Iwanowytsch bewahrte seinen ruhigen, gutmütigen Ausdruck. Der Fotograf ließ etwas klicken und nahm die Hand herunter. Da waren die kleinen Kinder zuerst sogar enttäuscht, weil alles schon vorbei war.

Kaum hatten sie sich von der Bank erhoben, kam Jawdoschka auf den Hof gelaufen. Sie hatte sich ein buntgeblühtes Kopftuch umgebunden, dessen lange Fransen auf der Brust und auf dem Rücken tanzten, und trug ein hellblaues Seidenkleid, in dem sie wohl noch niemand gesehen hatte. Ihre Beine und sogar ihre Ellenbogen zitterten – das lag an den neuen, hochhackigen Schuhen, die sie erst vergangenen Sonntag gekauft hatte.

„Jetzt sind Sie also bereit“, sagte der Fotograf zu ihr. Offenbar war Jawdoschka schon einmal hier gewesen. Er musterte sie mit zusammengekniffenen Augen und schnalzte mit der Zunge. „Eine Naturschönheit!“

Mykola zog eine Grimasse und grinste. Warka betrachtete ihre junge Nachbarin voller Bewunderung. Sie so hübsch zu sehen, hatte sie nicht erwartet.

„Wohin soll ich mich stellen?“ fragte Jawdoschka, sie strahlte vor Zufriedenheit.

„Vielleicht nehme ich Sie im Sitzen auf?“ fragte der Fotograf.

„Ich möchte im Stehen fotografiert werden“, antwortete Jawdoschka und überlegte. „Oder bin ich auch ganz zu sehen, wenn ich sitze?“

Sie bangte, daß ihre neuen Schuhe nicht mit aufs Bild kommen würden.

„Ganz“, sagte der Fotograf zu ihrer Beruhigung.

„Dann fotografieren Sie mich im Sitzen“, erwiderte Jawdoschka froh.

Nykin Iwanowytsch hätte schon gehen können, aber er blieb noch. Vielleicht weil er Jawdoschka noch nie so glücklich gesehen hatte.

Jawdoschka setzte sich auf die Bank, schob den linken Ärmel etwas zurück. Alle erblickten nun eine Uhr mit schwarzem Armband. Jawdoschka drehte den Arm so, daß die Uhr zu sehen war.

„Aufnahme!“ rief der Fotograf, das Tuch überm Kopf, und streckte seine lange Hand mit den gelben Fingern in die Höhe.

Die Mädchen, die an der Seite standen, bekamen im Augenblick steinerne Gesichter. Auch Jawdoschkas Gesicht wurde starr, und die tiefe Röte darauf wirkte plötzlich unecht. Nur Mykola zog eine spöttische Miene. Er wußte, daß sich Jawdoschka die alte Uhr ihres Vaters, Sasont Chruschtsch, umgebunden hatte, die seit langem nicht mehr ging.

Endlich war auch Jawdoschka fotografiert. Sie atmete auf, obwohl sie ebenfalls etwas enttäuscht war, daß alles so schnell vorbei war. Als sie aufstand, kippelten ihre Beine wieder in den engen hochhackigen Schuhen. Alles war überstanden, und Warka eilte geschäftig hin und her. Sie nahm die Schüssel mit den Äpfeln und Birnen und brachte sie dem Fotografen – er sollte sie alle mitnehmen. Der Fotograf steckte sich mehrere Äpfel in die Tasche, lehnte die übrigen aber ab, da er sie nirgends mehr unterbringen könne.

„Vielleicht gebe ich Ihnen einen Beutel, ja?“ fragte Warka.

„Ein andermal“, sagte der Fotograf abwehrend. „Wenn ich Ihnen die Bilder bringe, dann nehme ich die Äpfel mit.“

„Dann werden Sie's vergessen . . .“

„Wenn Sie's nur nicht vergessen! Falls Sie nicht mehr daran denken, erinnere ich Sie daran.“

Er packte seine Siebensachen zusammen und verließ den Hof. Neugierig liefen Warkas Mädchen hinter ihm her zu den anderen Leuten, die er noch fotografieren wollte.

Schnell verließ auch die glückliche Jawdoschka in ihrem farbenfrohen Tuch den Hof.

Großvater Lushar ging, mit einem Seitenblick auf das un-

gewohnte fröhliche Treiben, zu dem Strohhaufen zurück, setzte sich und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„So nehmen Sie wenigstens Äpfel von uns mit!“ Warka steckte Nykin Iwanowytsch Äpfel in die Taschen. „Ich hab Sie doch von der Arbeit weggeholt, Ihnen Umstände gemacht.“

Der Lehrer begab sich ebenfalls nach Hause, und die aufgeregte Warka, die leere Schüssel in der Hand, begleitete ihn, wobei sie unaufhörlich auf ihn einredete. „Mein Vater ist schon alt, sehr alt sogar. Na, und da schickt uns der Herrgott diesen Fotografen ins Haus. Jetzt lassen wir uns alle miteinander fotografieren, hab ich mir gedacht. Denn eines Tages wird der Vater sterben, er lebt ja nicht ewig. Aber dann schaue ich mir das Bild an, sehe uns einträchtig beieinandersitzen und werd meinen Augen nicht trauen, daß es wirklich so gewesen ist. . . Vielleicht schauen es die Kinder später auch einmal an, vielleicht geht ihnen dabei was auf. . .“

Bis zum Garten begleitete sie ihn und redete und erzählte und bedankte sich fortwährend. Sie war immer noch gerührt, ganz aufgeregt. Und während er ihr zuhörte, entdeckte er in ihr einen neuen Menschen, der ihm bislang nicht aufgefallen war, einen Menschen mit einer eigenen Innenwelt, in der er noch nicht alles verstand, weil er ihr vorher nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Deshalb fühlte er sich dieser Frau und sich selbst gegenüber seltsam schuldig.

Die Arbeit am Gemüsekeller im Garten mußte weitergemacht werden, aber sie wollte Nykin nicht recht von der Hand gehen. Ihm stand noch die ganze Szenerie des Fotografierens vor Augen, und ihm gingen Warkas Reden nicht aus dem Sinn. . . Er sah sich in Warkas Garten, im Kreis ihrer Kinder neben Großvater Lushar, sah sich auf der künftigen Fotografie, und eine große Freude überkam ihn. Freude darüber, daß man sie achtete, daß man ihnen dankbar war. Also wird ihre Arbeit

doch nicht umsonst gewesen sein, werden ihre Bemühungen in den Herzen der Menschen dennoch ein Echo finden.

Zuerst trugen die Beine Mychailo wie von selbst, aber je näher er Marikas Haus kam, desto mehr sank sein Mut. Als er schließlich das vertraute Dach unter den Eschen sah, begann er sogar zu frösteln. Doch er bezwang seine Unsicherheit und ging auf den Hof. Am Zaun tummelten sich die Gänse; sowie der Gänserich Mychailo erblickte, stürzte er sich, den Hals tief vorgereckt, auf ihn und zischte so wild, als stieße er komprimierten Dampf aus der Kehle; dann kehrte er mit triumphierendem Geschnatter zu den Gänsen zurück, die ihrerseits erfreut schnatterten.

Auf diesen Lärm hin schaute Marika aus der Haustür. Sie wunderte sich nicht im geringsten, als sie Mychailo gewahrte, schien ihn geradezu erwartet zu haben.

„Marika!“ begann er kühn, hielt aber sogleich inne. „Marika...“, wiederholte er noch einmal und fragte, von sich selbst ganz überrascht: „Was machst du jetzt?“

„Bohnen auspalen.“

Mychailo trat näher. Auf dem Fußboden im Flur lagen auf Sackleinen ein Berg enthülster verschiedenfarbiger Bohnen und daneben ein Berg Bohnenpflanzen mit prallen Schoten.

„Die sollst du alle knacken?“

„Mutter hat gesagt – alle. Hilfst du mir?“

Sie ging in den Flur und beugte sich über das Sackleinen. Mychailo kniete sich neben sie und fing an, die Bohnen aus den Schoten zu palen.

„Ich wollte dir nur sagen“, begann er mit belegter Stimme und verstummte.

„Na was?“

„Ein Fotograf ist in Medwynez... Vielleicht gehst du hin und läßt von dir ein großes Foto machen?“

Er verschwieg, daß er sie zuerst hatte fragen wollen, ob sie sich mit ihm fotografieren lassen wolle. Aber weshalb sollte sich Marika mit ihm fotografieren lassen? Sie allein – das war etwas ganz anderes.

„Wirklich?“ Sie freute sich, als wäre ihr ein Wunder verkündet worden.

„Klar... Bei Warka Lushar ist er gewesen, und Warka ist sogar zu uns gekommen und hat meinen Vater geholt, um sich mit ihm gemeinsam fotografieren zu lassen... Gehen wir?“

Die Haustür hatte sich geöffnet, und auf der Schwelle stand Marikas Mutter. Unterm Kopftuch sah eine Strähne vorzeitig ergrauten Haars hervor.

„Wo willst du hin, Töchterchen?“ fragte sie. Offenbar hatte sie ihre ganze Unterhaltung mit angehört. „Wer soll denn die Bohnen enthülsen? Immerzu willst du nur herumtollen. Keinen Schritt gehst du aus dem Haus, bis das erledigt ist!“ Sie wies mit dem Kopf auf die Schoten.

„Mama!“ sagte Marika nur flehentlich.

„Wir machen es nachher“, setzte Mychailo hinzu.

„Töchterchen“, sagte die Mutter abermals streng, „ich will, daß aus dir etwas Vernünftiges wird. Aber was soll aus dir werden, wenn du nichts anderes als Herumtollen im Sinn hast? Am Ende wirst du auf mich schimpfen, weil ich dich nicht zur Vernunft gebracht habe... Also erst die Arbeit und dann das Vergnügen.“

„Aber dann kann er schon weg sein, der Fotograf“, gab Mychailo zu bedenken, weil Marika bekümmert schwieg.

„Das wäre auch kein Unglück“, erwiderte die Mutter, und die Tür schloß sich hinter ihr.

Was blieb ihnen anderes übrig – sie machten sich über die Bohnen her. Mychailo dachte schon, er hätte besser daran getan, nicht zu Marika zu laufen und ihr keine Unannehmlichkeiten zu machen.



„Sind die Gänse noch einmal fortgeflogen?“ fragte er.

„Sie fliegen immer wieder“, antwortete Marika unbestimmt.  
„Aber nur ein Stück. Weit fliegen sie nicht mehr.“

„Es ist schon bald Winter“, sagte er.

Vor seinem geistigen Auge erstand wieder der frühe Abend, an dem sie die Gänse suchen gegangen waren und er ihr Gedichte vorgetragen hatte. Prüfend sah er Marika an. Vielleicht erinnerte sie sich jetzt auch an jenen Abend?

Marikas Gesicht jedoch war traurig, und ihre Augen unter den langen Wimpern schimmerten feucht.

„Marika“, sagte er gedämpft. „Marika . . .“

Sie bewegte die Brauen, als wollte sie fragen: Was ist?

„Weißt du noch . . .“ Er verstummte. Dann gab er sich einen Ruck. „Vielleicht soll ich dir wie neulich ein Gedicht vortragen?“

„Meinetwegen.“ Ihre Stimme klang fremd.

Mychailo lächelte mit steifen Lippen.

„Der Herbst nach Tabak duftet lind,  
nach Äpfeln, dünnen Nebel er spinnt,  
und frische Astern wiegt sacht der Wind,  
auf rotem Kies ihre Glut gerinnt.“

Im Gras die Grille, ein Wichtelkind,  
die Fiedel spielt. Wozu Frühlingwind,  
wenn still und reif wir geworden sind,  
den Kopf schmückt der Weisheit Silbergebund?“

„Tja-a“, sagte Marika.

Er sah sie forschend an. Marika zuckte nur, wie entschuldigend, mit den Achseln und sagte kein Wort mehr. Ihr Gesicht wahrte solch einen seltsamen, entrückten Ausdruck, daß ihm plötzlich die Lust verging, sich selbst auf die Stimmung des

Gedichts einzustellen und Marika in diese Stimmung zu versetzen.

Nachdem sie mit der Arbeit fertig waren und Marika ihr neues Kleid angezogen hatte, liefen sie auf die Straße. Aber wo sollten sie den Fotografen suchen? Sie beschlossen, zum Kolchosbüro zu gehen und sich dort nach ihm zu erkundigen; denn ein Wanderfotograf war im Dorf schließlich eine auffällige Erscheinung, und jeder würde wissen, wo er sich aufhielt.

„Bist du deiner Mutter nicht böse?“ fragte Mychailo.

„Natürlich nicht, sie hat ja recht.“

„Weißt du was“, endlich wagte Mychailo es zu sagen, „vielleicht lassen wir uns beide zusammen fotografieren, ja?“ Strahlend sah er sie an und wartete auf ihre Antwort.

„Zusammen?“ fragte Marika erstaunt zurück.

Mychailos Herz krampfte sich zusammen, und seine Ohren wurden zwei Paprikaschoten ähnlich.

„Gut“, sagte Marika, ohne ihn anzusehen.

Leicht und froh wurde ihm da zumute, wie neulich am Teich, auf den abendlichen Wiesen, als sie die Gänse gesucht hatten.

Sie erreichten die Straße, die zum Kolchosbüro führte. Von hinten näherte sich ihnen langsam das Gebrumm eines Lastautos. Als das Auto schon an ihnen vorüberfuhr, sah Mychailo, daß auf dem Wagenkasten, den Rücken ans Fahrerhaus gelehnt, ein Mann saß, der ein Stativ in der Hand hielt. Es war der Fotograf.

„Er fährt schon weg!“ sagte Mychailo bestürzt.

Marikas Freude erlosch augenblicklich. Traurigkeit verdüsterte ihr Gesicht.

Das Lastauto entfernte sich, da stürzte Mychailo ihm nach und rief: „Wann kommen Sie wieder?“

Er rannte und rief und rannte, aber das Auto entfernte sich immer mehr. Interessiert betrachtete der Fotograf den Jungen, konnte aber nicht verstehen, was der hinter ihm herrief.

Brennende Kränkung und Verzweiflung im Herzen, blieb Mychailo stehen. Als er sich nach einer Weile umdrehte, war Marika nicht mehr da.

Die Schule half dem Kolchos jedes Jahr, weil stets irgendwo fleißige Hände gebraucht wurden. Entweder hatte man die Rüben vorm Frost noch nicht roden oder die Kartoffeln nicht rechtzeitig einmieten können. Die Vorsitzende kam zum Schuldirektor, zu Witali Hryhorowytsch, gelaufen: Hilf uns aus der Patsche! Dann holten der Direktor und die Lehrer die Klassen zusammen, und gemeinsam ging es aufs Feld.

Dieses Jahr fiel der Herbst trocken und warm aus, da konnten die Rüben und auch die Kartoffeln noch rechtzeitig geerntet werden. Statt dessen schienen die Sonnenblumen vergessen worden zu sein, also bat der Kolchos wieder die Schule um Hilfe. Drei Tage arbeiteten die Lehrer mit den Schülern auf dem Feld, drei Tage schnitten sie Sonnenblumen und fuhren sie mit den Fuhrwerken zum Kolchos. Auch der stellvertretende Direktor war dabei, er redete kein Wort und krümmte sich vor Kälte; auch Pawlo Pawlowytsch Pschenytschny half mit, die Kinder umdrängten ihn und lachten, weil er die ganze Zeit Witze riß und Anekdoten erzählte.

Am ersten Tag kamen fast alle Schüler, am nächsten schon weniger und am dritten noch weniger. Olena Lewkiwnas sechste Klasse hielt offenbar am besten zusammen. Gewiß verspürte auch manch einer von ihnen keine besondere Lust, auf dem Feld zu frieren und sich fortwährend die klammen Hände mit Pusteln zu wärmen, aber sie hatten ihre Lehrerin gern und wollten ihr Ärger ersparen.

Iwan Hunka war weder am ersten noch am zweiten Tag dabei und ließ sich erst am dritten Tag mittags blicken. Die Schüler hatten gerade neben dem Sonnenblumenschlag ein Feuer angezündet, wärmten sich daran, und jeder aß zu Mittag, was er

von zu Hause mitgebracht hatte. Plötzlich rief jemand: „Seht mal, Iwan Hunka kommt!“

Der stellvertretende Direktor, Repta, lächelte mit bläulichen Lippen und sagte: „Spät kommt er, doch er kommt.“

Iwan Hunka stapfte mit schweren Schritten über den gepflegten Acker. In einiger Entfernung blieb er stehen und schwenkte etwas in der Luft.

„Was schwenkt er dort?“ Repta kniff die kurzsichtigen Augen zusammen.

„Einen Hasen oder so was“, antwortete Olena Lewkiwna verständnislos. Woher konnte der Junge den Hasen haben?

„Hurra, ein Hase!“ riefen die Schüler. Einige lösten sich aus der Gruppe und stürmten querfeldein Iwan entgegen, der immer noch seine Beute schwenkte.

Mychailo wollte auch mitlaufen, sah aber die Mutter an und blieb am Feuer, obwohl seine Beine vor Ungeduld zuckten.

Die Schüler umringten Iwan, so daß die Lehrer ihn nicht sehen konnten. Repta rief Borys Horbokin zu sich und befahl ihm, Iwan zur Gruppe zu holen.

Bald darauf kam Iwan, von mehreren Schülern umringt, zum Feuer. Er war hochrot im Gesicht, seine Augen sprühten Funken. Den Hasen trug er an den Ohren mit ausgestrecktem Arm vor sich hin, damit alle ihn gut sehen konnten. Er fühlte sich als Held.

„Wo hast du denn den gefangen?“ fragte Pschenytschny, der eine Schwäche für Sensationen hatte.

„Ich gehe da so durch die Rüben“, antwortete Iwan schwer atmend, „hab einen Stock in der Hand ... und da sitzt er ... schläft. Ich konnt's einfach nicht glauben. Wumm, eins übern Schädel, und er rührt sich nicht mehr. Dann noch mal, sicherheitshalber.“

„Du spinnst!“ Pschenytschny glaubte ihm nicht.

„Hunde spinnen“, entgegnete Iwan mit Würde.

„Laß ihn mal anschauen“, sagte Pschenytschny und nahm Iwan den Hasen ab.

„Der kann noch einmal zu sich kommen“, sagte Borys Horbokin. „Du hast ihn bloß betäubt. Wenn du ihn auf die Erde legst, kommt er wieder zu sich, und – weg ist er.“

„Glaube ich nicht“, entgegnete der glückliche Iwan.

„Wieso, das stimmt.“ Pschenytschny nickte. „Ich hab mal mit eigenen Augen gesehen, wie ein Hase angeschossen worden ist. Er hat geblutet, doch dann hat niemand mehr gesehen, wohin er verschwunden ist.“

„Soll ich ihm noch eins geben?“

„Besser ist es!“ riet Pschenytschny. „Wie dem auch sei, so leicht fällt einem nichts in den Schoß.“

Ehe Olena Lewkiwna begriff, was geschehen würde, nahm Iwan dem Geographielehrer den Hasen aus der Hand, entfernte sich ein Stück von der Gruppe und schlug dem Hasen auf den Kopf, dann noch einmal... Dabei blieb sein Gesicht fröhlich wie zuvor.

Pschenytschny wiegte den Kopf hin und her, und die Schüler verstummten alle.

„Hör auf!“ rief Olena Lewkiwna, später, als sie gewollt hatte. „Warum tust du das?“

Iwan Hunka starrte sie verduzt an.

„Er ist doch sowieso tot!“ sagte er.

Als Mychailo in diesem Augenblick seine Mutter ansah, tat sie ihm unsagbar leid.

„Geh nach Hause!“ sagte Olena Lewkiwna fast stockend.

„Gut, dann gehe ich eben“, erwiderte Iwan grinsend und warf sich den Hasen über die Schulter.

„Aber nein, so geht das nicht“, ließ sich Repta schließlich vernehmen. Seine Lippen bewegten sich, als kaute er die Worte, bevor er sie aussprach. Aller Augen wandten sich ihm zu. „So

geht das nicht – alle Schüler arbeiten, und einer dreht Däumchen, untergräbt die Arbeitsdisziplin.“

„Also soll ich bleiben?“ fragte Iwan.

„Du bleibst bei deiner Klasse“, befahl Repta.

„Es gibt ja genug zu tun“, pflichtete Iwan ihm bei und sah seine Mitschüler triumphierend an. „Nur womit soll ich die Sonnenblumen schneiden, wenn ich kein Messer habe?“

„Da, nimm!“ Borys Horbokin gab ihm seins.

Iwan hielt in der einen Hand den toten Hasen und versuchte mit der anderen Hand Sonnenblumen zu schneiden, aber die Sonnenblumen sträubten sich und schnellten zur Seite. Die Schüler sahen ihm zu und brachen in schallendes Gelächter aus. Olena Lewkiwna entfernte sich ein Stück, als sähe sie nichts, und auch der stellvertretende Direktor tat, als bemerkte er das nicht. Pschenytschny dagegen, der geschickt und flink Sonnenblumen schnitt, stimmte in das Gelächter der Schüler ein.

Mychailo war zumute, als würde er selber verhöhnt. Kurz zuvor hatte er sich noch so wohl gefühlt, hatte das Rauschen der Sonnenblumenstengel gehört, den Duft der überreifen Kräuter und Gräser eingeatmet und herauszufinden versucht, warum Marika nicht aufs Feld gekommen war; in vager Hoffnung hatte er immer wieder zu dem grauen Feldweg hinübergesehen, ob sie vielleicht doch noch käme. Nun war diese Stimmung wie weggeblasen. Na schön, Iwan versteht nichts, Iwan spielt den Dummen, er bleibt sich immer gleich, aber die anderen! Warum lachen sie und feuern Iwan mit ihrem Lachen an, alle zu verhöhnen?

„Ein Kreuz ist das mit diesem Hasen!“ rief Iwan vergnügt.

„Er stört mich bei der Arbeit. . . Vielleicht schneidest du selber Sonnenblumen, wie?“ Er tat, als wolle er dem Hasen das Messer in die Vorderläufe drücken; der Kopf des Hasen hing, die Zähne gebleckt, seitlich herab. „Noch ein Langohr, und wir würden hier im Handumdrehen fertig sein!“ grölte Iwan lachend.

Da konnte Olena Lewkiwna sich nicht länger beherrschen. Sie ging auf Iwan zu und packte ihn mit aller Kraft am Ellenbogen. Verblüfft sah er sie an. Wortlos hielt Olena Lewkiwna seinen Arm fest und zog ihn aus der Mitte der Schüler. Gehorsam folgte ihr Iwan.

Die Schüler hörten auf zu arbeiten und beobachteten die beiden.

Olena Lewkiwna führte Iwan beiseite. Im ersten Augenblick wollte sie ihn einfach wegschicken. Doch im letzten Moment hielt etwas sie davon zurück. Sie ließ seinen Ellenbogen los und befahl streng: „Leg den Hasen hierhin!“

Iwan öffnete die Faust, und das tote Tier fiel auf die Erde. „Deck ihn mit Kraut zu!“

Iwan rupfte mehrere Büschel ab und warf sie auf den Hasen. „Hast du dir die Stelle gemerkt? So, jetzt gehen wir zur Klasse zurück. Und ich bitte dich, Iwan...“

Worum sie ihn eigentlich bitten wollte, sprach sie nicht aus. Sie ging zurück. Leicht angeschlagen, doch nicht ganz bezwungen, stapfte Iwan neben ihr her. Die Lehrerin konnte es noch nicht recht begreifen: Er hat mir gehorcht! Dieser Junge, der sich auch hätte widersetzen können!

Danach schien alles seinen geordneten Gang zu gehen. Mit vereinten Kräften rückten die Schüler den Sonnenblumen zu Leibe und trugen die geschnittenen zu Haufen zusammen. Als das Lastauto vom Kolchos kam, hatten sie es binnen kurzem vollgeladen. Olena Lewkiwna half dabei, unterhielt sich mit den Schülern und lächelte, aber in ihrem Herzen nistete bittere Kränkung, bitter wie Wermut.

Pschenytschny erteilte Anweisungen, lief ganz in ihrer Nähe hin und her, aber sie vermied es, ihn anzusehen. Sie befürchtete, er würde, wenn er ihrem Blick begegnete, darin nicht, wie früher, Wohlwollen, sondern Ablehnung lesen. Ob er trotzdem etwas bemerkt und ihre veränderte Einstellung ihm gegenüber

gespürt hatte, jedenfalls trat er nach einer Weile zu ihr und sagte geradezu, wie es seine Art war: „Sind Sie böse auf mich, Olena Lewkiwna?“

Sie schüttelte verneinend mit dem Kopf, sagte aber: „Wir sprechen uns ein andermal aus, Pawlo Pawlowytsch.“ Sie war überzeugt, daß jetzt nicht der Zeitpunkt für eine Aussprache über sein Verhalten Iwan gegenüber und über seine Ermunterung zur Tötung des Hasen war.

„Wie Sie wollen, dann ein andermal.“ Pschenytschny nickte. „Also haben Sie doch etwas auf dem Herzen.“

Unterdessen bat Borys seinen Freund Iwan, nach der Arbeit mit ihm noch einmal zu dem Rübenschlag zu gehen, auf dem er den Hasen erlegt hatte. Iwan war einverstanden.

„Kommst du mit?“ fragte Borys Mychailo, der in der Nähe stand. „Der Hase war doch bestimmt nicht allein. Müssen uns dort mal umsehen, vielleicht ist dort 'n Bau.“

„Ich komme nicht mit“, sagte Mychailo, obwohl er große Lust dazu hatte. Ihm fiel ein, wie er erst vor kurzem mit den anderen Jungen auf der Weide hinterm Dorf die Kühe gehütet hatte und wie die anderen Jungen zu dem Steinbruch im Wald von Tscherepaschinzy gelaufen waren und ihn nicht mitgenommen hatten. Trotzig wiederholte er: „Ich komme nicht mit.“

Vielleicht fühlte er im Unterbewußtsein, daß er, wenn er mit Iwan ginge, seiner Mutter Kummer bereiten, sie verraten würde?

Bald darauf zogen Schüler und Lehrer ins Dorf zurück. Es war schon später Nachmittag, und im Westen zogen tief hängende dunkle Wolken herauf. Traurig, als hätte sich die Stimmung seiner Mutter auf ihn übertragen, ging Mychailo mit den anderen ins Dorf. Er sah Iwan und Borys ins fahlgelbe Maisdickicht abbiegen, aus dem ihre Köpfe nur hier und da herausragten.



Torf für den Winter stachen sie schon im Sommer und brachten ihn nach Hause, wenn sie eine freie Stunde hatten. Wegen Holz hatte Olena Lewkiwna mit einem Kraftfahrer gesprochen, aber bisher kein Glück gehabt. Sie versprachen, in nächster Zeit etwas anzufahren, doch keiner kam. Vom vorigen Jahr waren noch einige Stubben da. Mychailo hatte sie gespalten. Ohne Eisenkeile hätte er es allerdings schwerlich geschafft. Sie sammelten auch trockene Krautstengel, im Graben neben ihrem Garten und oberhalb des Weges.

Eines Tages saß Nykin Iwanowytsch am Tisch und schrieb den Konspekt für die Unterrichtsstunden am nächsten Tag, als er Taissa mit einem prallen Reisigbündel kommen sah. Mit hängendem Kopf schleppte sie sich in den Garten, das Bündel drohte ihr von der Schulter zu rutschen. Unterm Birnbaum warf Taissa es ab und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Sie hatte sich völlig verausgabt, ihre Augenlider waren getötet. Nykin Iwanowytsch ging hinaus und fragte, wo sie gewesen sei.

„Wo denn schon!“ antwortete Taissa sichtlich verdrossen. „Holz holen.“

„Und wer hat dich geschickt?“

„Bin von allein gegangen, wer sollte mich schicken...“

Er merkte, daß er wütend wurde, wütend auf die Tochter, die Brennholz geholt hatte und nun erschöpft vor ihm stand, ohne zu verstehen, worüber sich der Vater ärgerte. Sie war doch schon früher, manchmal mit der Mutter und Mychailo, in den Wald gegangen. Hatte Vater das vergessen?

„Der Holzvorrat geht bald zu Ende“, sagte sie, „da bin ich mit den Mädchen in den Wald gegangen. Marika Melnyk war auch dabei.“

„Laß mich mit deiner Marika zufrieden!“ brummelte er gereizt. „Die kann meinetwegen gehen, aber dich hat niemand geschickt!“

„Na, hör mal!“ sagte Olena Lewkiwna ärgerlich, die aus dem Garten kam und das Gespräch gehört hatte. „Warum schreist du sie an? Es ist doch gut, daß sie was geholt hat... Geh ins Haus, Taissa!“

Das Mädchen biß sich beleidigt auf die Unterlippe und rannte ins Haus. Nykin Iwanowytsch bohrte grimmig mit dem Fuß in dem Bündel. „Warum muß sie sich solch eine Last aufbuckeln? Niemand hat sie geschickt! Und die Leute haben Augen im Kopf, sie werden sagen, wir schinden unsere Kinder.“

„Wir schinden sie nicht“, entgegnete Olena ruhig. „Wie die anderen Kinder im Dorf, so sind auch unsere. Wie die anderen Leute, so sind auch wir. Sollen sie sich von klein auf an Arbeit gewöhnen, später lehrt sie's keiner mehr... Was ist denn plötzlich in dich gefahren, Nykin? Und überhaupt, schleppe ich nicht ebenso wie sie?“ Olena merkte, daß auch sie ärgerlich wurde. „Du willst nicht mal dem Schwein den Drahring einziehen, sitzt unentwegt über den Büchern. Wann komme ich mal zum Lesen? Ich bin Lehrer wie du. Meinst du etwa, ich würd's nicht auch gern wollen?“

Nykin Iwanowytsch merkte, daß sich ein Streit anbahnte und sie einander verletzende Worte sagen würden. Er staunte... Seine stets ausgeglichene, besonnene Olena war wütend auf ihn und fing an, mit ihm zu streiten?

„Laß es gut sein“, sagte er versöhnlich, „was gibt's darüber zu reden?“

„Eine ganze Menge! Wenn du dich zum Beispiel um Heizmaterial kümmern würdest, brauchte Taissa dann in den Wald zu gehen? Ich habe die Fahrer schon so oft daran erinnert, sie versprechen und versprechen. Aber Holz haben wir noch immer nicht, und der Winter steht vor der Tür... Ich könnte auch über den Büchern sitzen oder ins Kino gehen. Aber wer würde sich um den Haushalt kümmern?“

Das bedrückte sie offenbar wirklich, wenn sie es nicht für

sich behalten konnte und ihm Vorwürfe machte. Nykin Iwanowytschs Gereiztheit verflog, seine Frau tat ihm leid, es tat ihm weh.

„Man sollte auch seinen Ärger nicht an einem Kind auslassen. Wir sind selber schuld, aber die Kinder schreien wir an.“

„Entschuldige“, sagte er schuldbewußt.

„Schon gut.“ Sie winkte ab. „Zu bereden gäb's allerlei. Aber ändert das was?“

Sie ging das Abendessen vorbereiten, Nykin Iwanowytsch konnte jedoch nicht mehr zu seinen Konspekten zurückkehren. Die Verärgerung, die sich seiner bemächtigt hatte, war verflogen, statt ihrer meldete sich Unzufriedenheit mit sich selbst. Er half seiner Frau wirklich wenig, und sie war von so rastloser Natur, daß sie keinen Augenblick untätig herumsaß und sich nie Ruhe gönnte. Stets war er stolz auf ihren Arbeitseifer gewesen. Aber genügte das? Und plötzlich versengten ihn nahezu die Worte: „Wann komme ich mal zum Lesen?“ Das stimmte . . . Nie hatte Olena Lewkiwna bisher darüber ein Wort verloren, aber heute hatte sie ihrem Herzen Luft machen müssen. Das bedeutete, daß sie das alles sehr bedrückte.

Selten hatten sie in letzter Zeit miteinander gesprochen. Vielleicht weil sie sich ohne Worte verstanden? Aber vielleicht auch, weil er, Nykin, abgestumpft war, dickfellig geworden und sich nicht einmal dafür interessierte, was sie bewegte, die er einst so sehr geliebt hatte . . . Unversehens ertappte er sich bei dem Wort „einst“. Einst? Hatte er sie nur früher geliebt? Und jetzt? Was empfand er für sie jetzt, in diesem Augenblick?

Alle möglichen billigen Entschuldigungen fielen ihm ein – von der knapp bemessenen Zeit, von der Tretmühle des Alltags, vom Ringen um das Stückchen Brot, Redensarten, die besagten, daß die Liebe durch Gewohnheit, durch freundschaftliche, familiäre Gefühle abgelöst worden sei. Er war nahe daran, diese Rechtfertigungen zu akzeptieren, wenn er nicht gefühlt hätte,

daß sie nicht die volle Wahrheit, sondern nur deren Abglanz enthielten, daß die Wahrheit tiefer lag und daß er über all das würde gründlicher nachdenken müssen.

„Wünsche Ihnen einen guten Abend!“

Er fuhr herum – Warka stand vor ihm.

„Ich bringe Ihnen ein Bildchen!“ In ihren grauen, schwieligen Händen hielt sie eine Fotografie. „Da, sehen Sie!“

Von dem Foto sahen Nykin Iwanowytsch Warkas Kinder und der alte Lushar an, der die Lippen fest aufeinander preßte. Warkas Blick war zwar bestimmt, und doch flackerte darin ein Bangen. Nykin Iwanowytsch musterte sich selber, fand, er wirkte rechtschaffen und ehrlich, sogar erstaunlich unternehmungslustig. War denn der Tag, an dem sie sich hatten fotografieren lassen, schon Vergangenheit? Kaum zu glauben... Würde von diesem vergangenen Tag nur diese Aufnahme bleiben, die jetzt noch sauber und weiß war, aber allmählich vergilben und verblassen würde?

Der Gedanke von der Vergänglichkeit des eigenen Lebens streifte Nykin, verflog aber sogleich wieder.

„Gehen wir ins Haus, zeigen wir es den Ihrigen!“ sagte Warka mit unverhohlenem Stolz. Offenbar freute sie sich darüber, daß auf der Aufnahme ihre Kinder zu sehen waren, die sie selbst aufgezogen hatte, ihr eigen Fleisch und Blut, ihr Stolz. Auch daß ihr alter Vater darauf war, freute sie, und daß die Leute sie nicht geringschätzten: Nykin Iwanowytsch saß neben ihnen.

Als Olena Lewkiwna die Aufnahme in die Hand nahm und betrachtete, hing Warkas Blick an ihrem Gesicht. Sie war gespannt, was die Lehrerin sagen werde. Olena spürte diese Erwartung und sagte mit einem besonderen Unterton: „Ihr Leben, Warka!“

„Ja, mein Leben!“ pflichtete Warka ihr bei, ohne ihre Freude darüber zu verbergen. „Die Kinder wachsen heran – es wird für sie interessant sein, sich später einmal anzusehen, wie sie

gewesen sind. Und auch für mich, wenn ich alt bin . . .“ Und sie konnte sich nicht verkneifen zu fragen: „Nicht wahr, sie sind schön getroffen auf dem Bild? In Wirklichkeit sind nicht alle so prächtig wie auf dem Foto! In Wirklichkeit geschieht so mancherlei, aber auf dem Bild sehen alle schön, satt und friedlich aus, keiner zankt, von den Sorgen ist nichts zu sehen, keine Not. Später werde ich es mir ansehen und denken: Es war doch schön! Denn aller Kummer wird vergessen.“

Warka schwatzte munter drauflos. Als sie ging, ließ sie ihnen nicht nur die Fotografie, sondern gleichsam auch etwas von sich selber da, hatte sie ihre Freude gleichsam mit ihnen geteilt.

Taissa stellte die Aufnahme auf das Regal neben die Bücher, betrachtete sie aufmerksam und sagte, ohne sich umzudrehen: „Wir sollten uns auch so fotografieren lassen!“

„Natürlich, das sollten wir“, sagte der Vater und sah die Mutter an. In ihrem Blick las er Einverständnis, und ihm wurde warm ums Herz. Er hätte zu ihr gehen und sie küssen mögen.

Die Häuser des landwirtschaftlichen Artels standen zum Teil im Dorf und zum Teil hinterm Teich, unmittelbar hinter dem Damm. Da stand auch die Schmiede, die vor zwei Jahren dorthin verlegt worden war, als man zu bauen begann. Dort befand sich jetzt ein großer Geflügelhof – die Gänse hatten es nicht weit bis zum Wasser, und die Hühner konnten sich frei auf dem großen Hof bewegen, auf dem Feld und auf der Wiese herumlaufen. Der Schweinestall lag auch hinterm Teich und neben ihm die Futterküche, in der das Schweinefutter gekocht wurde. Der Kuhstall und der Pferdestall standen ebenfalls dort. Im Anfang hatte der Kolchos zwei Pferdeställe gehabt, aber dann waren nicht mehr soviel Pferde gehalten worden, und es blieb nur noch dieser eine hinterm Teich.

Nykin Iwanowytsh kam nicht oft in diese Ecke des Dorfes. Nur dann, wenn er einen Kutscher und Pferde brauchte, wenn

er irgendwohin fahren mußte . . . Heute ging er im Artel umher, hielt nach allen Seiten Ausschau und wollte schon die Melkerinnen fragen, wo er die Vorsitzende finden könne; denn man hatte ihm gesagt, sie wäre hier, da trat Horpyna Tytiwna selber aus dem weit geöffneten Tor des Kuhstalls.

Sie trug einen grünen Männerkittel, der ihr bis zu den Fersen reichte, und Leinenstiefel, deren oberer Rand ein fröhliches, buntgemustertes Kleid verdeckte. Offenbar hatte sie im Kuhstall ein lustiges Gespräch geführt und herzlich gelacht, denn auf ihrem Gesicht lag immer noch ein Abglanz dieses Lachens, selbst die Pockennarben störten nicht.

Die Vorsitzende begrüßte Nykin Iwanowysch und fragte lächelnd: „Wollen Sie als Hirte bei uns anfangen?“

„Ich bin doch ein Hirte, ein Hirte der Kinderseelen“, antwortete Nykin Iwanowysch, erfreut, weil die Vorsitzende gut gelaunt war. Demzufolge würde die Unterhaltung mit ihr nicht gar so schwer werden, wie er erwartet hatte.

„Wir haben ja nichts als Hirten im Dorf“, sagte Horpyna Tytiwna. „Unser Väterchen ist ein Hirte, die Lehrer, alle Rinder- und Schweinehüter sind Hirten . . . Vielleicht sollt ich auch noch Hirte werden, um nicht als weißer Rabe übrigzubleiben? Na, genug davon. Sie kommen sicherlich nicht, um Witze zu reißen. Also heraus mit der Sprache: Was führt Sie zu mir?“

„Ja, ich komme natürlich nicht, um Witze zu reißen“, gab Nykin zu. „Ich hab etwas Dringendes auf dem Herzen.“

Er fühlte sich erstaunlich ruhig und sicher, als er davon zu reden begann, wie schwer es jedes Jahr nicht nur für die Schule, sondern auch für alle Lehrer mit dem Brennholz war. Die Vorsitzende wisse das selber, werde es aber über ihren anderen Sorgen jeden Herbst vergessen. Also sei er gekommen, um sie daran zu erinnern, und zwar nicht schlechthin nur daran zu erinnern. Er wolle auch darauf aufmerksam machen, daß es den

Lehrern nicht gerade angenehm sei, ihr Holz bündelweise im Wald zu sammeln, was sie nebenbei auch viel Zeit kostete.

Noch einige Dinge mehr sagte Nykin Iwanowytsch, er verschwieg nichts. Die Vorsitzende hörte ihn bis zu Ende an, und ihre Augen, die wie Eiskristalle glänzen konnten, blieben diesmal warm und freundlich. Nykin Iwanowytsch frohlockte im stillen.

„Was wollen Sie also?“ fragte sie schließlich, als er geendet hatte. „Brennholz wird der Kolchos Ihnen allen zuteilen. Auch Fuhrwerke zum Anfahren. Nur Arbeitskräfte kann ich nicht versprechen, denn jetzt ist Herbst, und wir wissen ohnehin nicht, wie wir alles schaffen sollen. Sie müssen schon selber in den Wald fahren und alles selber machen.“

„Und wenn wir jemand finden, der's macht?“

„Sprechen Sie die Leute getrost an. Schicken werde ich zu dieser Arbeit keinen.“ Und sie wiederholte: „Jetzt ist Herbst, eine schwere Zeit für den Kolchos und für die Schule, weil die Vorbereitungen für den Winter getroffen werden müssen. Die Schüler haben uns beim Mais geholfen und bei den Sonnenblumen, und sie werden auch mit in die Rüben gehen müssen...“

„Vergangenes Jahr haben sie schon bei den Rüben geholfen“, warf Nykin Iwanowytsch ein.

„Das vergangene ist vergangen, jetzt haben wir 'n neues.“

„Die Schüler besuchen die Schule, um zu lernen, nicht um zu...“

„Ach was“, unterbrach ihn die Vorsitzende. Nun waren ihre Augen doch wie von Schneekristallen bedeckt. „Wäre das eine gute Lehre für die Kinder, wenn die Ernte auf dem Feld bliebe? Sehen die Kinder so was vielleicht nicht, oder verstehen sie das nicht? Die Wissenschaft hat nicht um der Wissenschaft willen, sondern fürs tägliche Brot dazusein, so scheint es mir... Oh, Nykin Iwanowytsch“, die Vorsitzende seufzte vorwurfsvoll,

„Sie und Ihre Frau . . . ich achte Sie beide. Mit niemand rede ich so lange wie mit Ihnen . . . Sie tun keinen Schritt, bevor Sie ihn sich nicht dutzendmal überlegt haben. Aber wissen Sie, ich sage es Ihnen ganz offen, manchmal muß man einfach drauflosgehen, einfach drauflosgehen und daraus keine Tragödie machen.“

Nykin Iwanowysch schüttelte ablehnend den Kopf, doch Horpyna Tytiwna bemerkte es nicht, weil sie an ihm vorbeisah. Während des ganzen Gesprächs hatte sie den Hof im Auge behalten und beobachtet, was wo geschah und wer womit wohin ging.

„Ist noch was, oder war das alles?“ fragte die Vorsitzende, und ihr Tonfall ließ erkennen, daß sie weitergehen wollte und es eilig hatte.

Nykin Iwanowysch hätte sich bedanken und gehen sollen, aber er beschloß, noch etwas zu sagen, was er vielleicht lieber nicht sagen sollte. „Unser stellvertretender Direktor, Repta, hat ein ziemlich altes Haus, die eine Mauer steht schon ganz schief, wird bald einstürzen. Die Türen sind auch hin. Vielleicht könnten Sie ihm helfen? Aber falls er sich schon selber an Sie gewandt haben sollte, dann entschuldigen Sie!“

„Nein, er hat mich noch nicht angesprochen.“ Die Vorsitzende sah ihn mit einem neuen Anflug von Interesse an. Sie überlegte und griff plötzlich wie ein Mann in die Hosentasche, als suchte sie etwas zu rauchen. „Wissen Sie, die Leute haben recht, wenn sie sagen, daß sich Mann und Frau, die lange zusammen leben, irgendwie ähnlich werden und gewisse Züge voneinander übernehmen. So ist es auch bei Ihnen und Olena Lewkiwna . . .“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Schkaruba.

„Als Anspielung.“ Die Vorsitzende lächelte. „So, nun kommen Sie mal mit!“ Sie ging mit dem sicheren Schritt des Hausherrn, und Nykin Iwanowysch stellte anerkennend fest,



daß diese Frau mit beiden Beinen im Leben stand und wußte, was sie wollte.

„Sehen Sie dort drüben?“ Sie blieb auf dem verstreuten gelben Weizenstroh stehen. „Sehen Sie das?“ Sie wies mit der Hand auf einen halbfertigen langgestreckten Bau, einen Rinder- oder Kälberstall.

„Ein Kuhstall“, sagte die Vorsitzende. „Den haben wir noch nicht fertigbauen können, das müssen wir aber noch dieses Jahr schaffen. Ihnen, Nykin Iwanowytch, möchte ich was sagen . . . Wenn einem Kolchosmitglied das Haus baufällig wird, schreit er nicht um Hilfe. Ich sag's frei heraus, er läßt es auch nicht so weit kommen. Wissen Sie, was er macht? Er krempelt die Ärmel hoch und setzt es instand. Ohne langes Gerede . . . Ich achte Repta; er ist kein junger Mensch mehr und wahrscheinlich ein guter Lehrer. Aber auch Lehrer müssen einige Arbeiten selber verrichten. Und wenn er das Haus instand setzt. Sonst vergißt manch einer über seinen Lehreraufgaben, wie so was gemacht wird. Natürlich nicht alle. Von Ihrer Olena Lewkiwna werde ich das nicht sagen – die Frau kann alles, weiß alles. Repta sollte es auch versuchen, sollte nicht warten, bis andere für ihn Hand anlegen und helfen kommen, sondern sich selber ranmachen, mit seiner Frau. Oder hab ich nicht recht?“ Ehe Nykin Iwanowytch antworten konnte, fuhr sie fort: „Wo es ohne die Hilfe des Kolchos nicht geht, helfen wir, wenn's auch schwerfällt. Aber wo ihr selber Hand anlegen müßt, faßt zu, wenn ihr auf euren Ruf bedacht seid!“

Obwohl es Nykin Iwanowytch nicht angenehm war, all das anzuhören, mußte er sich in Gedanken doch sagen, daß Horpyna Swerbjus mit Recht Vorsitzende in ihrem Dorf war. Nicht jeder Mensch besaß solch einen Verstand, konnte so offen mit anderen reden. Ein anderer würde vielleicht Versprechungen machen, aber sie war ehrlich, versteckte sich weder hinter Redensarten noch hinter Schweigen. Er spürte ihre Überlegen-

heit, und das wurmte ihn. Doch zugleich sah er ein, daß ihre Überlegenheit berechtigt war.

„Also werden wir Lehrer uns zusammentun und selber in den Wald fahren“, sagte er.

„In Ordnung.“ Sie kniff die Augen halb zu. Breitbeinig stand sie vor ihm, und in ihrem Blick war keine Wärme mehr, sondern nur noch ein Hauch blauer Kälte.

Als er wegging, spürte er in seinem Rücken den Blick der Vorsitzenden, und ihn fröstelte seltsam.

An einem sonnigen Sonntag ging die ganze Familie in den Wald Pilze sammeln.

Olena Lewkiwna war früh aufgestanden und hatte das Essen gekocht. Nykin Iwanowytsch hatte das Schwein versorgt, Taissa die Hühner gefüttert und Mychailo die Kuh zur Herde getrieben, und nun machten sie sich gemeinsam auf den Weg. Sie ließen das Dorf hinter sich, das noch in trübweißem Nebel schlummerte, gingen aufs still versonnene Feld hinaus, und jeder schien diese weiche Stimmung der Natur in sich aufzunehmen. Olena Lewkiwna betrachtete ihren Mann und die Kinder. Ihre Gesichter sahen frisch aus, wirkten unbeschwert, und sie konnte es noch gar nicht recht fassen, daß sie gar nichts zu tun hatte, einfach so dahinging, den Anblick des weiten Landes genoß und den herben Duft der herbstlichen Erde einatmete.

Wahrhaftig – herb, sogar ein wenig traurig war der Duft des umbrochenen schwarzen Erdreichs, das in Wellen gegen den Wegrain brandete. Wieso war ihr das früher nicht aufgefallen?

Leichte Wolken verharrten still am Himmel, und ihr lebloses, blasses Weiß atmete ebenfalls Verlöschen. Unlängst, im Sommer, hatten sie sich noch buntschillernd getummelt. Olena Lewkiwna dünkte, daß nicht nur die Gräser und Blumen,

sondern auch der Himmel und die Wolken welkten und sogar die Luft fahl wurde, ergraute und ihr Blau verlor, daß sie sich vom Himmel geliehen hatte.

Dunkel erhob sich jenseits der Schlucht der Wald. Aber als sie näher kamen, sahen sie, daß er heller war, weil das Laub der Birken und Espen sich schon gelb und rot färbte. Taissa und Mychailo rannten um die Wette voraus, waren bald zwischen den Bäumen verschwunden, und wenig später hallte ein Echo aus dem Wald – Mychailo rief. Als Olena Lewkiwna die Kinder davonstürmen sah, zog sich ihr Herz seltsam bang und freudig zusammen. Ingeheim war sie Nykin Iwanowytsch dafür dankbar, daß er sie einfach mitgenommen hatte, obwohl sie alle möglichen Arbeiten vorgeschützt hatte. Die Arbeiten liefen so oder so nicht davon. Und durfte man den Kindern die Freude versagen, gemeinsam in den Wald zu ziehen?

Als sie zwischen die Bäume trat, als sie sah, wie durch ihr Geäst ein dunstverschleierter Sonnenstrahl fiel und sich die Blätter in diesem Sonnenstrahl silberglänzend badeten, und als sie den kräftigen feuchten, fauligen Duft des Waldes einatmete – da lächelte sie, lächelte, wie es schien, ganz ohne Grund, und dieses Lächeln, verwirrt und glücklich zugleich, wich den ganzen Tag nicht von ihren Lippen.

Den ersten Butterpilz fand Nykin Iwanowytsch. Der junge, gelbliche Pilz, der wie ein Klümpchen alte Butter aussah, ließ die ganze Familie zusammenströmen. Alle betrachteten ihn, als erblickten sie etwas Ungewöhnliches, aber dann schwärmten sie zwischen den jungen Kiefern aus, und bald darauf stieß Mychailo einen Freudenruf aus. Er hatte ein ganzes Nest Butterpilze gefunden und rief Taissa zu Hilfe.

Olena Lewkiwna schlenderte zwischen den Bäumen umher, den Blick auf den Waldboden, ins hohe Gras gerichtet, und entdeckte wenig später neben einem Haselnußstrauch einen weißen Pilz. Er stand an gut sichtbarer Stelle, war groß und

trug eine breitrempige braune Kappe. Olena hockte sich vor den Pilz, drückte neben ihm das Gras beiseite. Vielleicht war noch so ein hübscher Pilz in seiner Nähe? Tatsächlich fand sie unterm vorjährigen Laub noch mehrere junge glitschige Pilze, pflückte sie und entdeckte noch einen großen.

Da schien plötzlich in ihrem Innern etwas aus verborgenen Tiefen aufzusteigen – ganz deutlich sah sie sich in demselben Wald als neunjähriges Mädchen im weißen Leinenkittelchen (Mutter hatte sie das neue Kleid, damit es keine grünen Flecken bekam, ausziehen und untern Arm nehmen lassen). Sie sah auch ihre Mutter, die, wie sie jetzt, auf einer Waldlichtung vor Pilzen kniete. All das trat Olena Lewkiwna vor Augen, und unversehens schien ihr, heute wäre jener ferne Tag und sie selber noch ganz klein, erst neun Jahre alt, den Krieg hatte es nicht gegeben und auch keinen Kummer, all das war nur ein Alptraum gewesen... Gewaltsam verjagte sie das Trugbild. Olena erhob sich langsam, mit dem Gefühl, als hätte sie soeben einen Blick in den tiefen Brunnen der Zeit geworfen und auf dessen Grund, in hallender Tiefe, sich selber und ihre Kindheit auf der Waldlichtung erblickt.

Sie kamen an einen dunkelgrün schimmernden Weiher, schweigend spiegelten sich darin Eichen. Was sie wohl dort erspähen wollten, was für ein Geheimnis? Neben ihnen standen weißstämmige fröhliche Birken, hinter den Birken tat sich eine Lichtung auf, und Olena Lewkiwna erinnerte sich, daß sie hier im Sommer Erdbeeren gesammelt hatte. Wie mit Blutlachen war der Boden mit reifen, duftenden Erdbeeren bedeckt gewesen.

Aus der Ferne hallten die Stimmen der Kinder durch die klare Herbstluft, dann erscholl die kraftvolle Stimme Nykins, und Olena Lewkiwna war glücklich. Als sie sich auf den Weg gemacht hatten, war in ihr schon so etwas wie ein scheues Aufatmen gewesen, ein Erwachen ihrer sonst schlummernden

Kräfte, doch hier nun entfalteteten sie, ergossen sie sich, und freischlug ihr Herz in diesen Wellen.

Jawdoschka hatte wahrscheinlich von ihrem Hof aus gesehen, wie sie aus dem Wald heimkehrten – und nicht mit leeren Händen, sondern mit zwei Körben voller Pilze, denn sie kam wenig später zu ihnen. Sie trug einen neuen schwarzen Rock und eine buntgemusterte Bluse. Olena Lewkiwna war aufgefalle, daß sich Jawdoschka in letzter Zeit viele neue Sachen angeschafft hatte und sie nicht in der Truhe verwahrte, sondern anzog. Sonntags kleidete sie sich sogar mehrmals um.

„Sind Sie in den Pilzen gewesen? Zeigen Sie mal! Oh, was für Prachtexemplare! Warum haben Sie mich nicht mitgenommen? Ich wäre auch mitgekommen, hab nämlich schon lange keine mehr gesucht. Wann war ich denn das letzte Mal? Vorvoriges Jahr . . . In unserem Garten wächst unter den Kirschbäumen Hallimasch; den lassen wir uns ab und zu schmecken . . . Und wie ist's im Wald, schön, ja?“

Die Fragen flogen ihr wie fröhliche Bienchen von den Lippen, summten und brummten; Jawdoschka schien gar keine Antwort darauf zu erwarten, hatte nur das Bedürfnis, selber zu reden. Olena Lewkiwna und die Kinder putzten dann die Pilze auf dem Hof, Jawdoschka half ihnen dabei, aber Olena Lewkiwna sah die Pilze hinterher noch einmal durch.

„Die schmackhaftesten Pilze sind wie Speck und Fleisch, stimmt's?“ Jawdoschka lachte, und um ihre verschmitzten Augen bildete sich ein Netz von kleinen Falten. „Heute sind sicherlich viele Medwynezer in die Pilze gegangen? Sie haben keinen aus dem Dorf getroffen, sagen Sie? Na, der Wald ist natürlich groß . . . Vorhin hole ich gerade Wasser vom Teich, da kommen mir fünf Kinder entgegen, Hryzko Pekurs Kinder, jedes einen Korb in der Hand und jeder Korb voll. Da sind alle Kinder, bis auf die Kleinen, unterwegs gewesen. Wie ich sie so

ansah, taten sie mir richtig leid, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid sie mir taten. Arme Waisen, haben keine Mutter. Wie Hryzkos Schwester nur mit ihnen allen zurechtkommt? Ein lichtiges Herz hat sie, gut und gescheit.“

„Was hast du gesagt, Jawdoschka?“ Olena Lewkiwna blickte auf, auch die Kinder hoben neugierig den Kopf. „Was für ein Herz hat sie?“

„Ein lichtiges, sagte ich“, erwiderte Jawdoschka, verwundert, daß sie nicht verstanden wurde. „Oder etwa nicht?“

„Ein lichtiges“, pflichtete die Lehrerin ihr bei und sann unwillkürlich über diesen ungewöhnlichen Ausdruck nach.

„Ob sie's ihrer Tante danken werden, wenn sie groß sind?“ plapperte Jawdoschka weiter. „In alle Himmelsrichtungen werden sie ausfliegen und alles vergessen. Aber die Frau rackert sich für sie ab, hat kein eigenes Leben mehr. Ob sie überhaupt je eins haben wird? Und wozu braucht sie's dann?“

„Vielleicht ist es für sie eben das Schönste, die Kinder ihrer Schwester zu versorgen? Vielleicht braucht sie gar nichts anderes?“ sagte Olena Lewkiwna nachdenklich.

„Mag sein...“ Es klang halb zustimmend, andererseits aber auch so, als hätte Jawdoschka nur keine Lust zu streiten. „Na, und von Jaryna Pekur wissen Sie schon, nicht wahr?“

„Nein. Was denn?“

„Was?“ Jawdoschkas Gesicht erblühte wie eine Sonnenblume. „Das von Jaryna haben Sie noch nicht gehört?“ Sie begann vor Erregung zu zittern, vor Freude darüber, daß sie ihnen als erste die große Neuigkeit verkünden konnte. Sie breitete die Arme aus und platzte heraus: „Jaryna hat einen Jungen bekommen!“

Mychailo sah die Mutter an, als wollte er sagen, dies sei wirklich eine Neuigkeit, über die man staunen müsse. Taissas Gesicht spannte sich vor Neugier und wirkte dadurch gleich erwachsener.

„Einen Jungen?“ fragte Olena Lewkiwna zurück. Sie wollte die Kinder fortschicken, um Jawdoschka etwas zu fragen, was man in Gegenwart von Kindern nicht fragt, überlegte es sich aber anders. „Wieviel Kinder hat sie jetzt?“

„Drei!“ sagte Jawdoschka vergnügt. „Eins vom ersten Mann, das zweite – das kam dann so, und nun das dritte... Man erzählt sich, Väterchen sei ganz aus dem Häuschen!“

„Warum freut er sich denn so?“ fragte Mychailo finster.

„Weil's ihm Spaß macht!“ antwortete Taissa, die natürlich schon mehr als ihr Bruder verstand, und fing an zu lachen.

„Ich hatte geglaubt, ihr wüßtet schon alles und nur deswegen nichts gesagt. Das halbe Dorf war schon bei den Pekurs, alle Frauen. Jeder ist natürlich versessen darauf, sich anzuschauen, was für ein Kind dort beim Väterchen angekommen ist – eins wie bei allen oder eins, das anders ist. Ein hübscher Bengel ist es, kann ich Ihnen sagen, ich hab ihn mir auch angeschaut. Sie sollten mal guten Tag sagen gehen, Olena Lewkiwna, oder interessiert Sie das nicht?“

„Es interessiert mich schon, warum nicht. Ich sehe ihn mir gelegentlich an.“

„Gewiß, das kann man auch bei Gelegenheit tun... Bin direkt neidisch geworden, Jaryna hat schon zwei, und nun noch eins.“

„Warum haben Sie Väterchen nicht bei sich aufgenommen?“ fragte Mychailo spitzbübisch.

Taissa prustete vor Lachen in ihren Ärmel.

„Was redest du da?“ fuhr die Mutter Mychailo überraschend an. „Ach, du...“ Sie holte aus.

Mychailo sprang blitzschnell zur Seite und ging, um das Schicksal nicht noch mehr herauszufordern, auf den Hof.

„Die Kinder wachsen heran“, sagte Olena Lewkiwna bitter. „Wer bringt ihnen nur so was bei?“

„Ob's Kinder von Lehrern sind oder nicht, sie sind heutzutage alle gleich“, sagte Jawdoschka, offenbar fühlte sie sich durch Mychailos ironische Frage nicht im geringsten gekränkt. „Ich würde gern mal mit Ihrer Taissa reden.“ Bittend lächelte sie Olena Lewkiwna an. „Allein.“

Taissa zuckte leicht mit einer Schulter und errötete sogar. Es war ihr peinlich, daß sie vor der Mutter Geheimnisse haben könnte.

Jawdoschka führte sie zum Brunnen, und dort, wo die Tausendschönchen blühten und die Georginen wucherten, sah sie Taissa verschmitzt, mit Verschwörermiene, in die Augen. „Erinnerst du dich, im Sommer hat dich doch der Soldat besucht?“

Taissa wurde es eiskalt in der Brust, das Blut hämmerte in den Schläfen. „Ja!“ antwortete sie. Sie hätte sich am liebsten abgewandt, konnte es aber nicht.

„Gib mir seine Adresse!“ Jawdoschka ging in Flüsterton über und sah sich verstohlen nach Olena Lewkiwna um.

Taissa hatte geglaubt, daß außer ihren Eltern niemand etwas darüber zu Ohren gekommen war, und – auf einmal wußte Jawdoschka davon. Woher nur? Wahrscheinlich hatte sie beobachtet, wie sie beide damals durch die Wiesen am Teich geschlendert und dann ins Kino gegangen waren . . . Sie sah sich um, ob Mychailo in der Nähe war; ihr fiel ein, wie er sie damals wegen des Briefes gehänselt hatte.

„Wozu brauchst du seine Adresse?“ fragte sie.

„Ich würde dich nicht danach fragen, wenn ich wüßte, daß sie dir etwas bedeutet. Aber dir bedeutet sie doch nichts, stimmt's?“

„Natürlich nicht.“ Taissa nickte. Es fiel ihr jetzt schwer, sich mit Jawdoschka zu unterhalten, aber zugleich fand sie es interessant. Ein großes Mädchen bat sie um eine Anschrift.

„Ich habe vor kurzem ein großes Foto von mir machen



lassen“, erzählte Jawdoschka flüsternd. „Der Fotograf hat viele Abzüge gemacht. Aber was soll ich mit soviel Fotos? Soll ich sie einsalzen? Zwei, drei Bekannten hab ich schon ein Bild geschickt... Na, und im Dorf hab ich welche verschenkt. Nun, und da hab ich mir gedacht, ob ich nicht dem Soldaten eins schicken sollte, den ich bei dir gesehen habe... Er ist anscheinend gar nicht so übel, nicht wahr?“

Das fragte sie so, als würde Taissa jetzt etwas gegen den Soldaten sagen und als würde Jawdoschka ihr sofort glauben müssen und es sich noch einmal überlegen, ob sie ihm ihr Foto schickt.

„O ja, er ist ein ruhiger Charakter“, sagte Taissa so gesetzt wie möglich.

„Sehr schön.“ Jawdoschka freute sich. „Hab mir gedacht, daß er ein guter Mensch ist. Komm, sag mir die Adresse, ich werde dich nicht verraten, werde ihm nicht sagen, von wem ich sie erfahren habe.“

„In Kurawa wohnt er...“

„Ganz in der Nähe!“ Jawdoschka staunte. „Wer hätte das gedacht! Na, schönen Dank auch. Ich werde mich dir auch mal erkenntlich zeigen. Wir beide sind doch Nachbarn, nicht wahr?“

Jawdoschka schritt heimwärts, und ihr Gang verriet eine ungestüme Leichtigkeit.

Taissa dachte, ihre Mutter würde sie nach ihrer geheimen Unterredung fragen, und hatte sich schon durchgerungen, die Wahrheit zu sagen. Doch Olena Lewkiwna erwähnte das mit keinem Wort. Taissa fühlte sich allmählich erleichtert. Allerdings glaubte sie nun, sie hätte Jawdoschka die Adresse vielleicht doch lieber nicht geben sollen. Sie dachte eigentlich gar nicht mehr an den Soldaten... Er bedeutete ihr zwar nichts... Trotzdem hätte sie die Adresse nicht weggeben sollen.

Pawlo Pawlowytsch Pschenytschny schien auf dem Hof auf Olena Lewkiwna gewartet zu haben; denn kaum war sie aus der Schultür getreten, brach er die Unterhaltung mit mehreren Schülern ab und ging auf sie zu. Pawlo Pschenytschny hatte ein breites Gesicht mit einem stumpfen Kinn und nicht sonderlich dichte, geschweifte Brauen. Er pflegte bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zu lachen. Auf seinem sonst stets geröteten Gesicht lag heute eine gewisse Blässe.

„In der Schule ermüdet man mehr als bei der Feldarbeit“, sagte Pschenytschny einleitend. „Ich bin an der Front gewesen, Krieg ist Krieg, aber selbst dort war’s im allgemeinen leichter als in der Schule.“

„Gewiß, das Schulbrot ist hart“, pflichtete Olena Lewkiwna ihm zurückhaltend bei. Man hielt ihn im allgemeinen für offenerzig und gutmütig, aber Olena Lewkiwna hegte bisweilen den Verdacht, er gäbe sich nur vor den Leuten naiv und wäre in Wirklichkeit berechnend, ein kühler Denker.

„Ja, und wie hart! Manchmal bekommt man es gar nicht herunter.“

„Sie haben Ihren Beruf selber gewählt, es besteht also kein Grund, sich zu beklagen.“

„Grund zum Klagen hat man nicht, und trotzdem möchte man sich wenigstens mal aussprechen, das Herz erleichtern . . . Da ist zum Beispiel mein Haus . . . Olena Lewkiwna, vielleicht kommen Sie mal mit zu mir nach Hause? Wir arbeiten in ein und derselben Schule, sehen uns jeden Tag, aber Sie haben uns noch nicht einmal besucht.“

Pschenytschny blieb vor seinem Haus stehen, vertrat Olena Lewkiwna den Weg und bat sie inständig. Es war ein Haus wie alle anderen, noch nicht alt und nicht mehr neu, das Dach strohgedeckt, mit einer Rundfunkantenne darauf. Auf dem Hof stand ein rotbraunes Kälbchen und zupfte mit seinen nassen Lippen an einem Haufen Rübenblätter.

„Sie besuchen uns ja auch nicht“, gab Olena Lewkiwna zu bedenken.

„Das stimmt! Aber ist das in Ordnung?“ pflichtete Pschenytschny ihr hastig bei und begann sogleich, sich selber zu tadeln. „Ich hab so viel Schwächen, daß ich schon kein Mensch mehr bin.“

Olena Lewkiwna überlegte immer noch, ob sie das Haus betreten sollte oder nicht. Bisher hatte sie sich Pschenytschny gegenüber immer gelassen, sogar gleichgültig verhalten. Nach jenem Zwischenfall auf dem Feld, bei den Sonnenblumen, war er ihr unsympathisch geworden, hatte etwas sie abgestoßen.

Ich werde auf einen Sprung hineingehen, beschloß sie. Sie arbeiteten wirklich schon mehrere Jahre in ein und derselben Schule, und bisher waren weder sie zu ihm noch er zu ihnen gekommen.

Seine Frau war zu Hause. Sie arbeitete im Kolchos im Schweinestall und verdiente dort nicht schlecht. Aber Pschenytschny schämte sich insgeheim, daß seine Frau Schweinepfleger war, und träumte davon, ihr eine andere Arbeit zu verschaffen, für sie wenigstens in der Kolchosbuchhaltung eine Stellung zu finden oder sie vielleicht als Klubhausleiterin unterzubringen, wenn dieser Posten frei würde. Sie wollte jedoch den Schweinestall nicht aufgeben und sagte, sie liebe ihre Arbeit und brauche keine andere.

Sie wusch sich gerade über einem Eimer die Hände. Aber als sie Olena Lewkiwna ins Haus kommen sah, wurde sie unversehens lebhafter, bewegten sich ihre Hände flinker, und ihr gütiges Gesicht, das von ewiger Erschöpfung gezeichnet war, strahlte vor Freude. Olena Lewkiwna fühlte sich sofort erleichtert und ungezwungen, weil man sich in diesem Hause so über sie freute.

„Sofija“, sagte Pschenytschny, „sieh mal, Olena Lewkiwna kommt uns besuchen! Das hast du nicht erwartet, was?“

„Über gute Gäste freut man sich immer“, antwortete Sofija mit ihrer weichen tiefen Stimme, während sie sich hastig die Hände abtrocknete.

„Kannst du ihr etwas anbieten, hm?“

„Natürlich. Wir haben gerade ein Schwein geschlachtet, es ist alles in Hülle und Fülle da.“

Olena Lewkiwna lehnte heftig ab und bereute schon, daß sie mitgekommen war und Pschenytschnys Umstände machte. Aber ihre Worte fanden fast kein Gehör. Sofija tischte flink auf, und ihr Mann half ihr. Olena Lewkiwna wunderte sich, warum man sich so über ihren Besuch freute und warum man sich so emsig bemühte. Daß gar eine Flasche Branntwein auf den Tisch kam, war Olena Lewkiwna vollends peinlich. Ergeben betrachtete sie die Flasche und sagte nichts mehr, weil ihr Taktgefühl ihr sagte, daß sie nichts ablehnen durfte.

„Also trinken wir!“ sagte der gastfreundliche Pschenytschny mit einem breiten Lächeln. „Trinken wir darauf, daß es unseren Feinden schlecht geht und den guten Menschen immer gut!“

„Warum setzt sich Ihre Frau nicht mit an den Tisch?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Ich hab noch soviel zu tun!“ antwortete Sofija sanft und huschte aus dem Haus.

„Sie setzt sich nie dazu, wenn wir Besuch haben“, erklärte Pschenytschny. „Sie tischte für alle auf, versorgt alle, ißt selber erst hinterher.“

Olena Lewkiwna lehnte kategorisch den Schnaps ab, da nötigte er ihr Kwascha, gekochte saure Fladen, auf, und sie mußte doch einmal nippen. Je nachdrücklicher Pschenytschny ihr anbot und je lauter er lachte, desto mehr begann sein Benehmen Olena Lewkiwna zu ärgern. Aber sie ließ sich nichts anmerken und wartete nur auf einen geeigneten Augenblick, um sich für die Bewirtung zu bedanken, aufzustehen und zu gehen.

„Das stimmt, was Sie über das Schulbrot gesagt haben“,

dröhnte Pschenytschny, ohne seine Kollegin zu Wort kommen zu lassen, „es ist verdammt hart. Manchmal nicht ausgebacken, manchmal mit Grannen gespickt, selten weich und weiß. Hab ich nicht recht? Und Sie sagen, daß es Ihnen immer schmeckt . . . Na, dann verträgt Ihr Magen allerhand, bei Gott . . . Sie haben am Institut studiert, wie? Am Pädagogischen . . . Wie ich zum Schuldienst gekommen bin, wissen Sie nicht? Institute zu absolvieren gab's da nicht, nein. Wie war's denn in den dreißiger Jahren? Na, Sie müßten sich erinnern . . . In den dreißiger Jahren gab's ganz wenig Lehrer, eine Handvoll, aber die Kinder mußten unterrichtet werden, mußten Bildung bekommen. Na, ich hatte zehn Klassen absolviert, nicht besser und nicht schlechter als die anderen. Und da holte man mich zum Rayon und fragte mich: Willst du als Lehrer anfangen? – Wie kann ich als Lehrer arbeiten, antwortete ich, wenn ich selber gerade erst die Schulbank verlassen habe? Man sagte mir, man werde mir helfen, wenn ich nur Lust dazu hätte . . . Na, Lust hatte ich, also schickte man mich zu einem dreimonatigen Lehrgang. Hören Sie – zu einem dreimonatigen Lehrgang! Das war kein Lehrerinstitut, wo man sich vier oder fünf Jahre den Hosenboden durchscheuert und allmählich die Lehrbefähigung erwirbt. Nach dem dreimonatigen Lehrgang kam ich also an die Schule. Gut, daß man mir die erste Klasse gab. Was hätte ich mit den älteren Schülern machen sollen? Ich war also in der Schule, war gewissermaßen schon Lehrer, fühlte mich aber noch nicht als solcher, ganz und gar nicht . . . War ich doch kurz vorher selber noch zum Lernen in die Schule gekommen; in der neunten und zehnten Klasse saßen die Mädchen und Jungen, mit denen ich noch gestern gemeinsam zur Schule gegangen war, mit denen ich gespielt hatte . . . Mir war zumute, kann ich Ihnen sagen . . .“

„Das läßt sich denken“, sagte Olena Lewkiwna mitfühlend.

„Ach, wieviel Jahre sind seitdem vergangen! In der Zeit hab

ich Erfahrung gesammelt und selber einiges gelernt. Trotzdem besitze ich nicht die Bildung, die Vorkenntnisse, die heute verlangt werden.“

„Studieren Sie doch!“ riet Olena Lewkiwna. „Es ist noch nicht zu spät.“

„Will ich vielleicht nicht?“ erwiderte Pschenytschny prompt. „Sehr gern sogar. Ich sag’s Ihnen im Vertrauen . . . Kein Mensch im Dorf weiß es außer dem Direktor . . . Zweimal habe ich mich am Pädagogischen beworben, zum Fernstudium, und bin beide Male – durchgefallen, nicht angenommen worden. Wenn man mich genommen hätte, dann hätte ich mich angestrengt, mich ins Zeug gelegt, mich zu Tode geschuftet, um nur endlich dieses Diplom zu erlangen, weil man ohne das heutzutage nirgendwo ankommt . . . Aber sie nehmen mich nicht.“

„Versuchen Sie es noch einmal!“ riet Olena Lewkiwna. Ihr gingen Pschenytschnys Kummer und seine Klagen nahe.

„Ich versuch’s, aber wenn ich nun wieder durchfalle? A-ach, Olena Lewkiwna! Ich weiß, daß der Beleg über dreimonatige Kurse nicht mehr viel wert ist. Aber wie erhalte ich dieses Diplom, wer wird es mir geben? Es wird gemunkelt, daß es alle möglichen Schliche, daß es Leute gibt, die sich das Diplom auch so besorgen . . . Aber selbst wenn ich mir solch ein gefälschtes Diplom verschaffe, was dann – hab ich kein Gewissen? Ich würde über die sieben Berge verschwinden müssen, weil hier in Medwynez doch alle genau wissen, was für Zeugnisse ich besitze . . . Olena Lewkiwna, man kann es drehen und wenden, wie man will . . .“

„Zum Studieren ist es nicht zu spät. Sie dürfen nicht verzweifeln“, sagte Olena Lewkiwna. Die Worte kosteten sie Mühe. Wie schwer würde es ihr jetzt fallen, aufzustehen und zu gehen!

„Das ist ganz und gar nicht in Ordnung.“ Pschenytschny seufzte niedergeschlagen, nachdem er ein Glas getrunken und

schnurpsend eine saure Gurke gegessen hatte. „Wenn man mich seinerzeit nur drei Monate auf Lehrgang geschickt, wenn man mich einfach ohne Examen eingestellt hat und ich so viele Jahre als Lehrer gearbeitet habe, recht und schlecht meine Pflicht erfüllt habe – was müßte man jetzt mit mir machen? Delegieren müßte man mich wieder, aber aufs Institut, damit ich meine Kenntnisse vervollkommen kann. Aber was geschieht statt dessen? Als ich jung und unerfahren war, hat man mich eingesetzt, und jetzt läßt man mich fallen, jetzt werde ich nicht mehr gebraucht, es sind Gescheiterte da, die sich qualifiziert haben.“

„Ja, die Zeiten ändern sich“, gab Olena Lewkiwna zu.

„Sollen sie sich ändern, ich bin nicht dagegen!“ erwiderte Pschenytschny hitzig. „Aber Gerechtigkeit muß sein! Was wäre denn gewesen, wenn es nach dem Krieg an der Medwynezer Schule keinen Geographielehrer gegeben hätte? Niemand hat daran Anstoß genommen, daß ich keine Fachschulbildung besaß. Ob ich's schaffe, hat man gefragt. Ich hab gesagt, daß ich's schaffe, hab gesagt, das sei keine Algebra. Da haben sie mich eingesetzt . . . Hören Sie, niemanden hat es gestört, daß ich nur einen Dreimonatslehrgang hinter mir hatte! Ein ums andere Jahr hab ich die Geographie gepredigt, alle waren damit zufrieden. Zugegeben, jetzt gibt's Gebildetere. Aber was soll ich denn machen, hm? Wer rät mir? Sie, Olena Lewkiwna, sind eine kluge Frau, alle haben Achtung vor Ihnen. Nun sagen Sie mir: Was soll ich machen?“

Sie schwieg.

„Sehen Sie, so ist das!“ Verzweifelt schüttelte er den Kopf. „Ich sage Ihnen ganz offen . . . Glauben Sie, ich habe Angst, ich würde keine andere Arbeit finden? Oh, Arbeit finde ich, ich bin kein Faulpelz! Aber in all diesen Jahren hab ich mich so an die Schule gewöhnt, daß ich ohne sie gar nicht mehr leben kann. Verstehen Sie? Das ist es, was weh tut! Und jetzt spüre ich, sehe

ich, wie sich über meinem Kopf Wolken zusammenziehen, und ich kann nichts machen. Ich warte einfach, bis der Blitz einschlägt. Er wird bald einschlagen, wird nicht lange auf sich warten lassen... Aber bin ich daran schuld, daß einmal eine andere Zeit war? Eine Zeit, die anders war, als sie jetzt für unsere Pionierleiterin anbricht, für Walentyna Nejishchlib...“

„Sie hat die Okkupation durchmachen müssen“, gab Olena Lewkiwna zu bedenken. „Jeder hat sein Teil...“

„Gewiß, jeder hat seine Bürde. Nur – sie studiert am Institut, nun schon im vierten Studienjahr... Was Sie auch sagen mögen, aber wenn man in die Zukunft sieht – wer hat es dann leichter, sie oder ich? Natürlich Walja Nejishchlib.“

Olena Lewkiwna blieb noch eine Weile sitzen, bis sie sich endlich entschloß aufzustehen. In traurige Grübeleien versunken, bat Pschenytschny sie nicht mehr, noch länger zu bleiben. Auf dem Hof hielt Olena Lewkiwna nach der Hausfrau Ausschau, um sich von ihr zu verabschieden. Sofija stand gebückt am anderen Ende des Gartens. Laut sagte Olena Lewkiwna: „Auf Wiedersehen!“ Sie wußte, daß Sofija es nicht hören konnte, und Sofija hörte es wirklich nicht, denn sie drehte sich nicht um.

Pschenytschny trat aus dem Haus, schien sich schon wieder gefangen und seine gute Laune wiedergefunden zu haben. Er begleitete sie zur Straße. Während er ihre Hand festhielt, was Olena Lewkiwna gar nicht leiden konnte, sagte er bedeutungsvoll: „Danke für den Besuch! Sie sind ein wundervoller Mensch, Sie haben mich verstanden, Sie werden mir beistehen, wenn ich mal in der Klemme bin. Etwas anderes erwarte ich von Ihnen nicht.“

Auf dem Heimweg fiel ihr wieder die Geschichte mit dem Hasen ein, und das Mitgefühl, das sich an diesem Abend in ihr für den Geographielehrer geregt hatte, erlosch irgendwie sofort.



Mitten in der Nacht klopfte jemand behutsam ans Fenster.

Nykin Iwanowytsch erwachte und glaubte zunächst, geträumt zu haben. Er schloß die Augen wieder, aber da klang es erneut so, als kratze jemand mit dem Fingernagel oder mit dem Peitschenstiel an der Scheibe. Er stand auf und drückte die Nase an die Scheibe. Draußen schien jemand zu stehen, er war im Dunkeln schwer zu erkennen.

Nykin schlüpfte in die Schuhe, warf sich die Jacke über und ging hinaus. Dicht war der Himmel mit großen Sternen besät, und alle funkelten wie weiß bereift. Unter seinem Schritt knirschte ein Kohlblatt, auch das war gefroren.

Hinterm Haus stand ein Fuhrwerk mit zwei Pferden, auf dem eine gebeugte männliche Gestalt kauerte. Ein zweiter Mann stand vor dem Fenster. Während Nykin Iwanowytsch auf ihn zuging und angestrengt das Dunkel mit seinem Blick zu durchdringen versuchte, erkannte er Sasont Chrustsch, ihren Nachbarn. Sasont roch nach Tabak und gerösteten Sonnenblumenkernen. Er beugte sich zu Nykin Iwanowytsch vor und flüsterte ihm ins Ohr: „Entschuldigen Sie, daß wir Sie geweckt haben, wir wollten Sie nur etwas fragen.“

Er war offenbar angetrunken, denn er wankte und stieß Nykin mit seinen warmen kitzelnden Lippen ans Ohr.

„Sie sind mein Nachbar“, flüsterte Sasont, „und ich bin Ihr Nachbar. Danke, daß Sie ein so guter Mensch sind. Früher hat in dem Haus nämlich so ein Vieh gelebt, daß einem schon bei der Erinnerung an ihn graut . . . Ich hab im ersten Weltkrieg in Frankreich gekämpft, unser Korps wurde dorthin verlegt, da hab ich alles mögliche zu sehen bekommen, so 'ne und solche Leute . . . Und als der zweite Krieg anfang, was waren da nur nicht alles für Völkerschaften in unserem Medwynez!“

Der Mann auf dem Fuhrwerk brummelte unwirsch etwas vor sich hin und knallte mit der Peitsche. Sasont sah zu ihm hinüber, nahm Nykin am Jackenärmel und fuhr fort: „Der Kutscher

wird ungeduldig, sprechen wir darüber ein andermal. Ich sage Ihnen nur, wie bei der Beichte: Ein wunderbarer Nachbar sind Sie.“ Plötzlich fragte er ohne jede Überleitung: „Vielleicht kaufen Sie uns Weizen ab? Sie bekommen ihn billig.“

„Was für Weizen?“ Nykin Iwanowysch verstand nicht.

„Na, Sie sind doch Lehrer“, raunte Sasont freundschaftlich, „Sie arbeiten doch in der Schule nicht für Korn oder Kartoffeln oder Stroh. Sie müssen sich doch alles von den Leuten zusammenholen. Kaufen Sie etwa den Zucker nicht bei den Frauen, die in den Zuckerrüben arbeiten? Auch das Heu bekommen Sie von den Leuten. Sie halten Ihr Schwein, also haben Sie Fleisch und Speck... So ist es doch, hä?“ fragte er, als fordere er eine Antwort. „Im Gemüsegarten bauen Sie aber keinen Weizen an, also müssen Sie sich, ob Sie wollen oder nicht, welchen kaufen – das ganze Korn.“

Der Kutscher knallte wieder mit der Peitsche, die Pferde traten unruhig von einem Bein aufs andere, die Deichsel knarrte, und die Räder ächzten dumpf. Ärgerlich winkte Sasont seinem Partner ab, als wollte er sagen, er solle ihn mit dem Mann in Ruhe reden lassen. „Wir geben ihn billig ab, später werden Sie dankbar sein.“

„Aber warum denn mitten in der Nacht?“ fragte Nykin und wurde plötzlich hellwach. „Es wird doch bald Tag... Woher ist der Weizen?“

„Kann's Ihnen nicht gleich sein, woher? Wenn's nur gutes Korn ist und wenig kostet. Wissen Sie, in Frankreich, das war noch im ersten Krieg...“

Der Lehrer fiel dem geschwätzigen Nachbarn ins Wort. „Ich kaufe nichts, wir haben unser Korn.“

„Wieso denn?“ fragte Sasont einfältig. „So was Törichtes...“

„Ist der Weizen gestohlen?“ fragte Nykin Iwanowysch direkt. „Wer sitzt dort auf dem Fuhrwerk?“

„Ein Mann sitzt dort, Sie kennen ihn nicht . . . Kann Ihnen das nicht egal sein, woher der Weizen ist?“

„Ich nehme keinen“, sagte Nykin Iwanowytsch, sagte es so laut, damit der auf dem Fuhrwerk es auch hörte.

„Na, wenn's nicht beliebt“, erwiderte Sasont säuerlich. „Wenn's so ist . . .“

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, die Pferde zogen an, angestrengt stöhnten die Räder auf. Sasont trat noch eine Weile, ehrlich bekümmert, von einem Bein aufs andere, dann gab er sich einen Ruck und ging, ohne ein Wort zu sagen.

So ist das also, dachte Nykin Iwanowytsch. Diebesgut wollten sie mir verkaufen. Natürlich bieten sie das nicht jedem zum Verkauf an, nur solchen, die sie nicht anzeigen, die es im Dorf nicht an die große Glocke hängen . . . Uns, den Schkarubas, vertrauen sie also, meinen, wir würden's für uns behalten. Diebe vertrauen uns . . . Weit haben wir's gebracht . . . Aber warum macht sich Sasont zum Helfershelfer? Der mit ihm war, war anscheinend kein Hiesiger, einer von außerhalb. Aber warum kommt er gerade nach Medwynez?

Nykin Iwanowytsch hatte es nicht eilig, wieder ins Haus zu kommen. Alles mögliche kam ihm in den Sinn . . . Offenbar war in ihrem Leben nicht alles so, wie es sein sollte, wenn man mitten in der Nacht bei ihnen mit gestohlenem Weizen vorfuhr. Er fühlte sich gekränkt, und die Kränkung brannte in seinem Innern . . . Er beschloß, Olena Lewkiwna kein Wort davon zu sagen.

„Dort hat er es leichter, Ihr Wassyl“, sagte Tante Lobodycha beim Leichengedenkschmaus, am vierzigsten Tag nach Wassyls Tod. Bleich, ganz in Schwarz (sie hatte wohl nie andere Kleidung getragen) und mit leerem Blick, saß sie auf ihrem Stuhl; sie sah ihr Gegenüber an, ohne es zu sehen. „Dort hat er's leichter, Fiona, das Himmelreich ist sein. Jeder hat sein Schick-

sal. Ihr Wassyl hatte dies, andere haben ein anderes. Er war eben Gott wohlgefällig und lieb, also hat er ihn schon jung zu sich genommen.“

„Dieser Gott hätte ihn besser nicht lieben sollen“, erwiderte Warka schroff. „Er hätte lieber Ältere zu sich nehmen sollen, solche, die ihr Leben auf dieser Welt gelebt haben. Die Älteren glauben noch an ihn, soll er die zu sich nehmen.“

Bedeutungsvoll sagte Tante Lobodycha: „Die kleinen Kinder sind bei ihm Engel. Kann er einen Großvater oder eine Großmutter als Engel nehmen?“

„Natürlich nicht“, gab Warka finster zu. „Allenfalls zum Pechrühren im Höllenkessel.“

„Nicht alle müssen Pech rühren.“

„Als ob mir das nicht gleichgültig wäre, was dort mit mir geschieht. Nur was hier auf der Erde passiert, ist mir nicht gleichgültig! Sie, Tante Lobodycha, führen ständig Gott im Munde. Aber ich denke mir . . . ich denke, daß er kein Herz hat, wenn er so kleine Kinder zu sich nimmt.“

„Es steht uns nicht zu, darüber zu urteilen, uns nicht!“

„Wem denn sonst, wenn nicht uns? Sind es vielleicht nicht unsere Kinder, daß wir kein Recht hätten, darüber zu urteilen? Überhaupt kann ich's gar nicht leiden, wenn die Leute anfangen, alles auf Gott zu schieben, alles Gute und alles Böse.“

„Haben Sie denn niemals an Gott geglaubt?“ fragte Tante Lobodycha vorwurfsvoll.

„Vielleicht hab ich mal geglaubt, kann mich nicht erinnern. Aber seit dem Krieg, den wir gerade hinter uns haben, denke ich nicht mal mehr an ihn . . . Sagen Sie, haben wir diese Ruinen und das ganze Leid für unsere Sünden aufgehalst bekommen? Ich glaube es nicht, denn die menschlichen Sünden sind nicht so schlimm wie dieser Krieg. Was ist das für ein Allmächtiger, wenn er böse ist . . .“

„Nicht allen wird die gleiche Strafe zuteil...“

Olena Lewkiwna hatte schweigend zugehört, doch nun konnte sie sich nicht zurückhalten. „Dem einen eine große Strafe und dem anderen eine kleinere? Wie im Kolchos mit den Arbeitseinheiten – wer mehr verdient...“ Sofort unterdrückte sie das aufgekommene leise Lächeln.

„Vielleicht ist der Krieg den Menschen zur Läuterung bestimmt“, predigte Tante Lobodycha mit gepreßter Stimme, „zur Abschreckung. Damit sie nicht noch tiefer in Sünde fallen.“

„Die geschlagen sind, fallen nicht mehr“, entgegnete Warka schroff. „Die sind geläutert und abgeschreckt...“

Fiona hörte der Unterhaltung zu, und sie merkte, wie ein Schwindelgefühl und der Schmerz sie immer heftiger überkamen. Sie wußte – was für Gespräche hier auch geführt werden mochten, sie konnten ihren Wassyl nicht wieder lebendig machen, und alles menschliche Mitgefühl würde ihr den Sohn nicht ersetzen können. Wenn sie seiner gedachten, wie er gewesen war, was er wann und wo zu jemand gesagt hatte, war es, als streuten sie Salz in eine offene Wunde.

Und als die Lehrerin Olena Lewkiwna davon sprach, wie lerneifrig Wassyl gewesen war und wie seine Mutter darauf geachtet hatte, daß er zur Schule und nicht an der Schule vorbei ging, hielt es Fiona nicht mehr im Raum. Sie verließ das Haus, lehnte das Gesicht draußen an die Wand und weinte.

Unterdessen brannte das Gespräch im Haus wie feuchtes Roggenstroh weiter – nicht lichterloh, erlosch aber auch nicht. Finster, kummervoll sah Warka die Lehrerin an, als wendete sie sich in erster Linie an sie, und sagte: „Es gibt keinen Gott, aber wir wenden uns alle an ihn. Richten die Menschen Böses an – wälzen sie es auf Gott ab. Tun sie Gutes, schauen sie auch nach oben, ob er ihnen nicht wie den Kindern in der Schule eine

Belobigungsurkunde überreicht. Es gibt keinen, also braucht man auch nicht an ihn zu denken . . .“

„Sie führen ein schweres Leben“, sagte Tante Lobodycha. „Sie führen ein schweres Leben, wenn Sie so reden können.“

„Leicht ist es nicht“, gab Warka zu. „Ich schiebe mein Leiden nicht auf Gott, sondern nur auf mich selber und auf die Menschen.“

„Ihrem Herzen fehlt Güte!“

„Güte?“ Warka besann sich einen Augenblick. „Das ist nicht wahr. Meine Güte reicht für alle.“

Tante Lobodycha erörterte weiter: „Gott ist da für den, der an ihn glaubt. Wer nicht glaubt, für den gibt es ihn nicht. Es gibt ihn nicht für Sie, Warka, und wird ihn nie geben, weil Sie nicht wollen.“

„Aber für Sie ist er da?“ fragte Warka. „Wo ist er denn? Zeigen Sie ihn mir!“

„Bei dem Gläubigen ist er im Herzen und nicht irgendwo. Dort muß man ihn suchen . . . Sie werden ihn in sich nicht finden, Warka, und nicht sehen.“ Sie lächelte mit ihren schmalen, blutleeren Lippen.

Olena Lewkiwna hörte interessiert der Unterhaltung zu. Warka gefiel ihr – durch ihre Offenheit, durch die hart erungene Eigenständigkeit ihres Urteils. Tante Lobodycha dagegen sprach wie mit fremder Zunge.

„Mit Gott ist es leichter“, sagte Tante Lobodycha, „aber, wie schwer ohne Gott! Frömmigkeit tut der Seele wohl, sie verleiht Flügel und beschert dem Herzen Frieden. Gottlose dagegen . . . Na, ist es etwa nicht schöner zu glauben, daß dort, jenseits des Grabes, noch ein Leben ist? Tausendmal schöner!“

Die unbeirrbare Warka widersprach, und ihre blitzenden Augen verengten sich zu Schlitzern. „Ich glaube an das, was ich sehe, was ich habe. Ich glaube an das Brot, wenn ich und meine Kinder welches haben. Oder auch an geweihtes Wasser, wenn

ich mich damit netzen kann. Aber wie sehr man mir auch einreden mag, daß weiß schwarz ist – ich denke nicht daran, das zuzugeben!“

„Die blind geboren sind, bleiben blind.“ Langsam kaute Tante Lobodycha einen Happen Schmorkohl.

„Aber, aber“, sagte eine andere Frau sanft, „wir haben uns hier eingefunden, um eines Kindes zu gedenken, sein Andenken zu ehren.“

Alle verstummten eine Weile, aßen bedächtig. Dann ließ sich Warka erneut vernehmen, wie um Entschuldigung bittend und schuldbewußt. „Wir ehren also das Andenken, wie wir’s verstehen . . . Von Blinden haben wir gesprochen. Aber nun sagt mir mal, ist unser Väterchen Kuschniruk ein Sehender? Wer könnte besser als er sehen, hm? Warum also hat unser Väterchen seine Angetraute verlassen und wohnt bei Jaryna Pekur ein – wie irgendeiner vom Kolchos . . . Und ein Kind haben sie, wie’s sein soll. Hat er gut oder schlecht daran getan? Wie wird ihm das vergolten werden?“

„Auch in einer guten Herde findet sich ein schwarzes Schaf“, erwiderte Tante Lobodycha kalt.

Unterdessen war Großvater Lushar hereingekommen und hatte sich gemächlich am Tischende niedergelassen. Man schob ihm eine Schüssel mit Sülze zu, und er fing, ohne ein Wort zu sagen, zu essen an und folgte der Unterhaltung. Als er die Frauen so über den Popen reden hörte, sagte er: „Aber er predigt wunderschön, man möchte am liebsten heulen.“

„Er war ein prächtiger Pope, aber er hat sich entpuppt“, sagte Tante Lobodycha, als wieder Stille eintrat, und ihr leerer Blick enteilte in weite Ferne. „Wer werden bitten, uns einen anderen zu geben.“

„Es würde gut sein, die Kirche überhaupt zu schließen“, sagte Warka, „denn sie stiftet nur Verwirrung, bringt nichts Gescheites ein.“

Warkas Vater, der alte Lushar, hörte auf zu kauen, wollte wahrscheinlich etwas entgegnen, überlegte es sich aber anders. Zu Hause würde er seine Meinung sagen, vor den Leuten gehörte es sich nicht, mit der Tochter zu streiten.

Fiona kehrte zu den Gästen zurück, aber dicht hinter ihr schob sich der rotblonde, sonnengebräunte Petro Kosyr in die Stube. Über das eine Auge hing das leblose Lid, während das andere, wie von Feuer brennend, scharf in die Runde spähte. Die Oberlippe war genäht und ein Nasenflügel eingerissen. Alle wandten sich Petro Kosyr zu, und jeder hatte den gleichen Gedanken: Er ist damals mit Wassyl und den anderen Jungen zum Steinbruch von Tscherepaschynzy gegangen und hat von der ganzen Gruppe das meiste Glück gehabt – er ist zwar entstellt, aber er lebt!

„Ich war gerade draußen, da sah ich Petro kommen“, sagte Fiona. „Er war der beste Freund meines Wassyl, sie waren immer zusammen... Setz dich an den Tisch, Petro, isß etwas zum Andenken an Wassyl!“

Den wuscheligen Kopf gesenkt, setzte sich Petro mit finsterner Miene linkisch neben Warka, die den Blick nicht von ihm wenden konnte, und nahm sich ein Stück Brot.

„Nimm dir auch Kohl, Petro, isß das Brot doch nicht trocken!“ forderte ihn Fiona leise auf. „Du bist noch jung, du mußt noch wachsen.“

Alle schwiegen bedrückt. Olena Lewkiwna standen die Tränen in den Augen.

Der alte Lushar ging hinterher, schlurftte mit den Sohlen seiner abgetragenen Schuhe. Seine lange Hose schleifte auf der Erde, Strohhalme blieben an den Hosenbeinen hängen, eine einsame Feder. Vor Lushar gingen Warka und Olena Lewkiwna. Sie gingen nicht schnell; denn wer wird nach einem Gedenkschmaus hasten.



„Solche wie die Lobodycha kann ich nicht leiden“, sagte Warka. „Sie mögen ja allen Gutes wünschen, nur denken sie zuerst an sich. Sie wünschen Gutes, weil sie es dadurch ruhiger haben, dann nagen wenigstens keine Gewissensbisse an ihrem Herzen. Wenn man's durch Lüge leichter und ruhiger hätte, würden sie in der Lüge leben, ja sogar im Unrecht. Aber über Sie muß ich mich wundern, Olena Lewkiwna. Sie sind doch nicht irgendeine Frau, Sie sind Lehrerin. Sie kommen zu einem Gedenkschmaus, wo sich alle möglichen Leute ein Stelldichein geben – das wissen Sie ja selber. Da wird ein Zeug zusammen-geredet... Wie heute auch... Glauben Sie ja nicht, daß keiner auf Sie schaut, auf Sie schauen alle und warten, was Sie sagen.“

„Ich konnte heute nicht fernbleiben, Warka“, sagte Olena Lewkiwna. „Ich konnte nicht fernbleiben... Fionas Wassyl steht mir die ganze Zeit vor Augen, und wenn ich anfangs, über ihn nachzudenken, wird mir ganz wirr im Kopf.“

„Denken Sie nicht daran“, riet Warka, „dann wird Ihnen leichter! Wenn ich die ganze Zeit an meinen erschlagenen Polizeier denken würde, den Vater meiner Kinder? Ich hätte längst den Verstand verloren! Ich denke nicht mehr an ihn, er ist es auch nicht wert.“

Vor Warkas Haus blieben sie stehen. Satt und zufrieden schnaufend schlurfte der alte Lushar an ihnen vorüber, ging aber nicht ins Haus, sondern setzte sich am Strohschober nieder, um die Abendsonne zu genießen.

„Ach Gott“, sagte Warka, „wenn doch der Herr unsern Vater schon zu sich nehmen würde, statt daß er sich so alt noch quälen muß.“

Olena Lewkiwna erwiderte nichts. Seltsam mutete sie dieses freimütige Geständnis an. Über ihre Eltern würde sie nie so denken, geschweige denn reden können.

„Oh, Ihr Mychailo kommt gelaufen“, sagte Warka, die den

Seitenweg hinaufschaute. „Anscheinend etwas Dringendes. Sehen Sie nur, wie er rennt!“

Olena Lewkiwna zog sich das Herz zusammen – wenn nur kein Unglück geschehen ist! Auch Warkas Gesicht verfärbte sich; sie trat zur Seite, ging aber nicht weiter, wartete.

Olena Lewkiwna eilte ihrem Sohn entgegen. „Was ist passiert?“ fragte ihr Blick. Keuchend und mit einem Seitenblick auf Warka sagte er: „Mama...“

Quälende Erwartung lag in ihren Zügen.

„Mama, Kushta war bei uns und hat gesagt“, abermals ein rascher Blick in Warkas Richtung, „und hat gesagt, im Dorf wird Razzia auf Selbstgebranntem gemacht.“

„Auf Selbstgebranntem?“

„Die suchen im Dorf nach Selbstgebranntem, und wir sollen... wenn wir welchen haben... wir sollen ihn verstecken.“

„Aber Junge!“ Sie sah ihn verwundert an, wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte. Ein mächtiger Stein fiel ihr vom Herzen, sie fühlte sich erleichtert. „Bist du bei Verstand, Mychailo?“

„Wieso? Kushta war so verstört, hat gesagt, ich soll dich ganz schnell suchen.“

„Na, Stepan sei Dank, weil er sich so um uns Sorgen macht. Aber Mychailo, du weißt doch genau, daß wir nie Schnaps gebrannt, daß wir gar keinen Apparat dazu haben. Ach, hast du mich erschreckt...“

„Er hat mir das gesagt, und da bin ich losgelaufen“, rechtfertigte sich Mychailo mit halb schuldbewußter, halb beschämter Miene.

„Wir werden auch nie welchen brennen“, fuhr die Mutter fort, „denn bei uns trinkt niemand, und zum Verkauf haben wir erst recht keinen. Das weißt du doch, Mychailo...“

„Aber vielleicht ist irgendwo für alle Fälle eine Flasche verwahrt“, sagte er, um sich aus der Affäre zu ziehen, „da hab

ich mir eben gedacht...“ Verärgert machte er kehrt und ließ die Mutter stehen.

Nein, dieser Stepan! Olena Lewkiwna lächelte verständnislos, sie war ganz gerührt. Er wünscht jedem Gutes, und was dabei herauskommt... Auf den fragenden Blick Warkas, die langsam näher kam, antwortete sie: „Alles in Ordnung. Einfach ein Mißverständnis. Es ist sogar lächerlich, darüber zu reden. Mychailo sagt, im Dorf wird nach Selbstgebranntem gesucht, und ich soll nach Hause laufen und unsern verstecken. Aber was soll ich denn verstecken, wenn wir nicht mal wissen, wie er gebrannt wird...“

„Haussuchung, sagen Sie? Natürlich bei den Leuten, die ihn Tag und Nacht brennen. Na, ich werd gehen... Mychailo, schönen Dank! Wissen Sie, ich brenne auch keinen Schnaps, aber ich hab ein wenig... Gekauften. Ich seh mal nach... Zu mir werden sie zwar nicht kommen. Warum sollten sie auch? Aber trotzdem...“

Der alte Lushar war am Fuß des weißgelben Strohschobers eingeschlafen, und neben ihm stand, als hielte er Wache, unbeweglich ein roter Hahn.

In der Woche kam Witali Hryhorowytsch gewöhnlich in seinem alten Cheviotanzug zur Schule, aber zur heutigen Methodikberatung trug er seine olivgrüne Uniformjacke mit den Ordensspangen und seine blaue Stiefelhose; die gewachsenen Stiefel strömten einen herben Geruch aus.

Pschenytschny begegnete Olena Lewkiwna im Korridor. Er sah blaß und verstört aus. Seine Lippen bewegten sich beim Sprechen kaum, als wären sie erfroren.

„Haben Sie gesehen? Er ist heute in Uniform. Na, jetzt hab ich nichts mehr zu hoffen. Olena Lewkiwna, ich bitte Sie... Sie kennen mich nicht das erste Jahr...“ Ohne den Satz zu beenden, winkte er ab und ging weiter, unbeholfen und gebeugt.

In der heutigen Methodikberatung sollten die Lehrer eine Geographiestunde Pschenytschnys einschätzen. Obwohl Pschenytschny diese Stunde schon am frühen Morgen gehalten hatte, fühlte er sich noch immer wie ausgelaugt. Allerdings war er heute schon mit übernachtigten Augen, unausgeschlafen zur Schule gekommen, er hatte sich am Abend vorher offenbar intensiv vorbereitet und war nervös.

Im Lehrerzimmer fanden sich diesmal alle Lehrer ein. Der Direktor hatte verlangt, daß auch die Lehrer der unteren Klassen an der Beratung teilnehmen sollten. Deshalb kam auch Nastja Wassyliwna. Und auch der Sportlehrer, Andri Kindratowytsch, sichtlich erfreut, daß er ebenfalls eingeladen war; er hatte sich aus diesem Anlaß ein weißes Hemd angezogen, eine Krawatte umgebunden und sogar mit Eau de Cologne besprüht.

Pschenytschny saß an dem großen Lehrertisch, vor ihm lag ein Stoß Schülerhefte, er korrigierte Hausaufgaben. Locker fiel ihm das Haar in die Stirn (er hatte es wahrscheinlich am Abend zuvor gewaschen), und er warf es ein ums andere Mal mit einer heftigen Bewegung zurück. Er korrigierte, tauchte aber die Feder nicht einmal ins Tintenfaß, machte keine Korrekturzeichen.

Repta, der stellvertretende Direktor, sah feierlich aus. Kalt und unnahbar blinkten die Gläser seiner Brille. Er schürzte seine dünnen Lippen von Zeit zu Zeit, als wollte er etwas Wichtiges sagen, fand aber anscheinend nicht die richtigen Worte, und die Lippen des stellvertretenden Direktors spannten sich wieder wie eine Schnur.

Der Lehrer für russische Sprache und Literatur, Dmytro Iwanowytsch Skrypka, war etwa fünfunddreißig, wirkte aber wie ein Jugendlicher: Sein kräftiges helles Haar war immer kurz geschnitten, er war schlank, drahtig, der Blick lebhaft und freundlich. Skrypka bat den Direktor jetzt gerade, ihn von der Auswertung zu beurlauben, weil er einen weiten Heimweg

habe, bis zur Rayonstadt fahren müsse; der Direktor schätzte den Lehrer für russische Sprache und Literatur zwar, wollte aber um keinen Preis zustimmen. Er erwiderte, daß sich Dmytro Iwanowytsh ohnehin nicht am außerunterrichtlichen Leben ihres Schulkollektivs beteilige und nach seinem Unterricht sonst sofort heimfahre, heute aber noch bleiben müsse.

Kaum hatte sich Skrypka vom Tisch des Direktors entfernt, als im Lehrerzimmer Stille eintrat. Alle begriffen, daß die Beratung sogleich beginnen würde. Pschenytschny korrigierte nach wie vor Hefte, und die Feder seines Federhalters war nach wie vor trocken. Der stellvertretende Direktor blickte prüfend in die Papiere, und seine Brillengläser funkelten besonders dienstlich und unnahbar. Wenn's nur bald anfinge, dachte Olena Lewkiwna ungeduldig und sah ihren Mann an, der sich zu Andri Sak beugte und mit ihm flüsterte.

„Wir werden eher anfangen und eher aufhören“, sagte der Direktor, als erriete er Olena Lewkiwnas Gedanken. „Also . . .“ Er drehte seinen Füllhalter zwischen den Fingern, mit dem er gewöhnlich seine Direktorunterschrift unter alle möglichen Schriftstücke setzte, unter Weisungen, Beschlüsse, Gesuche, und Repta beobachtete den Füller wie einen Zauberstab.

„Pawlo Pawlowytsh, wir möchten Sie bitten . . . Wir bitten Sie zu berichten, wie Sie sich auf die Unterrichtsstunde vorbereitet, welches Ziel Sie sich gestellt hatten und inwieweit es Ihnen dann gelungen ist, das Bildungs- und Erziehungsziel zu erfüllen.“

Pschenytschny wollte ein Heft auf den Tisch legen, aber das Heft rutschte herunter und fiel auf den Fußboden. Er bückte sich rasch, hob es auf, und dabei färbte sich sein Gesicht purpurrot. Andri Sak grientete, Repta preßte mit finsterner Miene die Lippen aufeinander.

Ausführlich begann der Geographielehrer darzulegen, wie er die Stunde vorbereitet und durchgeführt, worauf er die Auf-

merksamkeit der Schüler besonders gelenkt und mit welchen Mitteln er das Interesse für das Thema wachzuhalten versucht hatte. Er sprach unsicher, verhedderte sich und wiederholte sich. Sonst sprach er immer klar und würzte seine Rede mit Medwynezer Wendungen, aber heute verfiel er auf Floskeln wie „unter Berücksichtigung der Tatsache, daß“, „ausgehend davon, daß“, „unter dem Gesichtspunkt“, „dialektische Widersprüche“ und „die dringlichen Aufgaben des Erziehungsprozesses“. Olena Lewkiwna hörte aufmerksam zu, ihr Kollege tat ihr leid, weil er so aufgeregt war und solche Angst davor hatte, wie die heutige Methodikberatung für ihn ausgehen werde.

Als Pschenytschny geendet hatte, sah er verstört den Direktor und dann Repta an, wollte noch etwas hinzusetzen, verstummte aber. Er versuchte von den Gesichtern abzulesen, was für einen Eindruck er mit seinem Bericht gemacht hatte, aber die Gesichter erschienen ihm jetzt fremd und fern. Sogar Olena Lewkiwna sah ihn anders als sonst an.

Makar Tychonowytsh Repta ergriff das Wort. Aber wie tat er das? In der ungewissen Stille, die im Lehrerzimmer eingetreten war, rückte er mit seltsam träger, unbeholfener Gebärde seine Brille zurecht, die ohnehin fest auf der Nasenwurzel saß, und räusperte sich, als hole er aus der Tiefe seiner Brust die trockenste, hölzernste, farbloseste aller Stimmen herauf, dann legte er den Kopf in den Nacken, fixierte die Decke, so daß man seine gelbliche, feuchte Stirn kalt glänzen sah, und sagte: „Kollegen, wir haben die Aufgabe, zu erziehen...“

Repta sprach gewichtig, voll innerer Sammlung, und obwohl aus seinem Munde Worte kamen, die man viele Male vernommen hatte, klangen sie doch so, als hätte er sie sich selber überlegt und als wären sie die Frucht rastlosen Grübelns, denn er sprach gemessen, im vollen Bewußtsein der Bedeutung, die ihm und den verkündeten Worten gebührte. Skrypka lächelte

spöttisch, seine rotblonden, von der Sonne gebleichten Brauen zuckten. Olena Lewkiwna hatte das Gefühl, daß mit dünnen gelben Flügeln die Langeweile ins Lehrerzimmer geflogen käme und um die Köpfe kreiste. Sie sah zum Fenster – eine große Herbstfliege tanzte an der Scheibe.

Während Pschenytschny dem stellvertretenden Direktor zuhörte, fing er sich allmählich wieder und faßte neuen Mut; er wölbte die Brust vor und richtete sich auf.

„Jedoch...“, orgelte Repta mit sonorer Stimme, und in Pschenytschnys Brust zerriß plötzlich etwas, fing dumpf an zu schmerzen. „Jedoch... sind dem Kollegen Pschenytschny, wengleich er die Stunde insgesamt auf einem hohen erzieherischen und bildungsmäßigen Niveau durchgeführt und bemerkenswerte Resultate erzielt hat, gewisse Fehler unterlaufen.“

Alle horchten auf. Der Direktor hielt sekundenlang den Füller still. Pschenytschny senkte den Kopf und blickte nun von unten herauf direkt auf den Bauch von Repta, der in der Ecke vor ihm stand.

„Als den größten Fehler betrachte ich die Überbewertung der Leistung von Borys Horbokin. Der Schüler hätte eine Drei verdient, aber Sie, Pawlo Pawlowytsch, haben ihm eine Zwei gegeben und ihn obendrein vor der ganzen Klasse gelobt: Seht nur, wie er sich angestrengt hat! Es erübrigt sich, nachzuweisen, daß Sie durch die Überbewertung nicht nur Borys Horbokin, sondern dem ganzen Erziehungsprozeß ernststen Schaden zugefügt haben!“

Pschenytschny riß die Augen weit auf und entgegnete scharf: „Die Zensierung war richtig!“

Repta warf einen Blick auf einen Zettel und sagte, daß der Schüler dies und jenes nicht gewußt, auf dies und jenes verworren geantwortet habe. Außerdem sei er so aufgetreten, als wäre nicht er aufgerufen worden, um die Fragen zu beantwor-

ten, sondern als müsse Pawlo Pawlowytsch selber antworten. Übrigens habe es sich auch fast so ergeben – der Lehrer habe auf die gestellten Fragen mehr als der Schüler geantwortet.

„Trotzdem habe ich nicht zu gut zensiert!“ wiederholte Pschenytschny hartnäckig, nachdem er Reptas Erklärung angehört hatte. „Ich will auch sagen warum. Wieviel Jahre sitzt Horbokin in der sechsten Klasse? Zwei Jahre, jetzt geht’s schon in das dritte. Im vorigen Jahr habe ich ihn zu demselben Thema geprüft, und er hat, wie verwunderlich dies auch erscheinen mag, eine Eins bekommen. Was mache ich also, wenn soviel Lehrer zu mir hospitieren kommen? Ich hab Horbokin wieder aufgerufen. Warum? Na, alle wissen doch, daß er in der Klasse nicht zum zweiten, sondern zum dritten Mal sitzt, und ich wollte auch durch seine Kenntnisse verblüffen. Mir war doch noch vom vorigen Jahr in Erinnerung, daß er den Stoff gut beherrscht!“

Der Direktor konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Repta nahm dieses Lächeln wahr und überlegte stirnrunzelnd, ob man ihn belächelte, fand aber dafür keinen hinreichenden Grund.

„Er konnte doch nicht alles vergessen haben“, fuhr Pschenytschny hitzig fort. „Deshalb half ich ihm durch Fragen weiter. Aber Horbokin hat einen Charakter, kann ich Ihnen sagen! Das ist ein Junge, der sich so dumm stellen kann, als hätte er überhaupt keine Ahnung. Und Sie haben angenommen, daß dem Schüler vielleicht, weil er in der Klasse soviel Lehrer auf einmal vor sich sah, etwas entfallen war... Wie konnte ich ihm eine schwache Drei geben, wenn ich genau weiß: Er hat diesen Stoff im vergangenen Jahr ausgezeichnet beherrscht!“

„Er hatte doch aber alles vergessen“, sagte Repta, vorwurfsvoll blinzeln. „Also hatte er eben nicht gewissenhaft gelernt. Sie dürfen doch keine Zensuren für frühere Verdienste geben, sondern müssen den objektiven Stand der Dinge bewerten.“



„Objektiv hat er eine Zwei verdient. Muß man schließlich einen Schüler anspornen oder nicht? Das dritte Jahr sitzt er in der sechsten Klasse! Wie lange soll er dort noch bleiben? Man möchte ihn doch in die siebente Klasse versetzen, damit er die Schule möglichst beendet und arbeiten geht. Er ist ein kräftiger Kerl, ist nicht dumm und hilft seiner Mutter. Auch im Kolchos sieht man ihn oft mitarbeiten. Ist es nicht unsere Pflicht, dem Jungen unter die Arme zu greifen, damit er die Schule möglichst bald beendet?“

„Das ist unsere Pflicht“, sagte Repta, seine Verärgerung verbergend. „Aber wir haben die Pflicht, dies mit pädagogischen Methoden zu erreichen.“

Repta sah den Direktor an, als erbäte er von ihm Unterstützung in diesem Wortwechsel. Witali Hryhorowytsch hatte jedoch beschlossen, den Geographielehrer nicht zu unterbrechen; er wollte ihn offenbar seine Auffassungen vollständig darlegen lassen.

„Außerdem“, erklärte Repta gepreßt, „bin ich der Meinung, daß es Ihrerseits übereilt gewesen ist, Iwan Hunka aus der Klasse zu verweisen. Wir alle wissen, daß er ein undisziplinierter Schüler ist, ein ungebärdiges Wesen hat und nicht lernen will, wir wissen, daß er durch sein Benehmen der ganzen Klasse ein schlechtes Beispiel gibt. Aber diesmal haben Sie ihn grundlos hinausgeschickt. Was hatte er getan? Er versuchte, einen Zettel auf die hintere Bank zu werfen . . . Da haben Sie den Jungen vor die Tür gesetzt.“

„Ja, das habe ich“, erwiderte Pschenytschny, von der Richtigkeit seiner Handlungsweise überzeugt. „Sonst hätte er mir nämlich die ganze Stunde geschmissen. Ihn hat es nicht gestört, daß eine Hospitation stattfand. Also sollte er lieber allein darunter leiden als die ganze Klasse.“

„Sind Sie davon überzeugt, daß er die Stunde scheitern lassen wollte?“

„Dessen bin ich sicher“, antwortete Pschenytschny verdrießlich mit gedämpfter Stimme.

„Tja, wenn Sie seine Psyche so gut kennen, werde ich nicht weiter mit Ihnen streiten“, konstatierte Repta mit beleidigtem Unterton. Er klappte sein Notizbuch zu und griff sich an die Stirn, als wollte er vor Ärger einen lästigen Gedanken aus seinem Kopf herausreißen. „Das war's, was ich sagen wollte.“

Skrypka sprach unmittelbar nach dem stellvertretenden Direktor; offenbar hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, die Beratung vorzeitig verlassen zu können. Er verbreitete sich über Pschenytschnys große Lebenserfahrung und darüber, wie diese Erfahrung seinem Verhältnis zu den Kindern zugute komme. Er lobte Pschenytschny, weil dieser nicht nur in der Klasse saß, sondern seinen Unterricht auch in der freien Natur abhielt – erst vor kurzem hatte Skrypka ihn mit der fünften Klasse zum Teich gehen sehen, wo er die Schüler mit der lebendigen Natur vertraut gemacht hatte. Skrypka sprach gut, wohlwollend, jedes seiner Worte war von Taktgefühl und Achtung vor dem Kollegen getragen. Pschenytschny blühte auf, und die Wolken, die seine Stirn verdunkelt hatten, schwanden allmählich.

„Dmytro Iwanowytsch“, unterbrach der Direktor ihn unzufrieden, vermochte anscheinend das Ende der Lobpreisung nicht abzuwarten, „was können Sie über die Unterrichtsstunde sagen, die wir jetzt einschätzen wollen? Hat die Stunde einen ebenso vortrefflichen Eindruck auf Sie gemacht wie Pawlo Pawlowytschs Biographie?“

Skrypka neigte den Kopf, als wollte er sagen: Selbstverständlich. Aber sein Mund blieb geschlossen.

„Haben Sie dazu Bemerkungen zu machen?“

„Auch Heilige haben Schwächen“, antwortete Skrypka.

Darin erschöpfte sich seine ganze Einschätzung. Er setzte sich auf seinen Stuhl und gab zu verstehen, daß er fertig, gehörig objektiv gewesen und zu mehr nicht fähig sei.

Im Lehrerzimmer trat bedrückende Stille ein. Jeder hoffte, die Sitzung möge bald zu Ende sein, wünschte, sie hätte nie begonnen.

Dann sprach Nykin Iwanowytsch Schkaruba. Er holte, wie Skrypka, weit aus. Die Geographiestunde, die Pawlo Pawlowytsch in der sechsten Klasse gehalten hatte, fand keinesfalls Schkarubas Zustimmung, sie erinnerte ihn eher an ein Vergnügen der Dorfjugend an Winterabenden, bei dem Pawlo Pawlowytsch als Possenreißer und fideler Vorsänger aufgetreten sei. Außerdem hatte er seiner Meinung nach im Umgang mit den Kindern eine Unmenge Fehler begangen. (Es war zu spüren gewesen, daß sie Pawlo Pawlowytsch nicht als Lehrer, sondern als guten Onkel betrachteten, von dem man allen möglichen Ulk erwarten durfte.) Das sprach Schkaruba jedoch nicht aus. Er konnte es nicht, weil er wußte, daß Olena und er sich dann mit Pschenytschny überwerfen würden, und sie mußten weiterhin in ein und demselben Dorf leben, in ein und derselben Schule arbeiten.

Zu den Schwächen der Unterrichtsstunde zählte Schkaruba ebenfalls die zu gute Zensierung Borys Horbokins und Iwan Hunkas Entfernung aus der Klasse. Diesen Vorwurf zu äußern war für ihn einfach, weil Repta ihn auch schon geäußert hatte. Damit seine Stellungnahme Pschenytschny nicht zu schroff erschien, sagte Schkaruba zum Schluß: „Wenn Iwan Hunka es übrigens, um die Wahrheit zu sagen, verdient hatte, vom Unterricht ausgeschlossen zu werden, dann mußte das natürlich besser früher als später geschehen.“

Pschenytschnys Augen strahlten vor Dankbarkeit.

„Ich danke“, sagte der Direktor mit strenger Miene und zog die Stirn kraus.

Nykin Iwanowytsch achtete nicht auf den Tonfall des Direktors, er war froh, daß er seinen Diskussionsbeitrag hinter sich hatte. Da er nicht aufrichtig gewesen war und seine wahre

Einschätzung verheimlicht hatte, verspürte er Gewissensbisse, tröstete sich aber andererseits: Die guten Beziehungen zu Pawlo Pawlowytsch würden unangetastet bleiben, und das war wichtig für ihre Arbeit.

Die anderen Lehrer traten Pschenytschny auch nicht zu nahe, obwohl sie sich kühner und realistischer als Nykin Schkaruba äußerten. Jeder brachte seine Bemerkungen vor, und am Ende ging das Gute, das über den Geographielehrer gesagt worden war, in der Masse der Stellungnahmen unter.

„Und Sie, Olena Lewkiwna?“ fragte der Direktor, als bereits alle gesprochen hatten. „Sie sind doch die Klassenleiterin der Sechsten.“

„Ich war nicht anwesend, aber wenn es sein muß . . .“

Voller Hoffnung sah Pschenytschny Olena Lewkiwna an. „Helfen Sie mir, ich flehe Sie an!“ sagte sein leidender Blick.

„Tja, wenn Sie in der Stunde nicht hospitiert haben, können Sie wahrscheinlich auch keine Einschätzung geben“, sagte der Direktor. „Übrigens läßt sich unschwer erraten, was Sie sagen werden.“

Pschenytschny sank offensichtlich in sich zusammen. Da haben wir's: Übrigens läßt sich unschwer erraten, was sie sagen wird. Der Direktor weiß also sehr gut, daß Olena Lewkiwna bis zum letzten die Gerechtigkeit verteidigt und es nicht zulassen würde, wenn man mit mir Schindluder treibt.

„Fassen wir unsere Aussprache zusammen“, sagte der Direktor und stand auf. Er überlegte einen Augenblick, und die Haut in seinem Gesicht schien zu erschlaffen, er wirkte unversehens erschöpft, gealtert. Die Umsitzenden dachten an seine Verwundungen und seine durch den Krieg unterminierte Gesundheit. „Die Methodikberatung, die wir heute durchgeführt haben, muß für jeden von uns eine Lehre sein, ein Stück staatsbürgerliche Erziehung zu prinzipieller Einstellung und

moralischer Sauberkeit.“ Bei diesen Worten sah er niemanden an, aber Nykin Iwanowysch fühlte sich persönlich angesprochen, und das erging nicht nur ihm so. „Indem wir Pawlo Pawlowytschs fachliches Können einschätzen, stellen wir zuallererst uns selber dem allgemeinen Urteil. Wer mit seiner wahren Meinung hinterm Berge gehalten, wer geheuchelt und wer geschwiegen hat, der hat zunächst sich selber herabgewürdigt. So was geschieht aus Angst, aus allen möglichen Befürchtungen, aber Angst und Befürchtungen dieser Art erniedrigen den Menschen. Größtes Glück für den Menschen ist es, der Wahrheit treu zu bleiben. Wahrheitstreue und Ehrlichkeit sind für den Lehrer wie für jeden anderen Menschen oberstes Gebot. Es ist bedauerlich, daß ich das hier sagen muß.“

Obwohl Olena Lewkiwna nicht gesprochen hatte und obwohl das, was der Direktor jetzt gesagt hatte, sie nicht unmittelbar betraf, fühlte sie sich angesprochen; denn ihr tat Pawlo Pawlowytsch leid, und sie würde ihm die volle Wahrheit auch nicht ins Gesicht sagen.

„Ich wiederhole noch einmal: Diese Beratung sollte für jeden von uns ein Beitrag zur staatsbürgerlichen Erziehung sein . . . Tja, das scheint alles zu sein?“ Fragend sah der Direktor seinen Stellvertreter an.

„Wieso denn . . .“ Repta wollte offenbar monieren, daß der Direktor in seiner Zusammenfassung nichts über die Geographiestunde selber gesagt hatte. Aber er biß sich rechtzeitig auf die Zunge.

Die Lehrer blieben noch einige Zeit sitzen. Pschenytschny fiel ein Stein vom Herzen. Obwohl er ahnte, daß die Unannehmlichkeiten damit noch nicht zu Ende waren, stahl sich das gewohnte Lächeln auf sein Gesicht.

Skrypka verließ als erster die Versammlung. Er mußte noch bis in die Rayonstadt.

Am Abend kam Warka und brachte, eingeschlagen in ein weißes Handtuch, ein Brot. „Ich hab’s gerade aus dem Ofen geholt, es ist noch warm.“

Olena Lewkiwna nahm das Brot, und ihre Handflächen wurden heiß. Süß stieg ihr der Duft des frischen Brotes in die Nase. „Danke schön! Ich wollte gerade morgen backen. Nun brauche ich erst übermorgen zu backen.“

„Wissen Sie, was ich am liebsten mache?“ fragte Warka. „Brot backen! Ich glaube, ich könnte Tag und Nacht backen, würde nie müde werden und nie ausruhen wollen. Ein ganz anderer Mensch bin ich dann. Das Herz lacht einem im Leibe, und alle finde ich lieb und nett.“

„Meine Mutter bäckt gutes Brot“, sagte Olena Lewkiwna verträumt. „Als kleines Kind hab ich nie verstehen können, wie aus Mehl und Wasser Brot wird, wieso meine Mutter knusperbraune Brote aus dem Ofen holt, in den sie nur Teig hineingeschoben hat.“

„Für mich gibt’s kein besseres Brot als selbstgebackenes. Mir schmeckt kein fremdes, nur das, das ich mit eigenen Händen knete und backe, obwohl andere Leute auch gutes haben. Ich bin ja so froh darüber, daß wir für die Arbeitseinheit auch Korn bekommen, daß ich selber mahlen kann und mein Mehl habe. Wenn man mal in die Stadt fährt und Brot aus der Fabrik kauft – das ist kein Brot, das ist reiner Klitsch. Wer kümmert sich eigentlich darum? Schon wenn ich selber rangehe und den Teig knete, wie oft schaue ich in den Trog, bis der Teig geht! Und wie’s mich dann lockt, in den Ofen zu gucken und nachzusehen! Sicherlich macht das Brotbacken mir ebensolchen Spaß wie Tante Lobodycha der Kirchgang.“

Olena Lewkiwna stutzte, als sie Warkas Vergleich hörte: Brotbacken und Kirchgang!

„Aber die jungen Leute“, fuhr Warka, unversehens bekümmert, fort, „die verstehen nicht mehr, so wie die Alten Brot

zu backen. Dem einen oder anderen wird's vielleicht von den Alten beigebracht, aber den meisten nicht. Die fahren zum Rayonzentrum, kaufen körbeweise ein, essen eine Woche davon, und dann müssen sie wieder Brot holen. Wie werden die's nur lernen?“

„Nicht alle haben es verlernt“, beruhigte Olena Lewkiwna sie. „Sie zum Beispiel können es, und Ihre Kinder werden es von Ihnen lernen.“

„Wenn sie's nur lernen! Das ist wohl das einzige Gute, das ich verstehe, und das möchte ich an sie weitergeben . . . Ich sage Ihnen, heute können die Leute auch keinen Brunnen mehr so ausheben wie früher. Die alten Meister werden immer weniger, und bald ist gar keiner mehr übrig.“

Der Duft des frischgebackenen Brotes, das Warka gebracht hatte, erfüllte die Stube. Olena Lewkiwna brach ein Stück Kruste ab, kostete, und sogleich trat ihr ein Roggenfeld vor Augen, gelbe Ähren.

„Ich wollte Sie etwas fragen . . . Es ist mir zwar peinlich, aber trotzdem . . . Haben Sie sich schon zum Winter mit Heu eingedeckt für Ihre Sirka, oder wollen Sie nichts zukaufen?“

„Wir haben Kalmus, Kolbenhirse und Trespe eingelagert. Sie wissen ja, Warka, wie's mit dem Grünfutter ist, immer zu knapp. Wir wollen noch etwas Heu zukaufen, denn wir haben in der Ecke nur ein paar Gabeln voll liegen, das reicht nicht.“

„Hören Sie, was ich Ihnen vorschlage . . . Chrustschs haben doch keine Kuh, aber eine Wiese. Deswegen hab ich schon mit dem alten Sasont verhandelt, er soll mir sein Heu verkaufen. Aber er hat gesagt, er hätte es Ihnen schon versprochen.“

„Nein, ich habe mit ihm nicht darüber geredet. Vielleicht Nykin Iwanowytsch.“

„Nykin Iwanowytsch auch nicht. Der alte Sasont macht nur Ausflüchte, führt mich nur an der Nase rum, weil er hofft, Ihnen einen Fünfer mehr abzunehmen. Na, Sie würden ihm

vielleicht einen Fünfer mehr geben, um nicht wer weiß wie weit nach Heu herumzulaufen, wenn Sie's hier nebenan haben. Ich möchte Sie nur bitten, Olena Lewkiwna, kein Heu von ihm zu nehmen, ja? Wenn Sie's nicht nehmen, dann wird er's mir zum normalen Preis ablassen.“

„Aber ich weiß von diesem Heu gar nichts...“ Olena Lewkiwna war völlig entgeistert. „Und ich werde von Sasont keins nehmen, wenn er so ein Gauner ist.“

„Vielleicht ist er ein Gauner, vielleicht auch nicht“, erwiderte Warka großmütig, „jedenfalls möchte jeder das meiste raus-schlagen.“

Tatsächlich kam Sasont am nächsten Tag zu den Schkarubas, um mit ihnen über das Heu zu reden, aber sie lehnten ab und sagten, sie hätten zur Zeit kein Geld. Am selben Tag trugen Warka und ihre Kinder – die drei Mädchen und Mykola – mit Planen und Säcken das Heu von Chrustschs Wiesen zu ihrem Haus. Sogar der alte Lushar nahm ein- oder zweimal einen Armvoll Heu auf, aber Warka herrschte ihn an, er solle es nicht auf den Armen tragen, weil er dabei zuviel verlieren würde.

In der sechsten Klasse fiel die Russischstunde aus. Draußen ging ein heftiger Regen nieder, und Skrypka hatte bei diesem Wetter offenbar nicht nach Medwynez kommen können. Es war die erste Stunde, und niemand konnte natürlich Vertretung machen. Den Schülern wurde aufgetragen, selbständig eine schriftliche Arbeit anzufertigen, und sie kramten in ihren Heften und Büchern, klapperten mit den Tintenfassern.

Marika Melnyk kam zu spät. Sie dachte zuerst, es wäre ein Lehrer in der Klasse, öffnete die Tür nur ein wenig und spähte durch den Spalt. Als sie die Unruhe hörte und begriff, was los war, trat sie rasch über die Schwelle.

Einen Augenblick blieb sie stehen, und sogleich bildeten sich auf dem Fußboden neben ihren Beinen zwei Pfützen. Sie war



völlig durchnäßt, aber fröhlich. Sie nahm ihr Kopftuch ab, schüttelte neben der Tafel das Wasser ab. Dann schüttelte sie sich wie ein Vogel die Regentropfen aus den Haaren und von der Kleidung.

Mychailo lächelte unwillkürlich, als er ihr zusah. Die trübselige Stimmung, an der das schlechte Wetter schuld war, schwand sofort, und ringsum wurde alles hell.

„Kinder“, sagte Mykola Lushar, „los, nehmen wir sie an Armen und Beinen und wringen sie aus, sie ist doch so naß!“

Mehrere Jungen schnellten von ihren Plätzen, stürzten zu Marika und versuchten, sie an den Armen und Beinen zu ergreifen. Sie schlug Mykola, der am flinksten war, die Bücher auf den Kopf, dann bearbeitete sie Borys Horbokin, der sie grinsend zu umfassen versuchte, und auch Iwan Hunka bekam sein Teil ab.

Mychailo gefiel Mykolas Spaß zuerst, er wollte sich auch in das Getümmel stürzen, aber ihn hielt etwas zurück, und er beobachtete nur verlegen lächelnd, wie sich die anderen neben der Tafel abstrampelten. Als er aber in Marikas Augen Tränen glitzern sah, weil die Jungen ihr ernsthaft zusetzten, fühlte er sich verpflichtet, ihr zu Hilfe zu eilen. Er war schon aufgestanden, als er wie angewurzelt stehenblieb.

In dem Moment schlug Marika Iwan Hunka so heftig auf die Nase, daß sie blutete. Die Jungen wandten sich Iwan zu und ließen von Marika ab, sie ging, hochrot im Gesicht, ganz außer Atem mit grimmig funkelnden Augen auf ihren Platz.

Inzwischen lief schon jemand auf den Schulhof zu dem Wassertrog und feuchtete ein Taschentuch an. Iwan Hunka stand, den Kopf im Nacken, am Fenster und versuchte, das Blut zu stillen. Alle schwiegen. Borys Horbokin warf Marika böse Blicke zu: Für die blutig geschlagene Nase mach dich auf was gefaßt!

„Warum habt ihr sie nicht in Ruhe gelassen?“ fragte Taissa in die Stille. Sie empfand aufrichtig Mitgefühl für ihre Freundin und hatte zugleich Angst um sie. Wie würde es nun weitergehen? Iwan würde das nicht ungestraft hinnehmen. „Ihr habt angefangen, also geschieht’s euch recht. Der Schlimmste hat nun sein Teil weg.“

„Auswringen wollten sie mich!“ sagte Marika mit einem wütenden Blick auf Mykola Lushar. „Können sich freuen, daß kein Lehrer da ist.“

Das Taschentuch vor der Nase, setzte sich Iwan Hunka in die Bank und legte wieder den Kopf in den Nacken. Er schwieg, wartete darauf, daß die Nase zu bluten aufhörte. Offenbar wurde sein Schweigen nicht nur Taissa, sondern auch Marika unheimlich, denn sie sah ihn ängstlich und mitleidig zugleich an, bedauerte es sichtlich schon, daß sie so derb zugeschlagen hatte.

Iwan Hunka nahm das Taschentuch von der Nase und richtete sich auf – die Nase blutete nicht mehr. Schwerfällig und langsam erhob er sich.

„Nun steh auf, wer hehren Herzens!“ deklamierte Borys Horbokin, während er seinen Freund beobachtete.

Iwan ging durch die Bankreihen, hin in der einen Richtung, zurück in der anderen. Seine Miene war gespielt gleichgültig. So blieb er vor der Bank stehen, auf der Marika und Taissa saßen.

„Tod den Henkern, Tod!“ grölte Borys Horbokin stupide.

„Was quatschst du da!“ herrschte Taissa ihn an.

Marika aber tat, als sähe sie Iwan nicht vor sich stehen, schlug ihr Heft auf, um mit der schriftlichen Aufgabe zu beginnen.

Hunka stand vor ihr und sah sie unverwandt an. Dann ging er vor an den Lehrertisch, setzte sich und legte die Hände vor sich auf die Tischplatte. „Also, Kinder, beginnen wir mit dem Unterricht! Wie lauteten die Hausaufgaben? Klassenältester,

steh auf und sag es! Was denn, ist er nicht da? Kommt er später, oder ist er krank geworden? Kinder, wer ist eurer Klassenältester?“

„Marika Melnyk“, antwortete Mykola Lushar, der den Fortgang der Alberei genoß. Obwohl er der Älteste in der Klasse war, benahm er sich wie der Jüngste.

„Marika, steh auf!“ sagte Hunka. Da sie so tat, als hörte sie nicht, fragte er Mykola: „Vielleicht sagst du es? Unsere Klassenälteste ist taub geworden.“

„Wir hatten auf... wir hatten auf“, stammelte Mykola und schnitt wüste Grimassen, bemüht, die ganze Klasse zu belustigen. „Ich hab vergessen, was wir aufhatten.“

„Lobenswert, sehr lobenswert, daß du das vergessen hast“, sagte Iwan Hunka, indem er Skrypkas Redeweise imitierte. „Aber wie du mit Nadka Lapkowska zusammengelebt hast, ist dir doch wohl nicht entfallen?“

„Ich... ich...“ Diese Frage hatte Mykola Lushar nicht erwartet. „Ich erinnere mich nicht, hab's vergessen.“

Die Klasse brach in schallendes Gelächter aus. Alle waren darauf begierig, zu hören, wie ihr Mitschüler im Haus ihrer Medwynezer Mitbürgerin, die schon ein Kind hatte, aufgenommen worden war. Sogar Marika und Taissa hoben die Köpfe, ließen die Bücher und Hefte unbeachtet.

Im „Lehrerton“ fuhr Iwan fort: „Wanke nicht wie eine Pappel im Wind, steh gerade, wie es sich für einen Schüler gehört! Und antworte ein wenig forscher, aber verschluck die armen Wörter nicht... Und nun erzähle... erzähle vor der ganzen Klasse... warum du die Lapkowska verlassen hast... Oder hat sie dich vielleicht rausgeschmissen?“

„Wer weiß das schon.“ Mykola zuckte die Achseln. „Das ist schon vergessen.“

„Er hat sie nicht zufriedengestellt“, warf Mychailo ein, und Taissa sah ihn vorwurfsvoll und überrascht an.

„Wahrscheinlich war es so“, stimmte Hunka zu. Er befühlte seine Nase, ob sie wieder blutete, und fragte: „Vielleicht wolltest du nur nicht der Vater von Nadkas Kind sein, Mykola?“

„Da habt ihr aber was gefunden, worüber ihr lachen könnt, Blödhammel“, murmelte Marika.

„Wer sagt dort vor?“ Iwan warf ihr einen Blick zu. „Du, Marika? Warte, du kommst gleich dran! Werden sehen, wie du dich vorbereitet hast. . . In Ordnung, Mykola, setz dich, ich gebe dir eine Drei, hast gerade noch eine Drei geschafft – das eine weißt du nicht, das andere hast du ganz vergessen. Ein erbärmliches Gedächtnis hast du, das muß trainiert werden, denn im Alter verlierst du es sonst ganz. . . Wer möchte sich noch zum Thema äußern? Vielleicht du, Borys?“

„Ich bin nicht so einer wie Mykola. . .“

„Du willst sagen, du hast nicht gelernt? Hast die Hausaufgaben nicht gemacht?“

„So ist es.“

„Dann trage ich dir eine Vier ein. . . eine schwache Vier. . . Ich sehe, niemand hat sich vorbereitet. Als einziger hat Lushar etwas gewußt, aber das hat er auch wieder vergessen. So geht das nicht, Kinder, so geht das nicht. Also gut. So, und jetzt hören wir unsere Klassenbeste, Marika Melnyk. Sie ist schon ganz ungeduldig, hat Mykola schon vorgesagt, wahrscheinlich gut auswendig gelernt. Ich bitte, Marika. . . Und steh auf, wenn der Lehrer mit dir spricht!“

Marika dachte nicht daran, aufzustehen. Ein schwacher Schlag war das gewesen, wenn er sich so schnell wieder erholt hatte. Wenn er denkt, er kann sie verhöhnen, war er an die falsche Adresse geraten.

Mychailo stand auf, um Marika vor Hunkas Spott zu beschützen, und sagte: „Ich möchte zum Unterrichtsthema sprechen.“

„Du?“ Iwan Hunka sah ihn aus schmalen Augen an. „Hast du denn gelernt?“

„Ich weiß alles auswendig.“

„Für dich ist's noch zu früh, solche Lektionen auswendig zu können, deine Lippen sind ja noch naß von der Muttermilch. Setz dich!“

Errötend und wütend auf sich, weil er errötete, setzte sich Mychailo mit finsterer Miene.

„Also, Marika Melnyk“, sagte Iwan Hunka gedehnt im „Lehrerton“. „Was weißt du schon über dieses Thema? Hast es anscheinend ebenso wie Mykola Lushar vergessen, na, ich werde ein bißchen nachhelfen.“ In seine Augen trat ein boshaftes Flackern. „Ich werde dir mit ein paar Fragen auf die Sprünge helfen, und du überlegst brav, antwortest nicht übereilt... Hast du Bekannte im Rayonzentrum? Natürlich außer unserem Lehrer Skrypka.“

„Was für Bekannte?“ Marika richtete sich in der Bank auf, in ihrem Blick vibrierte Spannung.

„Noch eine Frage zur Auffrischung des Gedächtnisses... Haben dich deine Bekannten aus der Rayonstadt zu Hause besucht? Und wenn sie dich besucht haben – wann?“

Marika schoß das Blut ins Gesicht, und Mychailo, der sie beobachtete, verspürte einen Stich im Herzen. Taissa sah neugierig bald Iwan, bald Marika an.

„Aber Marika, du bist doch eine ausgezeichnete Schülerin“, spöttelte Iwan und frohlockte, daß er sich an ihr endlich für die blutige Nase rächen konnte, und genoß seinen Triumph schon im voraus, „du hast bestimmt gut gelernt, also mach den Mund auf, antworte! Sag, wie dein Bekannter heißt! Arbeitet er nicht zufällig in der Rayonmühle, in der du mit deiner Mutter neulich Weizen gegen Mehl getauscht hast?“

„Sei still!“ stieß Marika verzweifelt hervor.

„Den Lehrer schreit man aber nicht an!“ Vorwurfsvoll

schüttelte Iwan den Kopf. „Den Lehrer muß man achten... Sag mal, heißt dein Bekannter nicht vielleicht Lewko Barwinsky? Trägt er nicht ein Matrosenkoppel mit einem großen Schloß? Und hat er sich nicht unter seinem Matrosenhemd eine nackte Frau mit einem Fischeschwanz auf die Brust tätowieren lassen?“

Marika raffte in fliegender Hast ihre Bücher zusammen. Mychailo konnte sich überhaupt nicht erklären, wonach Iwan fragte und warum Marika so verstört war.

„Hat sich Lewko Barwinsky nicht die Einwilligung von deiner Mutter geholt...“ Er verstummte einen Augenblick, und Marika sah ihn flehentlich an: Sag es nicht, ich bitte dich! Aber Iwan war erbarmungslos. „... die Einwilligung von deiner Mutter geholt, dich zu heiraten?“

Da hörte man in der Klasse nur draußen den Regen prasseln.

Iwan Hunka hatte alles gesagt und fühlte sich nun, hinter dem Lehrertisch stehend, als Held, zwinkerte Borys Horbokin sogar mit Verschwörerermiene zu, als wollte er sagen: Ha, sind wir nicht Kerle! Kreidebleich saß Mychailo auf seinem Platz, er glaubte, seine Arme wären aus Blei und er müsse ersticken. Taissa hatte ganz rote Ohren, als wäre nicht ihre Freundin, sondern sie selber vor der ganzen Klasse verhöhnt worden.

„Mit meiner Mutter hat er gesprochen, aber mit mir nicht“, sagte Marika mit tränenerstickter Stimme. Sie griff ihre Bücher, schlang sich das Kopftuch um, zog es tief in die Stirn und eilte zur Tür.

„Draußen regnet's!“ rief ihr Mykola Lushar nach.

„In deinem Kopf regnet's!“ fauchte Marika und packte die Klinke.

Auf der Schwelle stieß sie mit dem Direktor zusammen. Verdattert blieb Witali Hryhorowytsh stehen. Als Marika den Direktor vor sich sah, konnte sie die Tränen nicht mehr zurück-

halten. Wie der Herbstregen vorm Fenster rannen sie ihr übers Gesicht.

Der Direktor beorderte Mykola Lushar, Borys Horbokin und Iwan Hunka ins Lehrerzimmer. Marika folgte ihnen. Einige Schüler schlichen zum Lehrerzimmer, lauschten sogar an der Tür, konnten aber nichts verstehen. Nach einiger Zeit kamen Borys und Mykola herausgeschossen, beide krebsrot im Gesicht. Iwan Hunka kehrte erst später in den Flur zurück, ihn umringten die anderen sofort.

„Was soll schon sein?“ Iwan lächelte unbekümmert, ihn hatte die Unterredung mit dem Direktor anscheinend kaltgelassen. „Er hat gesagt, ich soll nicht mehr zur Schule kommen.“

„Heute?“

„Überhaupt nicht mehr.“

Marika kam aus dem Lehrerzimmer. Sie sah schuldbewußt aus, niedergeschlagen.

„Ich hab darum gebeten, daß sie dich nicht aus der Schule ausschließen“, sagte sie zu Iwan, „aber sie haben nicht auf mich gehört.“

„Nun fang bloß noch an zu flennen!“ Iwans Stimme klang selbstzufrieden und ruhig. „Ohne die Schule gehe ich auch nicht unter.“

Alle sahen ihn mitfühlend an. Offenbar ging es ihm doch nahe, er versuchte nur, weiterhin den Helden zu spielen.

„Jetzt siehst du, was es einbringt, wenn man sich die Rolle des Lehrers anmaßt“, sagte Taissa, der Iwan nun auch leid tat.

„Nur für die eine Stunde? Das ist für alles!“ entgegnete Iwan großspurig. „Er hat mir alle meine Sünden aufgezählt, keine vergessen! Woher weiß er nur, daß ich auf der Hochzeit meines Bruders betrunken gewesen bin? Er weiß alles, als ob er auf der Hochzeit gewesen wäre!“

„Das habe ich nicht gewollt...“ Marika konnte sich nicht beruhigen.

„Weibergeflenn kann ich nicht verknusen, das geht einem aufs Gemüt.“ Iwan zog eine Grimasse. „Wozu brauche ich die Schule? Ich werd mich noch bedanken, daß sie mich gefeuert haben. Glaubt ihr etwa, ich mache bitte-bitte, damit sie das wieder zurücknehmen? Quatsch! Ich suche mir 'ne Arbeit. Heutzutage verdient einer ohne Bildung mehr als ein Gebildeter... Also, ich verdufte.“

Und er ging zum Ausgang. Alle blickten ihm nach.

„Du hast deine Bücher vergessen!“ rief ihm jemand nach.

Iwan drehte sich um. „Wozu brauche ich sie noch, diese Bücher! Soll sie nehmen, wer keine hat!“

„Ich bring sie dir!“ rief Borys Horbokin.

„Laß dir das ja nicht einfallen!“

Iwan verschwand durch die Tür, und er versank in dem grauen Herbstregen wie in einem Abgrund.

Marikas Augen glitzerten feucht, sie biß sich auf die Lippen und konnte nur mühsam die Tränen zurückhalten.

„Ich komme gerade so bei Ihnen vorbei und denke mir: Vielleicht schaut du mal rein...“

Olena Lewkiwna hob den Kopf, sah Stepan Kushta und wollte ihren Augen nicht trauen – er war es und war es wieder nicht, er knüllte die Mütze in den Händen und wußte nicht, was er mit ihr machen sollte.

„Erschrecken Sie nicht, ich bin es wirklich“, sagte Kushta. Ein schwaches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Die haben mich ganz schön durchgebleut, was?“

Sie hatten ihn grün und blau geschlagen – wer hätte gedacht, daß so was möglich war! Dunkle Flecken bedeckten seine Stirn, das ganze Gesicht; sie schimmerten bei Licht in allen Farben. Über seinen Hals zogen sich lange blaue Striemen.



Olena Lewkiwna wagte nicht zu fragen, wo Kushta so zugerichtet worden war. Als wollte er damit prahlen, fing er selber an zu erzählen.

„Gut, daß ich am Leben geblieben bin, Haut verheilt ja wieder. Dann werde ich noch schöner. Aber die haben auch tüchtig was abgekriegt, werden 'ne ganze Weile herumdoktern müssen und noch lange an mich denken. Hab nicht umsonst zweimal im Knast gesessen. Hab dort manches gelernt, so 'ne Lehre vergißt man nicht . . . Eine ganze Woche habe ich gelegen, und heute gegen Abend bin ich zum erstenmal wieder aus dem Hause gegangen. Zu wem sollst du gehen? überlege ich. Ich werde einen Besuch machen, hab Lust, mich zu unterhalten. Wenn Sie mich damals gesehen hätten . . . Mutter und Nastja Wassyliwna konnten gar nicht schnell genug die Kompressen wechseln. Hat Nastja Wassyliwna nichts gesagt? Na, sie hat natürlich den Mund gehalten, ist ja auch nichts, womit man sich diktun könnte. Ich falle ihr schon so auf die Nerven mit meinem Charakter, aber was soll man machen, diesmal bin ich nicht schuld.“

„Stepan, entschuldigen Sie, wenn ich Sie nicht ansehe“, sagte Olena Lewkiwna, die an ihrer Nähmaschine saß. „Denn wie Sie aussehen, das tut mir weh . . . in der Seele weh.“

„Verstehe“, sagte Kushta. „Es gibt Menschen, die können bei anderen keine Wunden sehen, das haut sie um.“

„Sie erzählen davon, und mir tut's weh.“

„Verstehe.“ Kushta verstummte, sah sich in der Stube um und – mußte doch weitererzählen. „Na, aber denen hab ich's auch kräftig gegeben, glauben Sie mir! Vier gegen mich allein. Ich gehe da so in der Nacht, hinter der Mühle, und da fallen sie über mich her. Einem habe ich ein paar Zähne ausgeschlagen und die Nase zu Brei gehauen, aber da haben sie mir 'n Bein gestellt, aber im Fallen hab ich mich auf einen geworfen. Mit allem, was sie gerade in die Hände bekamen, haben sie auf mich

eingedroschen, und ich hab ihn zu Boden gepreßt, ihn gewürgt. Hätten die mich nicht losgerissen, wäre er hin gewesen, er atmete kaum noch.“

„Warum sind die denn über Sie hergefallen?“

„Wegen der Fische, weswegen sonst! Die haben keine Ruhe vor mir, können nicht mehr fischen. Da haben sie sich zusammengerottet, um mir einen Denkkzettel zu verpassen . . . Früher war ich auch so einer . . . Aber jetzt denke ich anders, doch meine Kumpane bilden sich ein, daß ich immer noch so'n Leben führe. Dabei bin ich längst ein anderer Mensch. Und Nastja Wassyliwna . . .“

„Haben Sie sie erkannt?“

„Die mich zusammengeschlagen haben? Die hab ich erkannt. Aber ich denke nicht daran, sie anzuzeigen.“

„Nein? Aber die hätten Sie doch erschlagen können!“

„Hätten sie“, gab Kuschtsa ruhig zu. „Aber sie haben mich nicht erschlagen, nicht deswegen haben sie mich überfallen . . . Ich werde sie nicht anzeigen, Olena Lewkiwna, nein. Doch verzeihen werd ich's ihnen nicht, ich zahl's jedem heim. Sie haben mich gemeinsam verprügelt, ich werde sie mir einzeln vornehmen. Sie fürchten mich jetzt wie die Pest, haben Angst, daß sie mir an irgendeiner finsternen Ecke in die Arme laufen.“

„Sie haben diesen Leuten die Suppe versalzen, und schon haben die Leute Sie geschlagen.“

„Das ist eben so eine Arbeit, da kann man's nicht allen recht machen. Aber ich bin nicht allein am Teich, immer mit mehreren zusammen, wenn wir eine Razzia veranstalten, und wenn da einer geschnappt wird, kann man kein Mitleid haben, ihn nicht laufenlassen.“

„Sie haben es schwer“, sagte Olena Lewkiwna.

„Manchmal schon. Aber haben Sie's in der Schule leicht?“

„In der Schule? Unsere Arbeit ist doch ganz anders.“

„Die Arbeit ist anders, aber kommt das nicht manchmal auch vor, daß Sie einem Lehrer nicht die Wahrheit sagen, weil Sie sich nicht mit ihm verfeinden wollen?“

Spielte er auf die Methodikberatung an, bei der Pschenytschnys Arbeit zur Diskussion gestanden hatte? Nastja Wassyljwna war auch dabeigewesen, sie konnte ihrem Mann erzählt haben, wie zurückhaltend und delikatsich dieser oder jener geäußert hatte, um es, gottbehüte, mit niemand zu verderben. Wenn alle offener und mutiger gewesen wären, wieviel Wahrheit hätten sie einander sagen können! Und sie selber, Olena Lewkiwna, hatte ganz und gar geschwiegen... Wie hatte der Direktor damals gesagt? Diese Beratung solle für alle ein Stück staatsbürgerlicher Erziehung werden, so war es wohl...

Plötzlich wurde Olena Lewkiwna klar, daß das Verhalten Kuschtas, der seine Peiniger nicht anzeigen wollte, dem Verhalten der Lehrer bei der Methodikberatung sehr ähnlich war – und ihrem, Olena Lewkiwnas, Verhalten, obwohl der Direktor auf ihren Diskussionsbeitrag verzichtet hatte, weil sie bei der Geographiestunde nicht anwesend gewesen war... Wenn sie sich selbst gegenüber ehrlich sein wollte, mußte sie zugeben, daß sie damals froh gewesen war, nicht reden zu müssen. Also hatte sie vorgehabt zu heucheln? Nein, das hatte sie nicht vorgehabt (jetzt war es leicht zu glauben, sie hätte es nicht vorgehabt). Also hatte sie Pawlo Pawlowytsch die Wahrheit sagen wollen? Nein, die volle Wahrheit hätte sie ihm wohl doch nicht sagen können... Wie sollte man mit all diesen Widersprüchen fertig werden, wie in diesem Knäuel den rettenden Faden der Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit finden? Olena Lewkiwna überlegte, vielleicht waren nicht sie, nicht die Lehrer daran schuld, daß sie sich gezwungen fühlten, sich so zu verhalten. Vielleicht traf auch Kuschtsa keine Schuld, sondern lag es an etwas anderem, etwas außerhalb ihres Le-

benskreises, das diesen Zwang ausübte? Doch was war das eigentlich?

Sie sah ihre Näharbeit nicht mehr, vor ihren Augen verschwamm alles, und sie schüttelte den Kopf, um sich wieder zu fassen.

„Keiner weiß, wie er morgen sein wird“, sagte Kuschtsa, als erriete er ihre Gedanken. „Wenn man natürlich gewußt hätte, wo’s einen erwischt, hätte man sich ’n Kissen umgebunden. Denn wozu wird einem Erfahrung gegeben, wenn man sie nicht nutzt? Hat man einmal Erfahrung . . . Oder wie heißt es in den Büchern? Selbsterhaltungstrieb, ja?“

Vielleicht ist etwas dran; Olena Lewkiwna überlegte. Aber außer dem Instinkt hat der Mensch auch noch den Verstand, hat er den Sinn für das Gute und Gerechte. Gewiß muß sich der Mensch manchmal über seine in Jahren erworbene Erfahrung und über das Chaos der dunklen Instinkte hinwegsetzen, um in seinem Innern dem zum Siege zu verhelfen, das ihn eigentlich zum Menschen gemacht hat – der Lauterkeit, dem Guten, dem Menschlichen. Diese Überlegungen befriedigten sie nicht vollständig, weil sie den Vorhang über ihrer eigenen Handlungsweise und der anderer Menschen nur ein wenig lüfteten, aber noch keine Taten waren, keine Aktion. Doch vielleicht stellte es schon den Auftakt des Handelns dar, daß sie sich dies alles zum Bewußtsein brachte?

An diesem Punkt angelangt, sah sie Kuschtsa aufmerksam an und glaubte nun, nicht nur sich selber, sondern auch ihn, die geheimen Triebfedern seiner Gedanken und Taten zu verstehen. Wie gern hätte sie ihn verurteilt, doch die Frage, ob sie dazu berechtigt sei, hielt sie zurück.

„Nun sagen Sie mal, Olena Lewkiwna“, begann Kuschtsa, der augenscheinlich etwas anderes im Sinn hatte, „wer ist glücklicher: Der, der in beschränkten Verhältnissen lebt und vom Glück träumt, oder der, der alles hat und von nichts träumt?“

„Was haben Sie gefragt?“ Olena Lewkiwna war überrascht.  
„Wer glücklicher ist?“

„Ei, ja...“ Verschmitzt sah er sie mit dem gesunden rechten Auge an, das vom Lid verschlossene linke Auge zuckte, als wollte es ebenfalls die Welt betrachten. „Viele meinen, der Reiche, aber ich denke, der Ärmere. Nur begreift er sein Glück nicht, er will reich werden... Erklären Sie mir, warum das so ist! Worin liegt das Geheimnis? Ich weiß es nicht.“

„Sie werden mich am Ende noch fragen, weshalb der Mensch lebt“, wehrte die Lehrerin scherzhaft ab.

„Wenn Sie's wüßten, würde ich Sie fragen... Aber Sie wissen es nicht, stimmt's?“ Er legte seine Mütze von einem Knie aufs andere, als suchte er für sie einen bequemeren Platz. „Warum lebt er und wie lebt er...“

„Vielleicht liegt schon darin, wie er lebt, der Sinn?“ Olena Lewkiwna fragte weniger ihn als sich selber, und sie wunderte sich über die Frage, weil sie die Antwort schon in sich barg. Eine einfache, verständliche Antwort.

„Wie leben die Menschen denn? Jeder so, wie er's versteht, wie's ihm gelingt. Alle möchten gern besser leben.“

„Das ist es – besser! Schöner!“ Und es schien ihr, als sähe sie in ihren Worten jetzt einen Sinn, den nur sie zu erfassen vermochte.

„Jeden Tag gibt es eine neue kleine, eine neue große Wahrheit. Für die jungen Leute ist sie nicht so wie für uns. Und wenn wir alt werden – wie denken wir wohl dann darüber? Ebenso wie jetzt? Wohl kaum.“

„Wie man lebt – das ist die Hauptsache“, sagte sie überzeugt.

„Das scheint mir nicht so.“ Kuschtas lebendes Auge verengte sich. „Denn jeder lebt auf seine Art, alle können nicht auf die gleiche Art leben. Demnach gibt es soviel Wahrheiten, wie es Menschen gibt?“

„Und wenn es soviel gäbe, wäre das schlecht? Wahrheiten

gibt es viele, verschiedenartige, doch streben alle nach der einen gemeinsamen großen Wahrheit.“

„Das wäre dann eine gemeinsame für den ganzen Kolchos?“

„Wer weiß“, antwortete sie unbestimmt. „Vielleicht ist es dem einzelnen Menschen nicht beschieden, davon zu wissen, weil er sie in seinem kurzen Leben nicht zu erfahren vermag, weil seine Zeit nicht reicht.“

„Wer wird sie dann erfahren?“

„Das Volk“, antwortete Olena Lewkiwna leise.

„Na, wenn das Volk...“ Er verstummte, versuchte anscheinend, den tieferen Sinn dessen zu erfahren, was er soeben gehört hatte.

Sein Gesicht mit den dunklen Flecken wurde noch dunkler und die gerunzelte, schweißnasse Stirn schwarz wie ein frisch gepflügter Acker, auf den ein Frühlingsregen niedergegangen ist. Wie ein Acker, aus dem bald grüne Triebe sprießen.

Er ging, schloß sorgsam die Tür, und Olena Lewkiwna blieb mit ihren Gedanken allein. Draußen wehte ein kalter Wind, an der Scheibe klebten zwei Blätter vom Apfelbaum.

Nykin Iwanowysch und Taissa kamen aus dem Kino.

„Wo ist Mychailo?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Ist er denn nicht zu Hause?“ Taissa staunte. „Er war nicht mit uns im Klub.“

„Vielleicht ist er mit Freunden unterwegs“, sagte der Vater.

„Um diese Zeit? Wie könnten die Jungs jetzt noch unterwegs sein?“ Olena Lewkiwna sah nach der Uhr. Sie arbeitete noch eine Zeitlang an der Nähmaschine, aber eine dumpfe Unruhe bemächtigte sich ihrer immer stärker. Sie wußte vom Direktor, was heute in ihrer sechsten Klasse vorgefallen war; Taissa hatte auch einiges erzählt. Sie legte die Näharbeit beiseite, streifte den Schonbezug über die Maschine, zog die Jacke an und ging hinaus.

Mychailo war nach dem Unterricht nicht nach Hause gegangen. Traurig und bitter war ihm zumute, er war die schlammige Dorfstraße entlanggeschlendert, dann rechts in eine kleine Straße abgebogen, die sich tief in den Boden gegraben hatte und über die sich düstere, stille Bäume neigten. Gelbes Herbstlaub leuchtete zu seinen Füßen und hing hier und da, verwaist und vereinsamt, an den Zweigen. Rötlichbraun vom Regen dehnte sich das Ufer des Teichs, winzige, tückische Wellen huschten über das Wasser. Mychailo trieb es aus dem Dorf, und er ging zum gegenüberliegenden Ufer. Auf dem Damm peitschte ihm naßkalter Wind ins Gesicht, zerrte an seiner Jacke und wirbelte kleine Spritzer von den Wellen empor.

Hier, durch diese Wiese, waren sie vor kurzem beide gelaufen, um die Gänse zu suchen. Ihm fiel ein, wie die weißen Gänse in langgezogener Reihe aus dem Dunkel aufgetaucht waren, wie er Gedichte deklamiert hatte. Er erinnerte sich an die Sanftmut auf ihrem Gesicht... Die Erinnerung war so gegenwärtig, so lebendig, daß Mychailo fast glaubte, sie gingen auch jetzt nebeneinander, und dunkelblau wölbte sich der Abend. So gut hatte sie ihn damals verstanden. Ihm zog sich das Herz zusammen, und er stampfte mit dem Fuß im nassen Gras auf, verjagte die Erinnerung und war wieder allein auf der Wiese.

Er ging am Kolchoshof vorüber und trottete über ein rotbraunes Stoppelfeld zu einem Strohschober, der in der Nähe vor sich hin dämmerte. In der Geborgenheit seiner beruhigenden Stille angelangt, wühlte er ein Loch in das nasse Stroh und kroch schließlich, als eine kleine Höhle entstanden war, hinein. Sogleich fühlte er sich warm und in Sicherheit. Er zog von allen Seiten Strohbüschel heran, packte damit die Füße ein und verstopfte den Ausgang der Höhle. Bald war der Ausblick nach draußen völlig versperrt, es wurde dunkel in dem engen Bau, und es roch stärker nach dem trockenen Staub des Sommers, nach Wermut, Kornblumen und Korn. Leise piepsten in der

Nähe Mäuse, man hörte sie hin und her laufen und rascheln; von Zeit zu Zeit knackte ein Strohalm, und das klang in dem engen Bau unnatürlich laut.

Nachdem sich Mychailo aufgewärmt und ein wenig beruhigt hatte, konnte er schon etwas besonnener über all das nachdenken, was in der Klasse geschehen war... Zuerst hatte er nicht glauben wollen, daß Iwan Hunka die Wahrheit sagte, und gedacht, er erfände alles nur, weil er Marika verspotten wollte. Aber als sie ihre Bücher zusammenpackte, als sie das Kopftuch, ohne ihn auch nur einmal anzusehen, umband und zur Tür ging, stieg es heiß in ihm auf. Also war doch alles wahr, sonst wäre sie nicht fortgelaufen und nicht so verstört gewesen. Immer wieder rief er sich ins Gedächtnis, Punkt für Punkt, was Iwan Hunka vor der ganzen Klasse gesagt hatte: Das Matrosenkoppel mit dem Koppelschloß, die nackte Frau mit dem Fischschwanz; mit der Mutter hatte jener gesprochen, weil er Marika heiraten wollte... auch wie die Jungen gelacht hatten. Keine von ihnen, von diesen Mädchen, war es wert, daß man einen Gedanken an sie verschwendete. Jede hatte nur ein und dasselbe im Kopf – sich so schnell wie möglich einen Mann zu angeln, irgendeinen... Mychailo seufzte schwer.

Erneut mußte er daran denken, wie sie an dem blauen Abend hinter den weiß schimmernden Gänsen her durch die Wiesen gegangen waren. Wahrhaftig, als ob er es nur geträumt hätte und es nie wirklich gewesen wäre, als ob ihm nur Kränkung und dieser dumpfe Schmerz geblieben wären. Hatte sie damals geheuchelt, als sie sich zu zweit von dem Wanderfotografen fotografieren lassen wollten?

In seinem stillen Versteck kauern, schlief er ein. Finster wie ein bodenloser Abgrund war sein Schlaf. Als er erwachte, wußte er zuerst gar nicht, wo er sich befand und was mit ihm war. Er tastete nach allen Seiten, suchte den Ausgang und fand ihn nicht. Angst packte ihn, er stieß einen dumpfen Schrei aus,



fiieberhaft warf er das Stroh beiseite, und als er draußen war, atmete er erleichtert auf.

Weit und breit stockfinstere, kalte, windige Nacht. Zum Glück regnete es wenigstens nicht mehr. Welche Richtung mußte er einschlagen, um ins Dorf zu kommen? Er stapfte um den Strohschober herum und suchte in der Dunkelheit wenigstens ein kleines Licht zu erspähen. Schließlich entdeckte er eins. Im Kolchoshof schimmerte in mehreren Fenstern klägliches Licht. Er war bis auf die Knochen durchgefroren und ging anfangs langsam, weil seine Beine ganz steif waren, doch dann rannte er. Die Lichter auf dem Kolchoshof kamen näher, leuchteten klarer, er ließ sie links liegen und war bald darauf am Teich. Als er den Damm erreichte, gruselte ihn nicht mehr.

Bis zur Dorfstraße rannte er, daß der Schlick nach allen Seiten spritzte. Auf der Straße blieb er mit einem Ruck stehen – sah eine reglose Gestalt im Dunkeln. Argwöhnisch behielt er sie im Auge und ging im großen Bogen um sie herum.

„Mychailo . . .“ Es war seine Mutter. Ihre Stimme hatte einen warmen Klang, zitterte, als sei sich Olena Lewkiwna nicht sicher, daß es Mychailo sei.

Freude durchfuhr den Jungen. Ohne sich davor zu fürchten, daß die Mutter jetzt schelten und ihn beim Schopf packen könnte, eilte er auf sie zu und schmiegte sich an sie. Einen Moment standen sie eng umschlungen, dann nahm die Mutter ihn an die Hand, und sie gingen nach Hause. Nach einer Weile, als sich Olena Lewkiwnas Erregung etwas gelegt hatte, fragte sie, wo er so lange gewesen sei.

„Mama, frag nicht!“ bat Mychailo.

„Was heißt – frag nicht?“ entgegnete Olena Lewkiwna, und in ihrer Stimme schwang ein Anflug von Verärgerung.

„Frag nicht! Ich werde dir alles erzählen, später.“

Sie spürte, wie sehr er litt, und sagte nichts mehr.

Es fing wieder an zu tröpfeln, und sie gingen schneller.

Vater und Mutter hatten sich schlafen gelegt, und Mychailo horchte, wie sie atmeten: Vater kurz und schwer, die Mutter leicht und frei. Mychailo schaltete die Lampe an, schirmte sie mit Büchern und Zeitungen ab, damit ihr Licht nur auf den Tisch fiel, und nahm sich sein Geometrielehrbuch vor. In seinem Innern war eine große Leere wie nach einer Krankheit oder nach einem rasenden Sturm, der alles umgebrochen, alles entwurzelt hatte.

Aber die Geometrieaufgabe wollte einfach nicht in den Kopf, und er konnte sich die Regel nicht merken, obwohl er sie schon dutzendmal wiederholt hatte. Apathisch ließ er die Arme auf den Tisch sinken und starrte die Überschrift einer Zeitung an: „Rechtzeitig liefern wir die süßen Wurzeln ab!“ Lange überlegte er, was für süße Wurzeln gemeint waren. Dann ging ihm ein Licht auf: Wahrscheinlich die Zuckerrüben!

Leise war Taissa herangeschlichen und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er zuckte zusammen. Sie stand in ihrem fliederfarbenen Nachthemd, das ihr bis zu den Knien reichte, vor ihm, ihr hellbraunes offenes Haar fiel ihr in die Stirn, bedeckte eine Wange. Mychailo begriff, daß sie ihm etwas sagen wollte. Aber er wollte jetzt nichts wissen, schüttelte ihre Hand von seiner Schulter und wandte sich ab.

„Mychailo“, sagte sie in erstaunlich bittendem Ton.

Fast feindselig sah er sie an. Ihre Wange, die auf dem Kissen gelegen hatte, war gerötet. Ihm fiel ein, wie er in dem Schober gegessen hatte, wie er eingeschlafen war, und verspürte ein Würgen im Hals.

„Mychailo“, wiederholte sie flüsternd. „Wo bist du nach dem Unterricht auf einmal gewesen? Ich bin mit Marika nach Hause gegangen.“

Seine Miene verfinsterte sich noch mehr, und er vertiefte sich mit verstärkter Aufmerksamkeit in sein Geometriebuch, gab

durch sein ganzes Benehmen zu verstehen, daß er nichts hören wolle und beschäftigt sei.

„Sie hat mir alles erzählt... Dieser Barwinsky ist zweimal bei ihnen zu Besuch gewesen, hat sich mit ihrer Mutter über alles mögliche unterhalten, und ihre Mutter hat ihm gesagt, daß er nicht wiederkommen soll, weil ihre Tochter noch zur Schule geht und es noch zu früh ist, ans Heiraten zu denken. Hörst du mir eigentlich zu?“

„Nein“, antwortete Mychailo, spitzte aber die Ohren.

„Wenn du auch nicht zuhören willst, ich erzähle trotzdem weiter... Dieser Barwinsky ist vor kurzem von der Flotte gekommen, stammt aus Salnyzja und arbeitet im Rayonzentrum in der Mühle. Na, und dort hat er Marika gesehen, als sie mit ihrer Mutter auf dem Markt gewesen ist. Daraufhin ist er, ohne daß ihn jemand eingeladen hat, nach Medwynez gekommen. Aber Marika ist weggelaufen, glaubst du ihr das? Dann ist er ein zweites Mal gekommen, und sie hat sich wieder verkrümelt.“

„Wozu erzählst du mir das?“ brummelte Mychailo. Doch er brannte darauf, alles zu hören.

„Ich erzähle es dir, damit du's weißt“, antwortete sie unbeirrbar. „Lewko Barwinsky und Iwan Hunka sind irgendwie miteinander verwandt, und von ihm hat Iwan erfahren, daß er Marika besuchen wollte.“

„Ihr seid alle gleich, und du bist nicht besser.“

„Ich?“ entgegnete Taissa aufbrausend. Sie ahnte – Mychailo spielte auf den Soldaten an, der sie seinerzeit im Sommer besucht hatte.

„Wer denn sonst? Ich etwa?“ stieß er schroff hervor, fühlte sich aber erleichtert und würde viel lieber lächeln und Taissa danach ausfragen, was Marika gesagt hatte, um alles bis ins letzte zu erfahren.

„Tja, wenn das so ist...“ Beleidigt preßte seine Schwester die Lippen aufeinander. „Marika hat mich gebeten, dir das alles

zu erzählen. Aber wenn du nicht willst... Sie hat auch noch gesagt, daß sie mit keinem Barwinsky zu tun haben will, daß sie ihm jetzt, wenn er käme, nicht einmal die Tür aufmachen würde.“

„Was kümmert mich das?“ Aber nun konnte er das Lächeln nicht länger zurückhalten, angenehme Wärme breitete sich im ganzen Körper aus, seine Arme, die soeben noch schwer gewesen waren, verloren ihre Schwere, wurden leicht wie Flügel, die sich auszubreiten und ihn aus dieser Stube in die Nacht zu tragen vermochten.

Taissa machte wütend kehrt und ging schlafen. Lange Zeit rumorte sie noch in ihrem Bett, seufzte mit gespielter Verbitterung und brummelte sogar vor sich hin. Für Mychailo war all das die süßeste Musik. Er war glücklich. Wie herrlich, daß alles nur Getratsche, einfach ein Mißverständnis und weiter nichts war! Wie schön, daß Taissa ihm die Wahrheit erzählt, wie schön, daß Marika seine Schwester gebeten hatte, ihm, Mychailo, das zu sagen! Nie schien er in einem Strohschober gekauert zu haben, in dem es nach verdorrtem, verrauchtem Sommer roch und Mäuse piepsten. Nie schien er erst spätnachts nach Hause gekommen und von der Mutter erwartet worden zu sein. All das schien nie gewesen.

Zwei Fuhrwerke kehrten aus dem Wald zurück. Auf dem vorderen saß Sasont Chrustsch; er trug eine dicke Joppe, die er fest mit einem Lederkoppel gegürtet hatte, Leinenstiefel und eine Wintermütze, die tief in die Stirn gezogen war. Neben dem zweiten Fuhrwerk liefen Nykin Schkaruba und Pawlo Pschenytschny. Die beiden trugen ebenfalls alte und abgetragene Sachen und unterschieden sich in ihrem Äußeren durch nichts von dem alten Sasont, glichen den Männern aus dem Dorf.

Im Kolchos waren ihnen nur zwei Fuhrwerke zur Verfügung

gestellt worden. Die übrigen Zugpferde und Fuhrwerke wurden für die Rübenernte gebraucht. Kutscher hatte man ihnen nicht bewilligt und gesagt, es gäbe in der Schule viel Lehrer, sie sollten ihr Brennholz selber heimfahren. So kutschte Nykin Schkaruba. Schließlich hatte kein anderer als er die Vorsitzende um Brennholz angesprochen; Pschenytschny hatte sich selber angeboten. Der Sportlehrer konnte diesmal nicht helfen, seine Frau war an Lungenentzündung erkrankt, und er hatte sie zum Rayonkrankenhaus bringen müssen. Skrypka hatte gesagt, er wäre für den Winter schon mit Brennholz versorgt. Wozu sollte er dann noch in den Wald fahren? Der Direktor und sein Stellvertreter kamen ohnehin nicht in Frage; der eine war gesundheitlich nicht der stärkste, der andere nicht der jüngste. Also waren nur Schkaruba und Pschenytschny übriggeblieben. Im letzten Augenblick hatten sie noch Sasont Chrustsch überreden können mitzufahren, und das bereuten sie jetzt, als sie heimwärts fuhren, keineswegs; er hatte ihnen im Wald geholfen, und unterwegs wäre es für sie beide allein auch kaum zu schaffen gewesen.

Sie hatten das Holz von ziemlich weit her, aus dem Wald hinter Salnyzja, geholt; dort waren sie zu Mittag angelangt. Bis sie am Morgen alles beisammen, bis sie alles zur Abfahrt vorbereitet hatten, war der Vormittag verstrichen. Als sie endlich losfuhren, frohlockten sie schon, aber Sasont schüttelte den Kopf und meinte, sie sollten sich nicht zu früh freuen: Sag nicht hopp, bevor du nicht die Hürde genommen hast!

Sie fuhren in den Wald und unterhielten sich über Heizmaterial, über alles mögliche; im Wald hatten sie tüchtig zu tun, und erst auf der Heimfahrt begannen sie, sich über die Schule zu unterhalten.

„Mir scheint, die Lehrer sind mit den Schauspielern verwandt“, sagte Pschenytschny. „Schauspieler haben eine Menge Ambitionen, sind eingebildet, halten große Stücke auf sich,

nicht wahr? Ein Schauspieler glaubt, nur er spiele seine Rolle richtig, er sei der Meister und alle anderen seien einen Dreck wert. Bei einigen Lehrern ist es ähnlich, sie sind aufeinander eifersüchtig.“

Die kleinen Pferde zogen das schwere Fuhrwerk, zu beiden Seiten des Weges erstreckten sich die gepflügten herbstdunklen Felder; eine Schar Krähen strich wie ein schwarzer, gefiederter Haufen dicht über die Felder dahin.

„Jeder hat eine andere Natur, jeder unterrichtet nach seiner Art“, sagte Nykin Iwanowytsch und wick damit einer direkten Antwort aus.

„Selbstverständlich“, pflichtete Pschenytschny ihm bei. „Nicht alle singen gleich gut, der eine besser, der andere schlechter. Und auch der Dank für ihren Gesang ist unterschiedlich, manchen Sängern möchte man noch und noch lauschen, bei anderen stellt man das Radio ab. Unser Skrypka zum Beispiel, der kann unterrichten! Dem hören nicht nur die Kinder, sondern auch alle möglichen Inspektoren und Kommissionen, die bei ihm hospitieren, gern zu. Die Disziplin scheint sich bei ihm wie von selbst zu ergeben, und die Kinder wissen alles... Das ist, im Vertrauen gesagt, anders als bei mir...“

„Der Mann hat Begabung.“

„Gewiß hat er Begabung! Um Lehrer zu sein, braucht man auch Begabung. Meinen Sie, ich wüßte das nicht? Oft frage ich mich, ob ich diese Begabung habe. Anscheinend nicht, denke ich das eine Mal. Aber ein andermal – doch, ich bin nämlich in diese Arbeit vernarrt. Wissen Sie, wie ich Lehrer geworden bin? Nach einem dreimonatigen Lehrgang... Mein Gott, selbst wenn ich eine gewisse Anlage besessen hätte, wäre die denn in der kurzen Zeit zu wecken gewesen? Ach, woher! Nun bleibe ich mein Leben lang ein Halbgebildeter.“

Nykin Iwanowytsch sagte nichts. Sollte sich Pawlo Pawlowytsch getrost aussprechen – das half.

„Was sollte ich denn machen? Hatte ich denn die Möglichkeit weiterzustudieren? Ich hab mich vor den Wagen gespannt, hab mich abgerackert, und keiner hat daran gedacht, mich auszuspannen, im Gegenteil, sie haben mich angetrieben, damit ich die Fuhre noch besser ziehe. Wenn ich nur die Schule und nichts weiter um die Ohren gehabt hätte – oh, das wäre schön! Meine Lektion lesen, meine Unterrichtsstunden abhalten, und ab nach Hause, die Nase in die Bücher. Aber was hat man dem Lehrer nicht alles aufgehalst, und was halst man ihm immer noch zusätzlich auf! Er ist Lehrer, er ist die kulturelle Kraft auf dem Lande, überall muß er einspringen, bei den Wahlen, bei der Zeichnung der Staatsanleihe, auf dem Feld; im Wohngebiet ist er Agitator, er geht mit den Schülern Rüsselkäfer ablesen und erntet Tomaten und Gurken, weil bald Winter ist und sonst alles verkommt, wenn er nicht hilft. Als ob Sie das nicht selber wüßten! Hierhin wird man geholt, dorthin geschleppt, und über diesem Gezerre fängt man an zu vergessen, daß man Lehrer ist.“

„Das ist wahr“, bestätigte Nykin Iwanowytsch. „Aber helfen müssen wir. Nach einem Krieg ist das Leben kein Honigschlecken. Wir können doch nicht die Hände in den Schoß legen, wenn im Kolchos jede Hand gebraucht wird. Dann würden die Eltern der Kinder, die wir unterrichten, mit Fingern auf uns zeigen.“

„Stimmt schon“, gab Pschenytschny zu. „Trotzdem ist es nicht gut für einen Lehrer, wenn er vergißt, daß er Lehrer ist, und sich in einen Hirten oder einen Schweinehüter verwandelt.“

„Aber wenn's nicht anders geht?“

„Selbst wenn's nicht anders geht, ist es nicht gut. An mir ist soviel gezerrt und gezogen worden, daß ich nicht habe studieren können, und jetzt, wo ich studieren könnte und müßte, bin ich dazu nicht mehr in der Lage. Was folgt daraus? Daß der Staat von mir keinen Nutzen hat, weil ich es nicht verstehe, diesen

Kindern das Wissen zu vermitteln, das sie brauchen. Manchmal denke ich, daß ich nicht das Recht habe, Lehrer zu sein. Aber kann ich es aufgeben, wenn ich mein Lebtage nichts anderes als die Schule kennengelernt habe?“

Er sprach aufrichtig, und das erfüllte Nykin Iwanowitsch mit Achtung für ihn. Dieser Mann machte Schweres durch, weil er bisher nicht zu sich selbst gefunden hatte.

„Aber unser Skrypka dagegen? Ihn hat niemand auf irgendwelche Dreimonatslehrgänge geschickt. Er ist selber zum Lehrerbildungsinstitut gegangen, weil er dazu Lust hatte . . . Da sich jetzt herausgestellt hat, daß auch ein Lehrerbildungsinstitut nicht genügt, hat er ein Fernstudium am Pädagogischen aufgenommen. In ein oder zwei Jahren ist er fertig und hat zwei Diplome in der Tasche! Aber dann besitzt er nicht schlechthin Diplome, sondern Wissen und Können! Wird er lange in unserer Schule bleiben? Er hat bei uns anfangen müssen, weil im Rayonzentrum keine Stelle frei war; aber sowie eine frei wird, haben wir ihn mal gesehen. Skrypka hat es leichter als unsereiner. Inwiefern, fragen Sie? Weil er sofort nach dem Unterricht nach Hause abschwirrt. Wir aber bleiben in Medwynez, wir werden hier in Stücke gerissen: Da gibt es gesellschaftliche Arbeit, diese und jene Aufträge, da muß man zur Kolchosversammlung gehen oder eine Frau oder einen Mann davon überzeugen, daß er eine Zeitung abonnieren sollte. Weiß Skrypka von alledem überhaupt? Er geht abends ins Kino. Sagen Sie, wann waren Sie zum letztenmal im Theater?“

Nykin Iwanowitsch wurde unwillkürlich rot. Ein Theater hatten sie im vorvorigen Jahr besucht, als sie mit den Kindern nach Winnyza gefahren waren, um ihnen die Stadt zu zeigen.

„Na, sehen Sie!“ Pschenytschny hatte Nykins Schweigen richtig gedeutet. „Für nichts haben wir Zeit . . . So verkümmern wir, so kommen wir herunter . . . Nein, nein, ich will nicht über



alles reden . . . Oh, was für gescheite Leute trifft man bei uns in Medwynez! Nur ohne Bildung – das ist es! Die Leute hier haben andere Ansprüche, andere Bedürfnisse.“

„Hier gibt es wahrhaftig kluge Köpfe!“ sagte Nykin Iwanowytsh lebhaft, offenbar in Gedanken an einen bestimmten Mann.

„Wohin sollten sie auch alle verschwunden sein? Sind doch nicht alle im Krieg gefallen.“ Pschenytschny nickte. „Es ist gut, wenn die Schüler ihren Lehrer lieben. Olena Lewkiwna und Sie werden von den Kindern geliebt. Und wenn die Kinder ihren Lehrer lieben, hören sie auch gut zu und lernen besser, brauchen nicht mit der Knute angespornt zu werden. Aber sagen Sie ehrlich: Wie stehen die Kinder zu mir?“

„Gut“, antwortete Nykin Iwanowytsh knapp.

„Gu-u-ut!“ wiederholte Pschenytschny bitter. „Ich lasse den Kindern zuviel durchgehen, erzähle ihnen alle möglichen Anekdoten und belustige sie – deshalb finden sie es mit mir interessant. Doch wie Olena Lewkiwna achten sie mich nicht, und wenn sie keine Achtung haben, kann keine echte Liebe gedeihen. Ich bin, um die Wahrheit zu sagen, auch deshalb nicht streng zu ihnen, weil ich den Weg zu ihren Herzen finden will, um sie in die Hand zu bekommen. Aber es gelingt mir nicht. Also verstehe ich irgend etwas nicht . . .“

Sie fuhren in das Dorf ein, von dem es noch zwölf Kilometer bis nach Medwynez waren. Es wurde allmählich dunkel. Mit aufgeregtem Geschrei flog eine Schar grauer Gänse in geringer Höhe über die Straße hinweg. Ein Mann, der am Dorfeingang stand, mußte sich bücken, weil die letzte Gans ihn beinahe mit den Flügeln streifte. Forschend sah der Mann den Fuhrleuten entgegen, musterte ihre Fuhrwerke und fragte, als sie auf gleicher Höhe mit ihm waren: „Kommt ihr von weit her? Vielleicht verkauft ihr 'n paar Stämme oder schmeißt sie einfach ab, hä?“

Der Mann hatte ein gutmütiges rundes Gesicht und trug einen friedlichen, gar nicht grimmigen Schnurrbart.

Sasont Chrustsch, der immer noch auf dem ersten Wagen saß, sah sich fragend zu den Lehrern um, als wollte er sagen: Vielleicht sollten wir's wirklich tun?

„Wir fahren das Holz für uns selber“, antwortete Pschenytschny dem Mann.

„Wenn's für euch selber ist, na dann...“ Der Mann nickte verständnisvoll, aber Sasont Chrustsch wandte sich ab und zog den Kopf zwischen die Schultern.

„Alle möglichen Lehrer gibt es“, sagte Pawlo Pawlowytsch nach einer Weile. „Nehmen wir mal die Fernstudenten... Ist es einem geglückt, aufgenommen zu werden, sollte man annehmen, daß er sich sagt: Lerne, streng dich an! Aber nein, sie tun nichts, sie reißen ihre Studienjahre herunter, klatschen ihre Examina hin, und basta. Einzig und allein des Diploms wegen strengen sie sich an, und wenn sie das Diplom haben, dann tritt ihnen nicht zu nahe, rühr sie ja nicht an, denn sie haben ein Papierchen in der Tasche! Natürlich sind sie nicht alle so, aber es gibt eine Menge, die zwar das Diplom, aber im Herzen nichts haben. Hier in diesem Dorf wohnt solch ein Bekannter von mir. Er ist schon im vierten Studienjahr. Wenn er zu einer Zwischenprüfung geht, sticht er jedesmal ein Schwein ab und nimmt es fast vollständig mit. Es gibt Leute, die eine nette Gabe nicht verachten. Daraus folgt, daß letztlich die Schweine die Prüfungen für ihn bestehen. Aber das Diplom bekommt doch dann nicht das Schwein, sondern er!“

Nykin Iwanowytsch konnte nicht widerstehen und brach in ein herzhaftes Gelächter aus.

„Denken Sie, das ist nicht so?“ Pschenytschny war beleidigt.

Vorm Dorfladen, der mit fahl erhellten Fenstern auf die Straße blinzelte, hielt das erste Fuhrwerk an, so daß ihre Pferde ebenfalls stehenblieben. Als sie herankamen, sagte Sasont

Chrustsch: „Es wäre wohl gut, wenn wir was zwischen die Zähne bekämen.“

Sie hatten Sasont Chrustsch heute schon einmal freigelassen, also wußten sie, was er wollte. Nykin Iwanowytsh ging in den Laden, kaufte eine Flasche Rotwein, und der alte Chrustsch setzte sie sogleich an. Dazu aß er Brot und Speck, das vom Mittagessen im Wald übriggeblieben war. Auch die Lehrer aßen.

„Nun ist's gleich fröhlicher im Bauch“, sagte Chrustsch. Nachdem er die Flasche bis auf den letzten Tropfen geleert hatte, schob er sie vorn in die Jacke, wo schon eine lag. „Jetzt können wir weiterfahren. Wenn nur kein Rad bricht! Dann müssen wir unter freiem Himmel übernachten, und da gibt uns keiner was zu trinken, denn die Zieselmäuse trinken nicht, und die Füchse trinken so 'n Gesöff auch nicht.“

Er ging voraus, ermunterte die Pferde durch Zurufe und murmelte angeheitert vor sich hin. Während der ganzen Fahrt verlor er kein Wort über den Weizen, den er Nykin Schkaruba zum Kauf angeboten hatte, als wäre dies nicht geschehen und nur ein Traum des Lehrers gewesen.

Als es dunkel wurde, fuhren sie langsamer, weil sie befürchteten, in eine vom Wasser ausgewaschene Querrinne oder ein Schlagloch zu geraten. Aber zum Glück erreichten sie Medwynez ohne Zwischenfälle. Sie fuhren ins Dorf, und Nykin Iwanowytsh sang das Herz im Leibe – sie waren zu Hause. Kaum waren sie in den Schulhof eingebogen, als auch schon die Schultür knarrte und der Direktor ihnen entgegenkam. Er hatte offenbar schon lange auf sie gewartet; er fragte, wie sie mit der Anfuhr zurechtgekommen wären und was sie mitgebracht hätten – Fichte oder Birke. Als er erfuhr, daß sie Weißbuche geladen hatten, wies er sie an, nicht erst den Morgen abzuwarten, das Holz nicht bei der Schule liegenzulassen, sondern gleich den Lehrern zu bringen.

„Wie denn?“ fragte Pschenytschny. „Sollen wir’s etwa selber aufteilen? Und wer bekommt es eigentlich?“

„Zuallererst bekommt Repta Holz“, erwiderte der Direktor. „Er gehört zu den Menschen, die nicht ans Essen denken, wenn man ihnen nicht ein Stück Brot in den Mund steckt. Neben ihm wohnt die Pionierleiterin – sie soll eine Hälfte und der stellvertretende Direktor die andere Hälfte bekommen. Fahrt ihr beide zu ihnen. Und Ihre Fuhre“, er wandte sich an Sasont Chrustsch, dessen Schwips schon wieder verfliegen war und der sich nun ganz still verhielt, „fahren wir zu Andri Sak! Seine Frau ist zur Zeit sehr krank, wir überlassen ihm die ganze Fuhre. Manchmal helfen solche Heilmittel recht gut.“

Nykin Iwanowytsh merkte, daß ihm vor Verärgerung unwillkürlich der Mund zu zucken begann.

„Und Sie“, sagte der Direktor ermunternd, als hätte er das Abflauen ihrer Stimmung bemerkt, „Sie sind als nächste dran. Wir fahren in einer Woche noch mal, vielleicht komme ich sogar selber mit. Hab schon alles mit der Vorsitzenden besprochen. Einverstanden, na?“

„Einverstanden, was sonst“, antwortete Chrustsch für die beiden Lehrer, als wäre er gemeint. „Ist doch egal, einen Tag früher oder später.“

Einige Tage später fuhren sogar mehr als zwei Fuhrwerke in den Wald. Die Vorsitzende hatte ihnen sowohl Arbeitskräfte als auch Pferde gegeben, weil ihr aus dem Rayonzentrum Lastautos und Soldaten für die Zuckerrübenernte geschickt worden waren. Diesmal bekamen auch die Schkarubas und Pschenytschny Holz.

In all diesen Tagen ging Olena Lewkiwna Iwan Hunka nicht aus dem Sinn. Wenn sie Unterricht in der sechsten Klasse erteilte, zu seiner Bank sah und feststellte, daß sie leer war, wollte sie jedesmal die Schüler fragen, wo Iwan bleibe und warum er

nicht pünktlich sei. Im letzten Augenblick jedoch besann sie sich, und ihr fiel ein, daß er aus der Schule verwiesen worden war . . . Diese leere Bank, die zweite von hinten, am Fenster, gab ihr keine Ruhe.

Der Direktor hatte eine Aussprache mit Olena Lewkiwna geführt und erklärt: Die Lehrer hätten Iwan Hunka nicht erst ein Jahr geduldet, hätten ihn mühsam von Klasse zu Klasse mitgeschleppt; alle Hoffnungen, der Junge werde bald erwachsen sein und zu Verstand kommen, wären umsonst gewesen. Iwan und seine Mutter hätten unverblümt geäußert, sie würden auch ohne die Schule zurechtkommen. Iwan sei ein Rädelsführer und stifte die Schüler zu den blödsinnigsten Streichen an. Die Lehrer hätten sich reichlich Mühe gegeben, hätten ihm auf unterschiedliche Weise beizukommen versucht, in ihm aber weder Gefühl noch Vernunft zu wecken vermocht. Ihre ganze pädagogische Erfahrung habe versagt. Was sollten sie also tun? Den Lehrern gegenüber trete Iwan anmaßend auf, die Gesetze und Normen der Schule existierten für ihn nicht, erkenne er nicht an. Sei es dann nicht vernünftiger, sich von solch einem Schüler zu trennen? Dies werde zumindest für die anderen eine Lehre sein, und die Klasse werde sich ruhiger verhalten. Genüge für ihre Schule – sowohl für ihn als Direktor als auch für Olena Lewkiwna – die entsetzliche Tragödie im Steinbruch von Tscherepaschynzy noch nicht?

Als sie Witali Hryhorowytsh so reden gehört hatte, war sie mit ihm einverstanden gewesen. In der Rückschau bestand Iwan Hunkas ganzes Schülerdasein nur aus abendlichen Jugendvergnügen und Rowdytum, und sie dachte: Wahrscheinlich ist es wirklich besser, man trennt sich von ihm. Sie erinnerte sich an ihre Unterredung mit Iwans Mutter, an ihre Zweifel, ob aus dem Sohn etwas Gescheites werden würde; ihr fiel ein, wie Iwan am Teich beim Schwarzangeln erwischt worden war und wie er auf dem Feld vor den anderen Schülern den Hasen mit einem

Knüppel totgeschlagen hatte. Deutlich sah sie Iwans dunkles Gesicht mit den schrägen, bösen Augen vor sich, und sie zweifelte nicht an seiner Grausamkeit, glaubte, daß er wirklich nicht lernen wolle.

Vielleicht aber hatte sie in dem Jungen nur sein wahres Wesen nicht zu erkennen vermocht, das er tief in sich verbarg? Vielleicht hatten sie es einfach nicht zu erkennen vermocht, dann träfe nicht nur ihn, sondern zum Teil auch die Lehrer Schuld . . . Vielleicht konnte man diesen Keim noch finden und in die Sonne stellen?

Was für Beweise man auch zur Rechtfertigung dafür anführen mochte, daß Iwan aus der Schule ausgeschlossen worden war, Tatsache blieb: Man hatte ihn ausgeschlossen. In der Schule war er mit den anderen Schülern zusammen gewesen, und Kollektiv ist Kollektiv. Aber was sollte nun werden? Würde das neue Milieu, in dem er nun den größten Teil seiner Zeit verbrachte, besser sein als ihr Schulkollektiv? Wohl kaum. Durch die Entlassung hatten sie den schwierigen Schüler nur auf den Weg gestoßen, der ihm stets verlockend erschienen war. Was würde dabei herauskommen? Sie hatten ihm alle im Bewußtsein ihrer Ohnmacht einfach den Rücken gekehrt, obwohl sie sich darüber klar gewesen waren, was ihm bevorstand.

Olena Lewkiwna fühlte sich am meisten schuldig. Da sie ihre Veranlagung kannte, sah sie voraus, daß dieses Schuldgefühl nie erlöschen würde.

Begierig fing sie jedes Wort auf, das man sich in der Klasse über Iwan Hunka erzählte: Er arbeitet im Kolchos bei den Pferden . . . Er fährt Rüben zur Zuckerfabrik . . . Vorgestern ist er mit einem ganzen Leiterwagen voll Zuckerrüben auf dem Damm gefahren, und als die Pferde vor der löcherigen Brücke gescheut haben, hat er sie am Zügel geführt . . . Eines Tages erblickte er die Lehrerin von weitem, da ließ er die Pferde fast

im Galopp laufen, ohne Olena auch nur anzusehen, und seine Augen sprühten geradezu vor Freude darüber, daß er wie der Wirbelwind an der Lehrerin vorbeipreschen konnte und sie keines Blickes zu würdigen brauchte.

Eines Tages entschloß sie sich, Nykin Iwanowysch all diese quälenden Gedanken anzuvertrauen. Ihr Mann hörte sie an und sagte: „Du meinst, die Schule wäre für ihn das Allernotwendigste. Er selber ist darüber anderer Meinung und seine Mutter auch. Warum müssen wir andere Menschen mit unseren eigenen Maßstäben messen? Versuchen wir doch mal, sie nicht mit unseren, sondern mit ihren Augen zu sehen! Vielleicht werden wir ihnen dann besser gerecht?“

„Warte mal, Nykin...“ Stirnrunzelnd versuchte sie zu verstehen, was er gesagt hatte. „Vielleicht ist es so, wie du sagst. Aber beantworte mir eine Frage: Seit wann sind Bildung und Erziehung nur dein und mein Maßstab? Wann haben sie aufgehört, allgemeingültig zu sein? Dem Denken muß man doch Hilfestellung geben, muß überzeugen...“

„Vielleicht auch mit Zwang, wenn die Überzeugung nicht fruchtet?“

„Auch mit Zwang, wenn es dem Wohle des Menschen dient“, entgegnete Olena Lewkiwna bestimmt.

Kaum hatte sie das ausgesprochen, kam ihr blitzschnell der Gedanke: Das waren doch nicht ihre Worte, diese Worte hatte sie von jemand gehört. Aber von wem nur? Von der Vorsitzenden! Horpyna hatte einmal gesagt, sie sehe sich gezwungen, manche Menschen, wenn sie das Gute nicht als notwendig erkennen, mit der Nase darauf zu stoßen; sie hatte gesagt, daß man Gerechtigkeit nicht nur mit Güte und Sanftmut, sondern notfalls mit Gewalt durchsetzen müsse. Olena hatte der Vorsitzenden damals widersprochen und auf ihrem Standpunkt beharrt. Wie kam es nur, daß sie jetzt im Wortwechsel mit ihrem Mann Horpynas Worte gebrauchte? Es waren für sie nicht mehr

fremde und auch nicht mehr schlechthin Worte, es war ihre Überzeugung.

„Alle kannst du nicht umkrepeln, leider“, sagte Nykin Iwanowytch. „Manch einer muß so bleiben, wie die Natur ihn geschaffen hat.“

Die Natur . . . Auch die ändert sich, wird klüger, nimmt neue Eigenschaften an.

Olena Lewkiwnas Zweifel und Gewissensbisse blieben.

Aus Nowa Hreblja, das ziemlich weit von Medwynez entfernt liegt, etwa dreißig Kilometer, kam Großmutter Kylyna zu Besuch. Sie kam zu Fuß, mit einem Sack auf dem Rücken und einem Korb vor der Brust, der mit einem Strick an den Sack gebunden war. Auf dem Hof blieb sie stehen und blickte um sich, als wagte sie nicht, das Haus zu betreten, oder glaubte, sie sei auf dem falschen Hof. Mychailo sah aus dem Fenster – mitten auf dem Hof stand, offenbar verwirrt und unschlüssig, eine Frau. Er sah genauer hin . . . Das war doch Großmutter Kylyna, Olena Lewkiwnas Mutter! Unter ihrem Kinn wippten die Zipfel des Kopftuchs, sie trug einen alten Bauernrock, den sie bisher nie angezogen hatte; unter ihrem schwarzen Rock lugte der weiße Unterrock hervor. Sie verstand, die Sachen in Ehren zu halten und zu schonen. Wie ein Wind war Mychailo draußen, rannte zur Großmutter, begrüßte sie und nahm sie bei der Hand, um sie zum Haus zu führen. Aber sie sah ihn gutmütig und streng zugleich an, als wollte sie sich vergewissern, ob er so geworden war, wie sie es sich in Nowa Hreblja vorgestellt hatte, oder anders. Wahrscheinlich machte er zunächst einen anderen Eindruck, denn ihre Stirn bedeckte sich mit Falten, aber sie glättete sich sogleich wieder, und die Großmutter wirkte nun gleich freundlicher und auch gar nicht mehr so alt.

„Ich gehe noch nicht ins Haus, Jungchen“, sagte sie. Vorm Stall nahm sie den Sack und den Korb von der Schulter und



stellte beides an die Wand, dann atmete sie erleichtert auf. Nach ein paar tiefen Atemzügen trat sie durch die offenstehende Stalltür, ging im Stall hin und her, stieß etwas mit dem Fuß beiseite und sagte, als sie herauskam: „Gott sei Dank, ihr lebt wie Menschen, habt ein Schwein und auch eine Kuh. Wenn euch das auch ganz schön Arbeit macht, so habt ihr doch euren eigenen Speck und eure eigene Milch, und wenn Speck im Haus ist, dann braucht ihr euch Gesundheit und Kraft nicht vom Nachbarn zu borgen. Wo bleibt denn nur die Mutter?“

„Vater und Mutter sind in der Schule, und Taissa auch... Ich sag's ihnen sofort!“ Außer sich vor Freude, rannte er davon, daß der Staub aufwirbelte.

Die Schkarubas wohnten schon einige Jahre in Medwynez. Aber weder Großmutter Kylyna noch Großvater Lewko hatten sie auch nur ein einziges Mal besucht, obwohl sie herzlich eingeladen waren. „Warum sollen wir denn kommen?“ hatten sie jedesmal wie aus einem Munde geantwortet. „Ihr wohnt so weit weg, in 'ner fremden Gegend, und wir sind alt.“ Als Olena Lewkiwna nun von Mychailo hörte, daß ihre Mutter gekommen war, konnte sie es zuerst gar nicht glauben.

„Großmutter Kylyna?“ fragte sie zurück, als hätte sie nicht richtig gehört.

„Aber ja, Großmutter Kylyna, sie hat sich im Hof hingesetzt, geht nicht ins Haus.“

„Das hat einen besonderen Grund!“ entfuhr es ihr. „Los, such Taissa, sie muß im Physikraum sein! Ich sage Vater Bescheid.“

Als sie alle zu Hause anlangten und als Olena Lewkiwna ihre Mutter umarmt und geküßt hatte, fragte sie, ob etwas passiert sei. Großmutter Kylyna antwortete, bei ihr zu Hause sei alles zum besten, sie seien für den Winter gerüstet, hätten Kartoffeln eingekellert, Kohl zum Einlegen wäre geschnitten und allerlei Eingesalzenes, auch ein Fäßchen Gurken stände bereit. Groß-

vater Lewko huste zwar morgens immer, lasse aber das Rauchen nicht sein, qualme wie ein Schornstein.

Verzückt sahen Taissa und Mychailo die Großmutter an... Großmutter Kylyna war zu Besuch gekommen!

Sie gingen ins Haus, und nun wurden die Mitbringsel ausgepackt. Als erstes holte Großmutter Kylyna eine grüne Flasche mit Wasser aus dem Korb – der Korb hatte auf ihrer Brust gehangen, deshalb war es für sie bequem gewesen, unterwegs die Flasche herauszuholen und ihren Durst zu löschen. Dann kamen aus einem kleinen weißen Tuch mehrere Pellkartoffeln zum Vorschein, Großmutter Kylyna war nicht dazu gekommen, sie zu essen; in dem Tuch aber lagen, gesondert eingewickelt, zwei Piroggen – die verspeisten Taissa und Mychailo sofort; die Piroggen waren süß, mit Äpfeln gefüllt, die Kruste etwas angebrannt. Dann zog sie eine Speckseite heraus, die gut abgehangen war.

„Wozu bringst du uns Speck mit?“ sagte Olena Lewkiwna mit leisem Vorwurf. „Ihr habt doch keinen eigenen, aber wir haben.“

„Ihr könnt ihn doch brauchen“, brummelte Großmutter Kylyna nicht besonders freundlich.

Danach erblickten verschiedene Päckchen das Tageslicht: ein Päckchen Melonensamen und ein Päckchen Sonnenblumensamen. Die Großmutter löste die Verschnürung von einer ziemlich großen Tasche, daraus holte sie Haselnüsse hervor und gab den Kindern eine Handvoll. Einen Augenblick zögerte sie, dann hielt sie auch Nykin Iwanowytsch welche hin – er lehnte auch nicht ab und knackte sie mit den Zähnen auf. Aber damit war der Vorrat an Mitbringseln nicht erschöpft, Großmutter Kylyna holte aus dem Sack ganz kleine Täschen hervor, legte sie auf die Bank und sagte, in einer seien Zwiebelsamen, in einer anderen Knoblauchsamen, in einer dritten Melonenkerne; die hätte eine alte Freundin ihr gegeben, die schon über neunzig

Jahre alt und der vorvoriges Jahr die Ziege eingegangen sei, um die sie wie um ein kleines Kind geweint habe... Großmutter Kylyna packte noch Bündelchen mit anderen Samen aus, pries sie und versicherte, sie würden alle prächtig aufgehen.

Schweigend sah Olena Lewkiwna ihrer geschäftigen Mutter zu und wagte nicht, auch nur ein Wort zu sagen, weil ihre Mutter schon alt und trotzdem noch so quicklebendig war. Die Mutter hatte sich den weiten Weg gemacht, hatte sich ihnen nützlich, ihnen eine Freude machen wollen. Und da sollte sie ihr Vorhaltungen machen?

Appetitlich glänzend kam ein selbstgebackenes knuspriges Brot zum Vorschein. Als Großmutter Kylyna der Tochter das Brot gab, sah sie in diesem Augenblick selber einem Brot ähnlich. Ihre lebhaften Augen, die unter der heißen Sonne des Lebens nicht stumpf geworden waren, blickten weise, tapfer und glücklich. Als nächstes überreichte sie ein altes gesticktes Ziertuch für die Wand. „Ein Geschenk von mir für euch zum Einzug ins neue Haus, auf daß es euch hier wohl ergehen möge!“ Dem folgten noch verschiedene Mitbringsel, und jedes überreichte sie mit bedeutsamer, ernster Gebärde, und Olena Lewkiwna nahm es ebenso entgegen. Das letzte, was die Großmutter schließlich ihrem schier unergründlichen Sack entnahm, war ein bauchiges, grünliches Konservenglas, das in einen weißen Lappen gewickelt und außerdem mit einem Bindfaden verschnürt war.

„Und das ist Honig!“ sagte Großmutter Kylyna.

„Woher hast du denn den, wo ihr doch gar keine Bienen habt?“ fragte Nykin Iwanowytsh erstaunt.

„Großvater Lewko und ich haben ihn selber gesammelt“, antwortete die Großmutter verschmitzt.

„Na, wenn das so ist...“ Dankbar lächelnd nahm Nykin Iwanowytsh das Glas, löste den Bindfaden, wickelte den Lappen ab und schnupperte. „Wie das duftet! Herrlich!“

Der Großmutter gefiel das Lob, und sie beeilte sich zu erzählen, was Honig eigentlich ist und wie sie einst Olena, als sie noch klein gewesen, mit Honig gesund gepflegt hatte. Auf ihre Imker in Nowa Hreblja kam sie zu sprechen, wie kräftig und rotwangig sie alle seien, wie lange sie lebten; und ihre Kinder – es sei eine Freude, sie anzusehen – seien die kräftigsten und schönsten im Dorf. Offenbar wußte Großmutter viel vom Honig, denn sie setzte ihnen auseinander, wie heilsam er sei und wieviel Nutzen er bringe. Die Krankheiten verschwinden, weil sie Heilmittel aus Honig nämlich fürchten. Bekommt man Kopfschmerzen oder Stiche in den Schläfen, trinkt man Honig mit Zwiebelsaft. Hast du ihn ein-, zweimal getrunken, schon hast du wieder einen klaren und gesunden Kopf wie 'n junger Mensch... Taissa und Mychailo hörten gespannt zu. Woher Großmutter Kylyna das alles nur wußte, und wie sie das nur alles im Kopf behielt!

Nykin Iwanowytch warf ein: „Als Alexander von Mazedonien in Persien starb, legten die Römer seinen Körper in Honig und überführten ihn auf diese Weise unversehrt in seine Heimat.“

„Welchen Alexander?“ fragte Großmutter Kylyna so, als hätte sie soeben etwas von einem Medwynezer Bauern gehört.

„Er war ein Heerführer im Altertum“, erklärte Taissa hastig.

„Sieh einer an!“ Großmutter Kylyna hob erstaunt die Schultern, als wollte sie sagen: Was die Menschen sich mit dem Honig nicht alles ausdenken! „Honig heilt Wunden und Schwellungen, wer weiß, vielleicht haben sie diesen Alexander wirklich in Honig nach Hause gebracht.“ Obwohl sie Nykin beipflichtete, daß man jenen Heerführer wahrscheinlich so transportiert hatte, schwang in ihrem Tonfall immer noch Verwunderung, vielleicht auch Zweifel.

Während Olena Lewkiwna mit Taissa das Mittagessen vorbereitete, erkundigte sich Großmutter Kylyna nach allem, nach

der Schule, wie es sich dort als Lehrer für sie arbeiten ließe, ob sie sich mit dem Direktor gut ständen und wieviel sie verdienten; auch, ob die Nachbarn gut oder schlecht wären. Olena Lewkiwna und Nykin Iwanowytsch erzählten ihr alles, nur daß man ihr Haus hatte anzünden wollen, erwähnten sie mit keinem Wort, auch Taissa und Mychailo nicht. Großmutter Kylyna fragte, wie sie sich für den Winter mit Heizmaterial eingedeckt hätten, ob sie den Torf selber mit der Schubkarre angefahren oder vom Kolchos dafür Pferde bekommen hätten und ob das Holz, das beim Stall lag, unter der Hand gekauft oder ihnen von der Schule überlassen worden wäre; als sie hörte, daß der Kolchos es ihnen zugeteilt hatte, war sie zufrieden.

Das Mittagessen verzehrte Großmutter Kylyna schweigend. Bedächtig löffelte sie den Borstsch aus der Schüssel, führte ihn behutsam zum Mund, wobei sie ein Stück Brot unter den Löffel hielt. Die Kinder, die sie beobachteten, bemühten sich ebenfalls, einander nicht zuvorzukommen und langsam zu essen, als hegten sie dem Essen gegenüber fromme Gefühle. Auf alle übertrug sich die gemütvolle Stimmung der Großmutter beim Essen, sie verhielten sich still und friedlich. Nachdem Großmutter Kylyna gegessen hatte, wischte sie den Löffel mit einem Happen Brot ab, aß den Happen ohne Borstsch auf, bedankte sich und sah sich, während sie vom Tisch aufstand, suchend nach den Heiligenbildern um. Als sie keine erblickte, seufzte sie, bekreuzigte sich in einer Ecke, flüsterte ein Gebet und bekreuzigte sich abermals.

Taissa und Mychailo steckten sich Samen in die Tasche und liefen aus dem Haus. Eine Zeitlang herrschte Stille, Olena Lewkiwna deckte den Tisch ab, und als sie abgedeckt hatte, dankte sie ihrer Mutter, daß sie sie besucht und den langen Weg nicht gescheut hatte.

„Ich bin schon alt, und es wird bald Winter. Wer weiß, ob ich den Winter überlebe. Es muß ja mal sein, daß ich komme,

denn ich habe weder dieses Land noch die Menschen hier, noch das Haus gesehen, in dem ihr wohnt.“

„Das Land ist hier wie dort unser, und es sind unsere Menschen“, sagte Nykin Iwanowytsch.

„Die Erde ist überall gleich, und die Menschen sind es auch, aber am schönsten ist es im heimatlichen Nest“, erwiderte die Großmutter, sie war mit ihrem Schwiegersohn nicht ganz einverstanden. Und sofort fragte sie anschließend, was ihr offenbar seit langem keine Ruhe ließ: „Wie ist es mit dem Haus?“

„Mit dem Haus?“ fragten die beiden Eheleute wie aus einem Munde, weil sie nicht verstanden, worauf Kylyna hinauswollte.

„Na, wie's mit dem Haus ist? Ihr wohnt hier“, sie machte eine weit ausladende Handbewegung, „aber es ist nicht euer Haus, es gehört anderen.“

Als sie seinerzeit von Olena Lewkiwna erfahren hatte, daß sie im Haus eines Kollaborateurs wohnten, der mit seinen Herren geflüchtet war, hatte sie zu ihr nichts darüber gesagt. Aber vergessen war es natürlich nicht, der Gedanke daran hatte sie bedrückt. Jetzt, da sie nun sah, wo und in was für einem Haus ihre Kinder wohnten, konnte sie nicht länger darüber schweigen.

„Das Haus gehört dem Staat“, sagte Nykin Iwanowytsch. „Der Dorfrat hat es uns gegeben.“

„Der Dorfrat?“ brummelte Großmutter Kylyna unzufrieden. „Hätte's der Dorfrat lieber gebaut... Aber so... Und wenn dieser Mann nun zurückkommt und sein Haus verlangt?“

„Der kommt nicht mehr zurück“, antwortete Nykin.

„Dann vielleicht seine Kinder!“

„Er ist mit der ganzen Familie geflüchtet.“

„Vielleicht ist er gar nicht außer Landes gegangen? Wer weiß das schon so ganz genau? Er könnte doch eingesperrt sein, sitzt seine Zeit ab – auf einmal ist er da und schlägt Krach, sie sollen

ihm das Haus zurückgeben. Wo wollt ihr dann hin? Wollt ihr vielleicht in einer Höhle wohnen?“

„Wieso nun gleich in einer Höhle?“ widersprach Olena Lewkiwna. „Wir haben das Haus niemandem weggenommen, haben niemanden aus dem Haus gejagt. Man hat uns gesagt, wir sollen hier einziehen. Also sind wir eingezogen, denn es ist der Schule übereignet.“

„Übereignet, und doch gehört's einem anderen“, entgegnete Großmutter Kylyna unbeirrbar. „Ein Kollaborateur ist ein Kollaborateur und am besten in der kühlen Erde aufgehoben. Aber wenn ihm nur eine befristete Strafe aufgebremmt worden ist und er hier mit weißer Weste und neugeboren auftaucht, was dann?“

„Mit weißer Weste“, wiederholte Nykin Iwanowytsh mit einem grimmigen Lächeln. „Wie könnte er den Menschen jemals wieder in die Augen sehen?“

„Ich sage das bloß mal so, damit ihr an ein eigenes Haus denkt, euch euer eigenes Heim schafft. Mag das Haus dem Staat oder sonstwem gehören, schaffst du dir selber was, richtest du jeden Balken eigenhändig, dann ist das dein Haus, und niemand kann es dir streitig machen. Ein staatliches aber, das gehört heute euch und morgen einem anderen. Bekommen es später etwa eure Kinder? An sie sollte man doch auch denken. Für euer Leben mag das Haus vielleicht reichen. Aber für sie?“

„Du hast recht.“ Olena Lewkiwna wollte nicht mit ihrer Mutter streiten. „Wenn wir besser bei Kasse sind, werden wir auch an sie denken.“

Nykin Iwanowytsh nickte unbestimmt, und Großmutter Kylyna schien zufrieden zu sein, weil sie ihren Kopf durchgesetzt, weil man ihr zugestimmt hatte.

„Was kann ich dir denn helfen, Olena?“ fragte sie. „Du hast reichlich viel um die Ohren.“

Kylyna war es nicht gewöhnt, die Hände in den Schoß zu

legen, sie hatte ihr Leben lang gearbeitet, und Olena Lewkiwna wußte, sie würde ihre Mutter kränken, wenn sie ihr vorschläge, sie solle sich von dem langen Fußmarsch erholen. Deshalb bat sie die Mutter, sich ein Messer zu nehmen und Äpfel in Scheiben zu schneiden, die wollte sie für den Winter im Ofen trocknen.

Bis zum Abend gönnte sich Großmutter Kylyna keine Ruhe, mischte das Futter für das Schwein und brachte es ihm, ging die Hühner füttern, befühlte jedes von ihnen (die Hühner hatten vor ihr keine Angst, kamen ihren Händen entgegen). Nur Sirka melken – das wollte sie nicht; sie sagte, jede Kuh kenne ihre Herrin und gebe ihr mehr Milch.

Nichts schien ihren Augen zu entgehen, alles sah sie, berührte alles und bewahrte es in ihrem Herzen. Olena Lewkiwna beobachtete ihre Mutter verstohlen und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß sie in ihrem Alter sich noch so hielt, selber kochte, Wäsche wusch, den ganzen Haushalt besorgte und nie über Krankheiten klagte, obwohl ihr die auch nicht erspart blieben. Während sie die Mutter ansah und über sie nachdachte, bemächtigte sich ihrer das Gefühl einer ungewöhnlichen Zuneigung zur Mutter.

Es wurde schon dunkel, als Warka zu ihnen kam. Sie kam anscheinend gerade vom Feld, von den Zuckerrüben, denn sie trug zwei Jacken übereinander und hatte ein grobes Kopftuch um; ihre Wangen waren vom Wind und von der Kälte gerötet, und die dunklen Adern zeichneten sich darauf wie Flecken ab. Sie war gekommen, um etwas zu fragen; aber als sie Großmutter Kylyna erblickte, vergaß sie es sofort. Stumm sah sie die Großmutter an, als nähme sie jede ihrer Bewegungen, den Ausdruck ihrer Augen, die Art, wie sie durch die Stube ging und wie sie redete, mit allen Fasern ihres Herzens in sich auf. Erst nach geraumer Zeit fragte sie, immer noch auf der Schwelle stehend: „Nicht wahr, Sie sind Olena Lewkiwnas Mutter?“



Großmutter Kylyna strahlte übers ganze Gesicht – eine fremde Frau hatte sie erkannt! „Sehen wir uns denn ähnlich?“

„Oh, und wie!“ Warka preßte die Lippen aufeinander und wiegte staunend den Kopf. „So ähnlich, daß ich Sie auch auf dem Markt erkannt hätte. Ganz Olena Lewkiwna! Wie man sieht, können Sie auch nicht herumsitzen. Sie sind beide vom selben Stamm, der trägt die gleichen Früchte. Schön für Sie, Olena Lewkiwna, daß Sie solch eine Mutter haben!“ Sie fing einen Blick Nykin Iwanowytschs auf, der Mychailos Schuhe mit dünnem Draht nähte. „Und schön für Sie, daß Sie solch eine Olena Lewkiwna haben.“ Dann wandte sie sich wieder an Großmutter Kylyna. „Nehmen Sie’s mir nicht übel, ich möchte Sie noch ein wenig anschauen.“

„Was gibt’s da schon zu bewundern?“ erwiderte die Großmutter freundlich. „Schauen Sie nur, wenn Sie Lust haben! Davon geht mir nichts ab.“

Tatsächlich schaute Warka immerzu die Großmutter an. In ihrem Blick stand nach wie vor ein Staunen darüber, daß es solch einen Menschen auf der Erde gibt, daß er geht und spricht wie alle anderen, mit dem Meßbecher Wasser aus dem Eimer schöpft, trinkt und sich mit dem Handrücken den Mund abwischt. Unverwandt blickte Warka die Großmutter an, die ungerührt ihre Arbeit verrichtete, als wäre kein Fremder in der Stube.

„Also, schönen Dank auch“, murmelte Warka zum Abschied.

„Diese Frau scheint ein schweres Leben zu haben“, sagte Großmutter Kylyna, während sie ihr nachblickte.

„O ja, sie hat es nicht leicht.“ Olena Lewkiwna nickte. „Woran hast du das gemerkt?“

„Ist das so schwierig? Gibt es denn welche, die’s leicht haben?“

Als es schon ziemlich dunkel war und die Sterne wie kalte Späne am Himmel zu flackern begannen, trat über ihre Schwelle

die Vorsitzende. Olena Lewkiwna glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Die Vorsitzende war kein so häufiger Gast in ihrem Hause, wahrscheinlich kam sie nicht ohne besonderen Grund. Sie hatte ein dunkles geblühtes Tuch umgebunden, wie es besser einem jungen Mädchen als einer Frau ihres Alters zu Gesicht gestanden hätte. Aber dieses Tuch machte sie wirklich jünger und vielleicht sogar hübscher, wenn die Pockennarben in ihrem Gesicht nicht so deutlich zu sehen gewesen wären.

„Ahnt ihr, weswegen ich komme?“ fragte Horpyna Tytiwna verschmitzt. „Ihre Mutter möchte ich sehen, Olena Lewkiwna, das ist es! Wo haben Sie sie versteckt? Im Dorf ist mir nämlich schon von mehreren Leuten gesagt worden: Olena Lewkiwna hat ihre Mutter zu Besuch... Das ist natürlich ein Ereignis! Damit haben Sie selber nicht gerechnet, was?“

Olena Lewkiwna schoß vor Erregung und beklemmender Dankbarkeit das Blut ins Gesicht.

Von draußen kam Großmutter Kylyna herein – nicht groß, das Gesicht von der Sonne gebräunt, sauber, wenn auch schlicht häuslich gekleidet. Sie machte den Eindruck, als lebte sie schon wer weiß wie lange in Medwynez und in diesem Haus und wäre mit dieser Erde verwachsen. In der Hand trug sie einen leeren Eimer, sie hatte die Kuh getränkt. Wie eine alte Bekannte, die sie unter diesem Dach schon oft gesehen hatte, begrüßte sie die Vorsitzende. Dann ging sie wieder hinaus.

Die Vorsitzende wurde auf einmal ernst. „Ich werd mal wieder gehen, macht's gut!“ Sie ging und nahm ihre beständige Traurigkeit mit sich.

Da fühlte sich Olena Lewkiwna der Vorsitzenden gegenüber schuldig. Weshalb? Weil sie eine Mutter hatte, die sie besuchen kam? Weil ihre Mutter sogar zu Fuß nach Medwynez gekommen war und Geschenke mitgebracht hatte, deren kostbarstes die Wiedersehensfreude war?

„War die auch gekommen, um mich anzuschauen?“ fragte

Großmutter Kylyna nach einer Weile, als sie sich zum Abendessen an den Tisch setzten.

„So ist es, Mutter.“

„Ach, Töchterchen... Nicht mich, dich sollten sie bewundern kommen.“

Den ganzen Abend überlegte Olena Lewkiwna, was sie ihrer Mutter hatte sagen wollen, aber es fiel ihr nicht ein.

Nach dem Unterricht kam Taissa nach Hause gerannt und schlang hastig das Essen herunter. (Großmutter Kylyna brummelte verdrossen, daß jemand das Brot und das warme Essen so geringachte; man müsse doch wie ein Mensch essen.) Dann sagte Taissa zu Mychailo, daß sie sich mit Marika verabredet hätte, nach Laub in die Erlen zu gehen, schnappte sich im Flur einen Sack und lief aus dem Haus.

Mychailo unterhielt sich noch eine Weile mit der Großmutter, dann ging er durch den Garten zum Feldrain und sammelte wilde Birnen, denn dort war die Erde geradezu mit wilden Birnen besät. Aber etwas gab ihm keine Ruhe, es rumorte und rumorte. Er schlenderte zurück und fragte schließlich die Großmutter: „Wo finde ich denn nur einen Sack?“ Im selben Augenblick wurde ihm klar, wohin er gehen wollte, und seiner bemächtigte sich eine leise Unruhe.

Großmutter Kylyna gab ihm einen alten, geflickten Sack, der nach Hühnern roch, und Mychailo ging aus dem Dorf geradewegs zum Erlengehölz. Zuerst ziemlich schnell, doch dann besann er sich. Wenn sich Taissa nun bei Marika eine Weile verplaudert hat und er vor ihnen bei den Erlen anlangt? Dann würden sie ihn auslachen, besonders Taissa, die sich einiges zusammengereimt und auch von Marika selbst einiges erfahren hatte. Nach jenem unvergeßlichen Tag, an dem der Lehrer Skrypka nicht zur ersten Stunde erschienen war, hatten sich Mychailo und Marika manchmal flüchtig angesehen, jedoch

nicht miteinander gesprochen. Nur einmal, als Mychailos Feder abgebrochen war, hatte Marika ihm ihre Reservefeder gegeben und gesagt: „Da, sie ist ganz neu.“ Tausendmal hatte Mychailo diese Worte im Gedächtnis wiederholt – zu Hause beim Schlafengehen, auf dem Schulweg und während des Unterrichts, übefall trat ihm Marikas Gesicht vor Augen und wie sie das gesagt hatte. Diese Erinnerung war für ihn süß und schmerzlich zugleich. Schmerzlich, weil sie einander wie Fremde geworden waren. Böse war er Marika nicht mehr. Aber zu ihr gehen, sie einfach ansprechen oder etwas fragen konnte er nicht.

Er konnte es nicht, und darunter litt er.

In dem schmalen Seitenweg, der zu dem versumpften Weiher führte (hinter ihm erhob sich dunkel das Erlengehölz), lag ein umgekipptes Fuhrwerk mit Torf. Als Mychailo näher kam, sah er Andri Kindratowytsh Sak, der unter einem Busch saß und eine Selbstgedrehte rauchte. Der Lehrer freute sich und bat Mychailo, ihm zu helfen, den Torf wieder auf den Wagen zu laden.

„Das ist kein Weg, sondern ein Wasserstrudel!“ schimpfte Andri Kindratowytsh halb lachend. „Der Regen hat solche Löcher ausgespült, daß man sich darin die Beine bricht.“

Mychailo verfluchte im stillen den Regen und den löcherigen Weg, während er den Torf auflud, und wartete nur darauf, daß Andri Sak sagte, er würde den Rest nun allein schaffen, und Mychailo könne gehen. Doch Andri Sak hatte es nicht eilig, den Jungen fortzuschicken. Er stapelte bedächtig die Torfballen aufeinander, ohne dabei zu vergessen, an seiner Zigarette zu ziehen. Mychailo wurde immer wütender und wünschte, die Fuhre möge noch einmal umkippen, aber erst, wenn Mychailo schon weit weg sein würde, so daß er die Hilferufe nicht mehr hören konnte.

„Ich danke dir“, sagte Andri Sak, als alles aufgeladen war. „Und jetzt stütze den Wagen an der Seite, damit er nicht

noch mal umkippt! Alle Leute haben längst ihren Torf zu Hause, aber ich hab's nicht eher geschafft, hab heute erst Pferde bekommen.“

Mit zusammengebissenen Zähnen stemmte Mychailo die Schulter gegen das Fuhrwerk, damit es nicht umkippte, und als sie auf der glatten Straße waren und Andri Sak ihn vergessen zu haben schien, machte der Junge rasch kehrt und rannte so schnell, wie er konnte, den buckeligen Weg zurück. Durch die kahlen Zweige der Eschen und Pappeln fiel der fahle Schein der Nachmittagssonne. Licht und Schatten, Licht und Schatten huschten an seinen Augen vorüber. Da zeichnete sich der versumpfte Weiher ab, aus dem graue Erdhöcker hervorlugten, und hinter dem Weiher schimmerte dunkel das Erlengehölz.

Hinter dem Dorf ging er langsam, obwohl seine Beine schnell laufen wollten. Nun befürchtete er, daß er vielleicht zu spät kommen und die Mädchen ihm schon mit gefüllten Säcken entgegenkommen würden. Vielleicht sollte er erst gar nicht zum Erlengehölz gehen? Denn was will er ihnen sagen, wenn er sie trifft? Mychailo wurde beklommen zumute. Wie in kaltes Wasser trat er zwischen die Bäume und hielt Ausschau. Weit und breit war niemand zu sehen. In dem Erlengehölz war es seltsam kalt, kälter als an dem Weiher und auch trostloser. Vielleicht weil nur noch so wenige Blätter an den Zweigen hingen und die so kläglich und verwaist zitterten? Vielleicht auch, weil das Erlengehölz still geworden, ganz verstummt war und kein Vogel mehr sang? Wenn wenigstens Wind wehte, dann würde er sich nicht so einsam fühlen.

Plötzlich hörte er hinter seinem Rücken ganz nahe rufen: „Mychailo!“

Vor Schreck bekam er eine Gänsehaut. Suchend sah er sich um und erblickte hinter einem Schneeballstrauch zwei Köpfe, Marikas und Taissas. Die Mädchen saßen auf Säcken, die mit Laub gefüllt waren, und beobachteten etwas.

Als er auf sie zuing, fühlte er, wie sein Herz schlug. Vor den Mädchen im Gras lag ein graues Knäuel, das mit drohenden Stacheln bewehrt war.

„Ein Igel“, sagte Marika. Sie wunderte sich überhaupt nicht, Mychailo hier vor sich zu sehen, auch Taissa wunderte sich nicht. Mychailo fühlte sich sofort erleichtert. Marikas Augen glänzten vor Neugier. „Wir warten, bis er sich aufrollt und weiterläuft“, sagte sie leise. „Er hat sich vor uns erschreckt. Nun liegt er da und rührt sich nicht.“

„Mal sehen, wer mehr Geduld hat“, flüsterte Taissa.

„Sicherlich wir. Er wird doch merken, daß er uns nicht zu fürchten braucht, und weiterlaufen.“ Behutsam kauerte sich Mychailo hin und betrachtete unverwandt den Igel, hatte nur Augen für ihn, obwohl es ihn unwiderstehlich danach verlangte, Marika anzusehen. Und er wartete darauf, daß sie etwas zu ihm sagte, dann würde er sie unbefangen ansehen können.

Die große Stille des Herbstes hüllte sie ein. Eine Zeitlang kauerte Mychailo wie erstarrt, er glaubte fast, er werde eins mit dem Erlenhain, hörte und verstand schon sein frostiges, geheimnisvolles Flüstern; er schüttelte den Kopf, wie um sich von diesem seltsamen Herbsttraum zu befreien, und sagte: „Vielleicht hat er hier seinen Bau und läuft nicht nach Hause, weil er uns den Weg dorthin nicht verraten will.“

Marika legte warnend den Finger an den Mund und sagte nach einer Weile vorwurfsvoll: „Er hatte schon das kleine Schnäuzchen vorgestreckt, da hast du geredet und ihn wieder erschreckt.“

Abermals versanken sie in Schweigen. Mychailo war bereit, eine ganze Ewigkeit so zu sitzen, wenn nur Marika neben ihm saß.

Der Igel streckte sich, trippelte lautlos ein Stückchen weiter, verharrte abermals, witterte, trippelte weiter und blieb erneut stehen, als wäre er auf ein unüberwindliches Hindernis ge-

stoßen. Mychailo und die beiden Mädchen liefen ihm nicht nach, weil sie unbedingt wissen wollten, wohin er laufen und wohin er sie führen würde. Erst als er am Rande einer nahen Lichtung stehenblieb, standen auch sie auf. Der Igel huschte in einen Haselnußstrauch, und als sie dort anlangten, war von ihm nichts mehr zu sehen. Sie suchten ihn, bogen die Zweige auseinander. Mychailo fühlte Marikas warmen Atem, ihr Haar an seiner Wange, und das ließ ihn erbeben.

Der Igel war wie vom Erdboden verschwunden, und die drei ereiferten sich, als wären sie beleidigt, weil dieser schwerfällige, scheue Geselle sie überlistet hatte.

Die Mädchen scharrtten braunes und dunkelrotes Laub für Mychailos Sack zusammen, dann traten sie zu dritt den Heimweg an. Sie unterhielten sich über alles mögliche und lachten. Hintergründig sah Taissa bald Mychailo, bald Marika an, und ihr Blick ließ ahnen, daß sie viel wußte und es ihnen nicht gelingen würde, etwas vor ihr zu verheimlichen, mochten sie auch nur über den Igel oder harmlos von der Schule reden. Mychailo gefiel es, durch Taissas verschmitzten Blick mit Marika vereint zu sein.

Einer kalten Blume gleich stand die Sonne am blaugrauen Himmel, die frostbehauchten Blütenblätter ihrer Strahlen lagen auf Marikas Wangen, die das Erblühen der frischen herbstlichen Röte ahnen ließen.

Im Morgen grauen fing es an zu schneien.

Seit dem Abend hatte sich die Luft wie vor Kälte zusammengezogen. Die Gänse steckten ihre roten Schnäbel unter die Flügel und standen halb verschlafen, als lauschten sie auf etwas. Die Erdschollen in den Gärten wirkten noch schwärzer, und im Schein der Abendsonne, die einen unwirklichen, leblosen Goldschimmer über das Dorf breitete, wirkten sowohl die Ulmen am Kolchosbüro und rings um den Klub als auch die

Gärten vor den Häusern düster, wie in freudlose bittere Gedanken eingesponnen. Überm Teich aber nahm dieses leblose Gold gleichsam eine halb dunkelgrüne, halb rostrote Tönung an, zitterte, zerflatterte und konnte sich nicht wieder zusammenballen, bis es, als die Sonne hinterm Horizont verschwand, zu Boden sank. Gelblich erglühete es nur noch eine Zeitlang ermattet am Saum einer Wolke, dann verlosch es wie mit einem leisen Schmerzensschrei.

Aber im Morgengrauen fing es an zu schneien. Winzige Flöckchen drehten sich über dem Land, tanzten über den Wäldern und Feldern, bedeckten Medwynez. Selbst die Luft füllte sich mit seltsamer Schwere. Immer mehr Schnee fiel, er sättigte sich gleichsam mit der Wintersonne und strahlte selber Licht aus, und Medwynez, das am Abend zuvor noch trübsinnig und trostlos ausgesehen hatte, begann alsbald ein festliches Aussehen anzunehmen. Während sich das Dorf in den weißen Schnee hüllte, verjüngte und verschönte es sich, als genese es von dem anhaltenden Regen des Herbstes, von all dem Unwetter.

Fröhlicher und unternehmungslustiger krähten an diesem Tag die Hähne in Medwynez, weil sie anscheinend das Geheimnis der Veränderungen begriffen, die sich in der Natur vollzogen, und weil sie die Menschen schneller begrüßen wollten.

Olena Lewkiwna erwachte bei Sonnenaufgang, trat ans Fenster und erblickte, als sie den Vorhang beiseite nahm, durch die blauschimmernde Scheibe die weiße Schneedecke auf dem Hof und im Garten. Sie deckte die Kinder noch einmal sorgsam zu und ciltete wieder ans Fenster, um den Anblick des ersten Schnees zu genießen.

Wenn man das Lehrerzimmer betrat, sah man gleich rechts von der Tür den Ofen. Neben dem Ofen lagen ein Armvoll Buchenholz und ein Büschel Stroh, das vom Feueranzünden



übriggeblieben war. Das Stroh roch nach Roggen, nach sommerlichem Acker, das Holz nach trockener Rinde. Der Ofen strahlte Hitze aus, und eine alte vergilbte Zeitung, die oben auf dem Ofen lag, wippte, von diesen Wärmewellen angehoben. Die Fenster waren angelaufen, durch die offene Lüftungsklappe drang der Atem des jungen Winters und des ersten, betörend schönen Schnees herein.

Im Lehrerzimmer hielten sich die Lehrer auf, die gerade keinen Unterricht erteilen mußten. Einige, die dazu zu Hause keine Zeit gefunden hatten, fertigten in aller Eile Konspekte an, andere korrigierten Hefte, der Sportlehrer Andri Sak legte im Ofen Holz nach. Er hatte heute, kaum daß er von draußen ins Lehrerzimmer gekommen war, sofort die Ofentür geöffnet, die Glut geschürt und Holz nachgelegt; sein frisches, rotes Gesicht, das vor Gesundheit strotzte, erglühte im Schein des Feuers. Er fror nicht, aber er liebte das Feuer, und so zog das Feuer seinerseits ihn an.

„Die Welt wird grausamer“, hatte Pschenytschny heute morgen gesagt, als zufällig die Rede auf den letzten Krieg gekommen war. Er warf diesen Satz hin und ging zum Unterricht, als hätte er nichts Besonderes gesagt.

Olena Lewkiwna jedoch ging dieser Satz ein, zwei Stunden nicht aus dem Sinn, und nun, da sie eine Freistunde hatte und im Lehrerzimmer abermals mit Pschenytschny zusammentraf, sagte sie: „Pawlo Pawlowytsch, Sie haben heute früh gesagt, daß die Welt grausamer wird. Ihrer Meinung nach sind die Menschen also früher besser gewesen und jetzt schlechter? Wenn sie aber noch schlechter werden, was dann?“

„Und Ihrer Meinung nach wird die Welt also besser? Wenn sie besser wird, woher kommen dann solche entsetzlichen Kriege? Die entstehen doch nicht von selbst, sondern werden von Menschen gemacht. Wer zählt heutzutage, wieviel Menschen dabei umgekommen sind? Eine Million dort, eine Million

hier . . . Und wenn ein neuer Krieg ausbricht? Wo es jetzt solche Bomben gibt . . . Wird überhaupt einer übrigbleiben?“

„Wir dürfen keinen neuen zulassen“, entgegnete Olena Lewkiwna leise.

„Natürlich dürfen wir das nicht! Aber wie ihn verhindern?“

Andri Sak warf ein: „Wenn wir mehr Panzer und Bomben, eine starke Armee haben, wird sich niemand an uns heranwagen.“

„Und wenn unsere Gegner mit unserer Rüstung und unserer militärischen Kraft Schritt halten, was dann?“ entgegnete Pschenytschny. „Beantworten Sie mir folgende Frage: Wenn die Menschen mit Waffen eingedeckt sind, die jegliches Leben auf der Erde auszumerzen vermögen – welche Züge werden sich dann in ihnen mehr entwickeln – die menschlichen, die humanen oder die anderen?“

„Solange es Unrecht auf der Welt gibt, wird es notwendig sein, Waffen zu haben, um das Gute zu beschützen“, konstatierte Andri Sak. Hochaufgerichtet stand er ruhig neben dem Ofen, wohl in dem Gefühl, er stände jetzt an der Front, in einem Unterstand und nicht in einem Lehrzimmer.

In das Gespräch mischte sich nun Skrypka ein; er saß an dem breiten Fensterbrett und schrieb einen Brief. „Pawlo Pawlowytsch, Sie haben gesagt, die Welt werde grausamer. Sie verkrüppelt also, enthumanisiert sich? Erlauben Sie, daß ich damit nicht einverstanden bin. Sehen Sie, der Mensch entwickelt sich unbedingt und ist in seiner geistigen Entwicklung schon weit vorangeschritten. Doch was ist der Mensch eigentlich? In ihm sind animalische und menschliche Prinzipien vereint. Die animalischen ziehen ihn rückwärts, nach unten, sie äußern sich in seinem Innern durch zahlreiche dunkle Instinkte, und die menschlichen lassen ihn emporsteigen, erheben ihn, führen ihn in die Zukunft. Der Mensch ist sozusagen die Arena eines unaufhörlichen Kampfes, in dem manchmal die Ehre, die

Güte und das Gewissen zu den Gefallenen zählen. In verschiedenen historischen Epochen kann das eine oder das andere Prinzip die Oberhand gewinnen, aber . . . Sie verstehen sehr gut, daß unsere Gesellschaft die Entwicklung des Menschlichen im Menschen fördert, dafür kämpft. Ist Ihnen der Unterschied zwischen der passiven und der aktiven Haltung klar?“

„Ich widerspreche Ihnen nicht“, entgegnete Pschenytschny hitzig. „Aber raten Sie mir doch mal, was ich mit mir selber anfangen soll, wenn mich gelegentlich – eine gewisse Bosheit oder ähnliches überkommt. Es passiert, daß ich jemand etwas Schlechtes wünsche. . . Wie soll ich dann mit mir verfahren?“

„Im Zorn kann man alles mögliche wünschen“, erwiderte Olena Lewkiwna. „Aber etwas wünschen ist das eine, es mit eigenen Händen ausführen ist etwas ganz anderes.“

„Ich widerspreche Ihnen nicht“, sagte Pschenytschny erneut. „Hingehen und es eigenhändig tun – das würde ich nicht, obwohl es mich reizt. Aber Sie . . . Sagen Sie die Wahrheit: Empfinden Sie, wenn Sie über einen anderen nachdenken, im Innern nie Mißgunst? Werden Sie dabei nie ungerecht?“

„Manchmal doch“, gab Andri Sak unumwunden zu und lächelte schuldbewußt.

„Und Sie?“ attackierte Pschenytschny seinen Kollegen Skrypka.

„Nein“, antwortete Skrypka. „Ich wünsche Menschen nichts Schlechtes, selbst wenn sie es verdient hätten.“

Pschenytschny kniff ungläubig die Augen halb zu, verstummte sogar für einen Augenblick. Dann wandte er sich an Olena Lewkiwna. „Und Sie?“

„Nein“, sagte Olena Lewkiwna bestimmt. „Den Menschen Schlechtes zu wünschen wäre dasselbe, als wünschte man, sich selber aufzufressen.“

„Ihnen glaube ich!“ entfuhr es Pschenytschny aufrichtig.

Skrypka hob mit einem dünnen hintergründigen Lächeln die Brauen.

„Aber nein, aber nein!“ Pschenytschny fuchtelte mit seinen langen Armen herum. „Ihnen glaube ich, und ob... Wenn's auch schwer zu verstehen ist, wie man sein Leben lang als Heiliger leben kann... Doch vermutlich gibt es Menschen dieser Art, ich weiß es nicht. Selbst in Gedanken ist ihnen jeder Falsch fremd, sie können nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun.“

Skrypka ließ die hellen Brauen wieder sinken, und sein hintergründiges Lächeln verflüchtigte sich fast ganz. „Wenn einer seine Schwächen erkennt, ist das schon sehr viel. Es läßt hoffen...“

„Es läßt hoffen“, wiederholte Pawlo Pawlowytsch ironisch.

„Meinen Sie, ein Dieb wäre sich nicht bewußt, daß er ein Dieb ist? Aber dieses Bewußtsein hält ihn noch nicht davon ab, nicht wieder zu stehlen. Die Welt wird grausamer, entspricht das etwa nicht der Wahrheit? Wenn man nur bedenkt, welcher Vernunftleistung der Mensch fähig ist, kann man da alles andere verzeihen? Wie soll man das eine mit dem anderen vergleichen? Das ist doch ein Unterschied wie Tag und Nacht. Je heller der Tag wird, desto dunkler erscheint die Nacht. Ist es nicht so, Olena Lewkiwna?“

„Von Tag und Nacht sprechen Sie?“ Olena überlegte eine Weile. „Na, wenn der Tag heller und länger, wenn er sonnig ist, ein Sommertag, dann schrumpft die Nacht zusammen und verliert an Schrecken, ist das nicht wahr?“

„Wahrscheinlich ist das wahr“, antwortete Pschenytschny achselzuckend.

Skrypka schrieb erneut emsig, sein Gesichtsausdruck verriet keine Bewegung. Olena Lewkiwna erhob sich, schob die Lüftungsklappe weiter auf, damit die frische Winterluft ungehinderter einströmen konnte, und sagte: „Sie, Pawlo

Pawlowytsch, können in Ihrem Innern nichts, weder Gutes noch Böses, verbergen. Sie handeln, wie es Ihnen Ihre natürliche Veranlagung gebietet. Zugleich aber quälen Sie sich, leiden, reiben sich in Zweifel auf. Also wissen Sie, womit Sie unzufrieden sind, und wissen, wonach Sie streben.“

„Ich weiß, was ich will . . .“

„Aber kann man sich selber etwas vormachen? Weder sich noch anderen kann man etwas vormachen. Dadurch würde sich der Mensch zum Knecht degradieren.“

„Aber ich mache mir etwas vor!“ erklärte Pschenytschny herausfordernd. „Ich tue es, obwohl ich es eigentlich gar nicht will. Ich weiß und verstehe, daß ich kein Recht habe, andere zu lehren. Aber ich mache es weiter.“

„Sind Sie schlechter als andere? Als wir?“ fragte Andri Sak freundschaftlich mitfühlend, um ihn zu beruhigen. „Aber vielleicht sollte man doch nicht alles aussprechen, vielleicht doch lieber einiges für sich behalten. Denn wenn Sie offen sagen, wie es ist, kann es sich später einmal gegen Sie wenden. Es ist nicht immer notwendig, eine Wahrheit auszusprechen. Wenn man schweigt, wird sie dadurch nicht kleiner, sondern steigt vielleicht sogar noch in ihrem Wert.“

„Sie steigt nicht im Wert, Andri“, warf Skrypka nachsichtig ein und riß sich von seinem halbfertigen Brief los.

„Was?“ Andri Sak hatte nicht verstanden.

„Ich sage, daß eine Wahrheit in ihrem Wert nicht steigt, wenn du sie in einem dunklen Winkel verbirgst. Sie ist nur etwas wert, wenn sie ans Tageslicht kommt, wenn alle sie sehen und um sie wissen.“

„Man braucht nicht jede Wahrheit zu kennen.“ Andri Saks Miene verdüsterte sich.

„Nicht jede Wahrheit zu kennen gereicht dem Menschen vielleicht manchmal zum Ruhme, das ist wahr“, dozierte Skrypka. „Unser Recht und unsere Pflicht als Staatsbürger ist

es jedenfalls, alle Wahrheiten zu kennen, und natürlich nicht nur über die eigene Person.“

Er ist gar nicht so energielos und zimperlich, dachte Olena Lewkiwna. Offenbar hat er ein Herz aus Eisen und zeigt es nur nicht immer.

Das Klingelzeichen ertönte. Es versöhnte sie nicht, brach das Streitgespräch nur ab, das offenkundig noch nicht abgeschlossen war. Gelbgesichtig und durchgefroren betrat Repta das Lehrerzimmer, rieb sich die knöchigen Hände, und seine Brille blitzte kalt.

Großmutter Kylyna blieb eine Woche zu Besuch, länger konnte sie nicht bleiben – sie hatte wiederholt von Großvater Lewko geträumt. Sie fing an darüber zu barmen, daß er sich in ihrer Abwesenheit kein warmes Essen kochen und daß er frieren würde, weil er gewiß nicht heizte. Olena Lewkiwna packte ihren Korb (die Großmutter hatte ihr Speck mitgebracht, also legte sie ihr ebenfalls einige Speckseiten hinein, aber von ihrem eigenen, vom Selbstgeräucherten, schlachtete einen Hahn, sengte ihn über dem Feuer ab, gab ihr auch ein Tuch – sie hatte ein dunkles, warmes – und packte ihr alle möglichen anderen Gaben ein), und sonntagsmorgens brachen sie miteinander auf, um Großmutter Kylyna bis vors Dorf zu begleiten.

Lustig knirschte der pulvrige Schnee unter ihren Schritten, der jungfräulich und funkelnd in der Sonne glitzerte; sie zogen durch Medwynez, die von Schlittenkufen gefurchte Dorfstraße entlang, und Olena Lewkiwna war weh ums Herz, weil sie sich jetzt würde von ihrer Mutter verabschieden müssen, weil ihre Mutter allein zum verschneiten Horizont wandern und ihre kleine, gebeugte Gestalt klein und immer kleiner werden und schließlich ganz aus ihrem Blick verschwinden würde.

Sie brachten Großmutter Kylyna bis vors Dorf, hier blieben

Nykin Iwanowytsch und Taissa zurück, während Mychailo und seine Mutter die Großmutter noch bis zum nächsten Dorf begleiteten. Dort verlangte Großmutter Kylyna, daß sie umkehren sollten, sie werde schon zu ihrem Nowa Hreblja kommen, ihre Beine tragen sie Gott sei Dank noch. Sie küßte Olena und ging weiter, aber Mychailo blieb an ihrer Seite, weil er ihr noch tragen helfen wollte. Als sie schon ein ganzes Stück gegangen waren, drehten sie sich um – Olena Lewkiwna folgte ihnen ganz langsam. Winkend gaben sie ihr zu verstehen, sie solle zurückgehen, die Mutter blieb mitten auf dem Weg stehen.

Mychailo verspürte in diesem Augenblick, als er sie in dem weißen Schnee, in Reif gehüllt, ganz allein stehen sah, eine solche Zärtlichkeit für sie, daß es ihm schier die Kehle zuschnürte.

Als sie sich verabschiedeten, sagte die Großmutter: „Es kann sein, daß wir uns nicht wiedersehen. Geh aufrecht durchs Leben und fürchte niemand...“ Dabei leuchtete in ihrem Blick all ihre Herzenswärme auf.

Zur Straßenversammlung fand man sich im Haus von Sasont Chrustsch zusammen. Bei Fiona wäre es vielleicht geräumiger gewesen, zumal sie jetzt allein wohnte. Aber Jawdoschka hatte schon (bestimmt nicht ohne den Hintergedanken, daß auch die Männer und die jungen Burschen kommen würden) vor langem gesagt, man sollte die Versammlung doch in ihrem Haus abhalten; bei ihnen sei genug Platz, und sie wären keine knausrigen Gastgeber, würden ihnen vielleicht kein Abendessen auftragen, dafür aber nicht mit Sonnenblumenkernen geizen.

Jawdoschka hatte sich ihr Versprechen mit den Sonnenblumenkernen offenbar gut gemerkt; denn als sich die Nachbarn einfanden, waren schon ein oder zwei Pfannen Sonnenblumenkerne geröstet, deren Duft die Stube erfüllte, und die

eintretenden Besucher schienen an nichts anderes zu denken als an die gerösteten Sonnenblumenkerne.

Sasont Chrustsch freute sich, daß die Nachbarn sich bei ihnen versammelten, und nannte sein Haus „Klub“. Seine Marfa konnte sich um niemand kümmern, hastete von einer Ecke in die andere, enthülste Bohnen, rupfte Federn für ein Kissen.

Olena hatte heute die Zeitungen gelesen, und die Frauen ließen sich gern vorlesen, was in der Welt geschah und was sich in ihrem Land tat. Es hatten sich allerdings wenig Leute eingefunden. Warka war gekommen, weil sie stets tat, worum die Lehrerin sie bat; Fiona und auch Sekleta, Stepan Kuschtas Mutter, saßen mit am Tisch. Sekleta war eigentlich nur gekommen, um sich von Marfa Sauerteig zu borgen, weil sie Brot backen wollte. Man bat sie, nicht gleich wieder nach Hause zu laufen, sondern sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen ein wenig zu reden. Sekleta setzte sich in die Ecke neben den Webstuhl, auf dem schon seit etwa zwei Jahren niemand mehr webte und der nun, verstaubt und mit Spinnweben behangen, griesgrämig neben dem Ofen stand.

Schweigend hörte Sekleta sich an, was Olena Lewkiwna vorlas, und es sah so aus, als nähme sie jedes Wort in sich auf. Aber als die Lehrerin die Zeitungen, die Rayon- und die Gebietszeitung, beiseite legte, sagte Sekleta: „Na, nun erzählen Sie doch mal, was in der Welt los ist! Ich hab zwar eine Lehrerin im Hause, aber von der erfährt man nichts.“

Alle begannen herzlich zu lachen: „Wozu muß man noch mal erzählen, Großmutter, wenn Sie gerade gehört haben, was die Zeitungen schreiben?“

„Je-e-e, das sind Zeitungen. Aber sagen Sie's doch mal mit eigenen Worten!“

Olena Lewkiwna ergänzte also „mit eigenen Worten“. Großmutter Sekleta. „Die haben einen Staatsverstand, und ich hab brauchen Sie nicht zu sagen.“



„Haben Sie alles verstanden?“

„Ob ich's verstanden hab oder nicht, ich weiß auch ohnehin: Überall ist Krieg. Die Menschen können ohne Krieg nicht leben. Solange sie nicht aufhören, sich zu erschlagen, wird's keinen Frieden geben.“

„Sie sollten vor ein Forum der Völker!“ sagte Warka und stützte nachdenklich die Wange auf die Hand. „Dort sollten Sie mal reden!“

„Ich bin nicht dümmer als die, die da sitzen“, sagte Großmutter Sekleta. „Die haben einen Staatsverstand, und ich hab meinen eigenen. Die sprechen das eine aus, verschweigen das andere, aber ich würde alles sagen, denn was kann mir schon passieren – in meinem Alter.“

„Wißt ihr schon, daß wir keinen Popen mehr haben – daß Väterchen entlassen ist? Bin heute seiner Jaryna begegnet, und die hat's mir erzählt.“

„Wie denn entlassen? Aus der Kirche?“ fragte ungläubig Sasont Chrustsch, der einzige Mann in der Versammlung. „Er ist doch kein Buchhalter, den man feuern kann!“

„Buchhalter ist er nicht, aber entlassen haben sie ihn. Ich weiß es von Jaryna.“

Das interessierte alle sehr – diese Neuigkeit war ganz frisch und hatte sich in Medwynez noch nicht herumgesprochen.

„Weil er nicht mit seiner Angetrauten lebt und Jaryna von ihm ein Kind hat. Den Jungen hat er doch auf seinen Namen eintragen lassen, ihn als seinen Sohn anerkannt. Der Junge ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, er guckt auch ganz wie Väterchen.“

„Rausgeworfen haben sie ihn?“ Warka konnte es nicht glauben.

„Jaryna hat's mir selber gesagt, hab sie getroffen, als ich hierher gegangen bin. Ich fragte sie, wie's Väterchen geht, ob

er sehr niedergeschlagen ist. Nein, sagte sie, es macht ihm gar nichts aus, er lacht nur.“

„Ein tapferer Kosak!“ rief Sasont Chrustsch begeistert aus. Nach einer Weile fragte er: „Ein Kosak ist er, aber als was wird er nun arbeiten? Kader sind überall knapp, Popen auch. Aber ob sie ihm eine neue Kirchengemeinde geben? Was meinen Sie, Olena Lewkiwna?“

Alle wandten sich der Lehrerin zu und warteten, was sie wohl sagen werde, als hinge das weitere Schicksal des Popen von ihr ab.

„Woher soll ich das wissen?“ antwortete sie. „Selbst wenn er eine neue Gemeinde bekommt – ob er dann überhaupt von hier fortziehen will? Ich glaube kaum. Er hat doch nun ein Kind, und es ist auf seinen Namen registriert.“

„Jaryna hat auch gesagt“, bestätigte Fiona, „Väterchen hätte erklärt, er werde nicht woanders hinziehen. Denn unser Dorf und die Menschen hier gefallen ihm.“

„Aber er ist schließlich nicht irgendein Bauer, der in den Kolchos gehen kann!“ gab Warka achselzuckend zu bedenken. „Er ist doch ein gebildeter Mann, und in der Schule wird man ihn doch nicht als Lehrer einstellen. Und ins Kolchosbüro wird man ihn sicherlich auch nicht stecken, weil er immerhin ein ehemaliger Pope ist.“

„Mir sind schon alle möglichen abgedankten Popen übern Weg gelaufen.“ Sasont Chrustsch schmunzelte. „Einer war Rechnungsführer in einem Beschaffungskontor, ein anderer hat Stiefel genäht und besohlt.“

Niemand konnte sich allerdings vorstellen, daß ihr Väterchen Schuhmacher oder Schneider werden könnte.

„Er wird zu Hause bleiben, ein bißchen in sich gehen“, sagte Fiona, „alle werden sich daran gewöhnen, daß er nicht mehr Pope ist, und dann wird man weiter sehen. Schaut ihn euch doch nur an – er ist gesund, gut bei Kräften. Im Krieg hat er nicht

an der Front gekämpft und nicht im Kolchos gearbeitet, aber immer sein Brot gehabt. Na, wie hat er da nicht seine Kräfte schonen können? Der kann arbeiten, sage ich euch. Jaryna hat zwar noch den Großvater bei sich, der kann vom Brunnen Wasser oder Holz aus dem Wald holen. Aber Väterchen drückt sich auch nicht vor der Arbeit. Neulich hat er mit dem Großvater einen Zaun rings ums Haus aufgestellt – ihr staunt, wenn ihr den seht!“

„Er hat sich von der sündigen Welt abgezäunt, um weniger davon zu sehen“, warf Sasont ein.

„Vielleicht lassen Jaryna und er sich nun auf dem Standesamt registrieren und heiraten?“ sagte Warka, ohne sich an jemand bestimmten zu wenden.

„Der Heilige und die Hure“, brummelte Sasont belustigt, und Marfa funkelte ihn erbost an.

„Oh, liebe Leute!“ Großmutter Sekleta schüttelte bekümmert den Kopf. „Was soll denn nun werden? Wenn diejenigen, die dazu bestellt sind, nach dem Rechten zu sehen, eine solche Strafe über den Menschen heraufbeschwören? Wo soll man denn Gott suchen, wenn auch unter seinen Dienern Lüge ist?“

Als sie hinausgegangen war, sagte Warka: „Sie ist alt, sie braucht Gott und einen Popen, ob der Pope nun ein Kind mit einer anderen Frau hat oder nicht.“

Jawdoschka kehrte aus dem Klub zurück, und alle rüsteten zum Aufbruch. Es war zwar noch nicht spät, wurde aber doch allmählich Zeit, nach Hause zu gehen. Jawdoschka hielt die Lehrerin an der Schwelle zurück, legte ihr die Hand auf den Arm, und an ihrem Blick – er war nicht so scharf wie sonst, sondern weicher – las Olena Lewkiwna ab, daß das Mädchen ihr etwas sagen wollte.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Jawdoschka holte aus dem Küchenregal unter einer Zeitung eine Fotografie hervor und

zeigte sie der Lehrerin. Von der Fotografie blickte Olena Lewkiwna ein stupsnasiges, braungebranntes Gesicht entgegen. Das Haar war glatt gekämmt, der Blick verschlossen, stolz. Aber wie wichtig sich der junge Mann vorkam!

„Wer ist das?“ fragte sie und warf einen Blick auf Sasont Chrustsch. Der tat, als hörte er nichts, doch sah man ihm an, daß er sich freute, und Marfa zeigte ebenfalls ein zufriedenes Lächeln.

„Das hat mir einer geschickt...“ Jawdoschka wollte nicht mit der Sprache heraus. „Wie finden Sie ihn? Wie ist Ihre Meinung?“

„Meine Meinung“, murmelte Olena Lewkiwna unbestimmt. Sie wußte nicht, was Jawdoschka von ihr erwartete.

„Was für ein Mensch ist er?“ fragte Jawdoschka.

„Ein Mensch wie tausend andere“, antwortete Olena Lewkiwna ausweichend. „Noch jung, wie man sieht.“

„Jung ist er“, bestätigte Jawdoschka. „Achtunddreißig ist er, hat er geschrieben. Vielleicht schwindelt er auch, die Männer sind ja heutzutage so gerissen.“

„Er schwindelt sicher nicht“, sagte Sasont.

„Er scheint ein zuverlässiger Mensch zu sein“, sagte Olena Lewkiwna schließlich, während sie das Foto zurückgab. „An seinen Augen sieht man, daß er streng, aber wahrscheinlich gerecht ist.“

Jawdoschka freute sich. „Das werd ich ihm so schreiben, wie Sie's gesagt haben. Daß er zuverlässig und gerecht ist. Ich wußte einfach nicht, was ich ihm schreiben soll... Kushta meint nämlich, er sei ein durchtriebener Mensch. Aber kann man denn einem Menschen so was schreiben? Warka hat er nicht gefallen, weil er so aufgeplustert aussieht, als ob er den ganzen Tag mit einem Dienstwagen herumfährt. Ich schreibe, wie Sie gesagt haben, daß er zwar streng, dafür aber gerecht zu sein scheint.“ Plötzlich huschte ein Zweifel über ihr Gesicht.

„Doch vielleicht wird ihm das nicht gefallen – daß er streng wirkt?“

„Schreib, du hältst ihn für gerecht“, rief Marfa.

Olena Lewkiwna verließ das Haus und nahm einen Hauch der Freude mit sich, die sie in der Familie Chrustsch empfunden hatte.

Am Sonntagmorgen machte sich Olena Lewkiwna auf den Weg in die Rayonstadt, um einen Ladenbummel zu machen und sich auf dem Markt umzusehen, weil Taissas Schuhe ganz abgetragen waren. Natürlich könnte man sie noch flicken und Taissa sie noch eine Zeitlang tragen. Aber Taissa tat ihr leid, sie war doch schließlich ein Mädchen. Olena wollte ihr gern hübsche, vielleicht chromlederne Schuhe kaufen. Aber bekommt man solche zu einem annehmbaren Preis? Ihr Mantel war unter den Achseln auch geflickt und der Fuchspelzkragen durchgescheuert. Doch mit dem Mantel mußte sich das Mädchen noch gedulden. Für Mychailo mußte sie versuchen, eine neue Hose oder auch eine neue Jacke aufzutreiben; denn der Junge murrte bereits, daß sie nur für Taissa sorgten. Aber er war ein Junge, er würde mit dem, was er hatte, über den Winter kommen, und im Frühling, wenn er in die siebente Klasse kommt, würden sie auch ihm neue Sachen kaufen.

Sie verließ das Haus. Der Wintermorgen schien nach frischen, kalten Melonen zu duften, und er knirschte auch so wie Melonen, wenn ein kräftiger Mann sie in die Hände nahm und zusammenpreßte, um zu hören, ob sie reif sind. Am Abend zuvor hatte anscheinend jemand auf ihrer Straße Stroh vom Feld gefahren, Gerstenstroh; gelbbraune Halme, die ihren Glanz schon verloren hatten, lagen im Schnee.

Hinter dem Dorf ging die Sonne auf, und der Schnee auf den Feldern, der sich bislang wie eine graue Decke darüber gebreitet hatte, bekam auf den Hügeln, bald heller, bald dunkler, einen

bläulichen Schimmer und gleißte in der Sonne silbrig weiß. Dieses silberweiße Gleißeln und die zartblauen Schatten des Wintermorgens auf dem Feld schienen ein geheimnisvolles Eigenleben zu führen, und Olena Lewkiwna beobachtete das Spiel der Farben und die Schneedecke, auf der das Blau schmolz, das im Schein der Sonne immer lichter und weißer wurde... Heute wird ein schöner Tag, dachte sie. So müßte das Leben immer sein.

Hinter ihr ertönte das Motorengebrumm eines Lastautos. Ohne sich umzusehen, ging sie am Straßenrand weiter. Das Lastauto bremste neben ihr, sie hörte Mädchenstimmen und Lachen. Da blickte sie auf. Vom Wagenkasten lachten ihr ein Dutzend junge Mädchengesichter entgegen. Alles Medwynezer. Die Mädchen hatten sich ihre besten Sachen angezogen, trugen alle bunte Kopftücher, ihre Wangen waren vom Fahrtwind gerötet. Feldblumen, dachte Olena Lewkiwna, die reinsten Feldblumen.

Im Fahrerhaus saß die Vorsitzende. Sie öffnete den Wagenschlag und fragte: „Olena Lewkiwna, wollen Sie nicht mit uns zur Rayon-Olympiade des Volkskunstschaffens fahren?“

„Zum Rayon?“ Olena Lewkiwna besann sich. „Oh, zu der Olympiade müßte ich ja auch, danke!“

Kräftige, schwielige Hände streckten sich ihr entgegen und halfen ihr, auf den Wagenkasten zu steigen. Die Mädchen rückten auseinander und machten ihr in der Mitte, wo es am wenigsten wehte, einen Platz frei. Ehe es sich Olena Lewkiwna versah, saß sie inmitten ihrer ehemaligen Schülerinnen, die nun im Schweine- oder im Rinderstall des Kolchos arbeiteten. Sie entdeckte Ljuba Plischak, Andri Saks Frau, und ihr fiel ein, daß ihr Mann sie vor kurzem erst ins Rayonkrankenhaus gebracht hatte. Besorgt prüfte sie Ljubas Aussehen. Aber Ljuba war fröhlich, sie lachte und scherzte mit den anderen, und die Lehrerin freute sich im stillen, daß für sie alles so gut abgelaufen war.

Von der Seite beugte sich Jawdoschka zu ihr. (Ihr Kragen war aufgeknöpft, damit die vielen Perlen und die Korallen zu sehen waren, die ihre Mutter ihr nicht zum erstenmal geliehen hatte.) Als sie die Lehrerin ansprach, entströmte ihrem Atem der Duft gerösteter Sonnenblumenkerne. „Wenn Sie in unserem Chor mitsingen, dann kann keiner die Medwynezer Mädchen überunden, und wir kommen auf den ersten Platz!“

„Aber Jawdoschka, wie könnte ich denn mit euch mitsingen?“

„Wer sollte sonst singen, wenn nicht Sie?“ Die zungenfertige Jawdoschka fing an zu lachen, und alle auf dem Wagen brachen in schallendes Gelächter aus.

Dann sangen sie.

„Schlaf das Flötchen bei dem Flötchen,  
nahm dem Flötchen weg das Höschen,  
he, spiel Flötchen, spiel!“

Ein zweites und ein drittes Lied stimmten sie an – so fuhren sie durch das Land, durchs Nachbardorf und aufs neue durch hügelige Felder. Während Olena Lewkiwna den Mädchen lauschte, staunte sie immer mehr, woher diese soviel Lieder kannten, und nicht nur die, die jeden Tag im Radio zu hören waren, sondern auch alte Lieder, die nicht einmal sie, obwohl sie älter war, alle gehört hatte. Sie hatten sie von ihren Müttern und Großmüttern. Von dem Kahn sangen sie, der durch den Tau fährt, und von Marussyna, die trauernd in ihren Zopf weint... Von dem Teufelskraut, das dem Liebsten das Gedächtnis nimmt und ihn den Namen seines Mädchens vergessen läßt... Von dem gelben Sand, durch den sich zwei Spuren ziehen... Und die Lieder fuhren, als wären sie lebendige Wesen, mit ihnen – mit den Mädchen, mit Olena Lewkiwna und der grüblerischen Vorsitzenden im Fahrerhaus – durch die winter-

lichen weißen Felder, durch die Reinheit und Festlichkeit dieses herrlichen Tages.

Das Lastauto hielt vor dem Kulturhaus des Rayons, und Olena Lewkiwna beschloß, zuerst zum Markt zu gehen. (In die Läden würde sie immer noch zeitig genug kommen.) Auf der Straße hasteten Menschen mit Bündeln und Körben vorüber, einige führten an Stricken Kälber und Kühe mit sich. Auf Wagen und Schlitten lagen Säcke mit Schweinen, Kartoffeln und Korn. Eine junge Frau trug einen Korb, aus dem plötzlich laut und vernehmlich ein Hahn krächte, die Vorübergehender drehten sich zu ihr um und lächelten. Langsam zog ein Pferd einen Korbschlitten mit leuchtenden Töpferwaren; aus einer Seitenstraße bog eine Frau in die Hauptstraße ein, die ein Bündel Rutenbesen auf dem Rücken trug.

Vor dem Eingang zum Markt traf sie eine Medwynezerin, Sofija, Pschenytschnys Frau. Sofija freute sich, als sie die Lehrerin erblickte, sie wechselten einige Worte miteinander, und es stellte sich heraus, daß sie beide Schuhe kaufen wollten.

„Ein Paar Chromlederne hab ich, und das reicht“, sagte Sofija. „Denn wann trage ich sie? In den Klub gehe ich nicht. Zu Besuch gehen wir auch selten. Und da schimpft er mit mir, daß ich nicht genügend auf mich achte. So ein Kindskopf!“

Sie gingen zwischen den Ständen hindurch, an denen Zwiebeln, Bohnen, Hirse und Graupen, in Säcken und Taschen alle möglichen Waren angeboten wurden, und blieben bei den Leuten stehen, die Kleidungsstücke, getragene und neue, Konfektionsware und selbstgeschneiderte, verkauften. Ein Mann hatte sogar – mitten im Winter – einen Strohhut zum Verkauf mitgebracht, ein komischer Kauz. Dahinter standen die Schuhhändler. Sie verkauften nicht nur Schuhe, sondern auch Leder, fertige Schäfte und Sohlen. Sofija fand sofort Stiefel, die ihrem



Geschmack entsprachen, und probierte sie an. Sie saßen wie angegossen! Aber sie wollte sie nicht nehmen, weil sie so teuer waren. Inzwischen entdeckte Olena Lewkiwna ein Paar recht hübsche Schuhe für Taissa, sie hatten auch die richtige Größe. Sie wollte sie schon nehmen, ohne zu handeln, da zupfte Sofija sie am Ärmel, als wollte sie sagen: Warten Sie noch, nicht so hastig, ich werde den Preis runterhandeln!

Und sie begann so geschickt mit dem Mann zu handeln, lächelte ihn so liebreizend an und lenkte seine Aufmerksamkeit auf alles mögliche, so daß der Mann schließlich zwar nicht fünfzig Rubel, wie sie gewollt hatte, aber immerhin dreißig Rubel Preisnachlaß gewährte. Als Sofija, die gekaufte Ware in der Hand, von dem Verkäufer zurücktrat, bedauerte der Mann sichtlich, daß sie schon ging.

„Mit einem Mann muß man's nur so machen“, belehrte Sofija die verlegen gewordene Lehrerin. „Man nähert sich ihm behutsam und unterhält sich nett mit ihm, dann schmilzt er wie Wachs.“

Zwischen den Bekleidungsständen begegneten sie Pawlo Pschenytschny. Wie sich herausstellte, war er ebenfalls zur Rayonstadt gekommen und hatte nur zuerst einen Bekannten besucht, bei dem er etwas erledigen mußte. Nun wollte er auf dem Markt sehen, was seine Frau hier kaufte. Als er erfuhr, daß sie jene Stiefel nicht gekauft hatte, tauchte er gleich in der Menschenmenge unter und fand bald die Stiefel, die Sofija so gefallen hatten. Der Verkäufer wollte aber keine Kopeke im Preis nachlassen, da verzichtete Pawlo Pawlowytsch darauf zu handeln und sagte zu seiner Frau, sie solle das Geld herausholen und bezahlen. Zu Olena Lewkiwnas großem Erstaunen versuchte auch Sofija nicht mehr zu handeln und bezahlte widerspruchslos. Aber in der Art, wie sie das tat, gab sie zu verstehen, daß man die Schuhe eigentlich nicht hätte zu kaufen brauchen, soviel Geld unnütz ausgegeben hatte, ihr die

alten Schuhe genügten und daß sie nur ihrem Mann zuliebe nachgab.

Nachdem Olena Lewkiwna eine Velvetonjoppe für Mychailo gekauft hatte, bummelten sie noch eine Weile zwischen den Verkaufsständen umher und verließen dann den Markt.

Pschenytschny freute sich über die Neuanschaffung für seine Frau. Er trug in jeder Hand einen Stiefel und schwenkte die Stiefel hin und her. Bald schnupperte er daran, bald fuhr er mit dem Fingernagel über die Sohle, bald schaute er, wie in einen Spiegel, die blinkenden Schäfte an. Er konnte sich nicht genug darüber freuen, daß seine Sofija sie bald tragen würde.

„Meine Sofija hat Ihnen wohl noch nichts erzählt?“ wandte er sich an Olena Lewkiwna. „Auch gut, dann sag ich's selber. Ich ziehe demnächst ins Rayonzentrum . . .“

„Wieso?“ fragte Olena Lewkiwna verständnislos.

„Wir werden hier wohnen, stimmt's, Sofija?“ sagte er und umfaßte ihre Schultern. Sofija blickte um sich, ob jemand sie beobachtete, und streifte seine Hand ab. „Wir werden hier nicht nur wohnen, sondern auch Arbeit bekommen.“

Die Neuigkeit überraschte Olena Lewkiwna.

„Wann wollen Sie denn umziehen?“ Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Werden Sie hier als Lehrer in einer Schule anfangen?“

„Nein, nicht in einer Schule. Ich gehe in die Rayonbibliothek, der Platz ist gerade frei geworden. Für meine Sofija wird sich auch eine Arbeit finden.“

„Das verstehe ich nicht.“ Olena Lewkiwna konnte es immer noch nicht fassen.

„Was gibt's da nicht zu verstehen?“ Pschenytschny lachte unbekümmert, daß seine Pausbacken bebten. „Sie erinnern sich an die Methodikberatung, bei der man mir von allen Seiten zugesetzt hat . . . Wissen Sie noch? Ich hatte auch vorher schon gewußt, daß aus mir kein richtiger Lehrer mehr wird.“

„Fällt Ihnen der Abschied von der Schule nicht schwer?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Und wie!“ stieß er aufrichtig hervor. „So viele Jahre! Ich hab mich an sie gewöhnt... Aber ich werde mich auch in eine andere Arbeit hineinfinden...“

„Und du wirst sie auch lieb gewinnen“, fügte Sofija hinzu.

„Aber können Sie denn jetzt so einfach gehen – mitten im Schuljahr? Sie müßten für einen Ersatz sorgen. Aber einen finden?“

„Ein Ersatz ist da.“ Pschenytschny lächelte düster. „Unsere Walja Nejishchlib, die Pionierleiterin. Sie wird bald mit ihrem Fernstudium fertig.“

„Und wie wird es mit der Wohnung?“ fragte Olena Lewkiwna.

„Ich tausche.“

„Wer wird denn vom Rayonzentrum nach Medwynez tauschen?“ fragte Olena Lewkiwna skeptisch.

„Hab schon jemand gefunden. Brauchte gar nicht weit zu gehen.“ Er setzte eine geheimnisvolle Miene auf. „Skrypka wird in unser Haus ziehen, und wir übernehmen sein Häuschen!“

„Sie scherzen...“

„Im Ernst! Sein Haus ist ziemlich schlecht und alt, also war er mit unserem einverstanden. Er hat es satt, ständig hin- und herzufahren; er möchte irgendwo Wurzeln schlagen. Natürlich findet man nicht alle Tage solche komischen Käuze, die vom Rayonzentrum aufs Land ziehen. Aber er scheint es so zu wollen. Das haben Sie nicht erwartet, was? Ich auch nicht. Ich hatte gedacht, Skrypka würde nur davon träumen, wie er unserem Medwynez den Rücken kehren und über alle Berge entweichen könnte.“

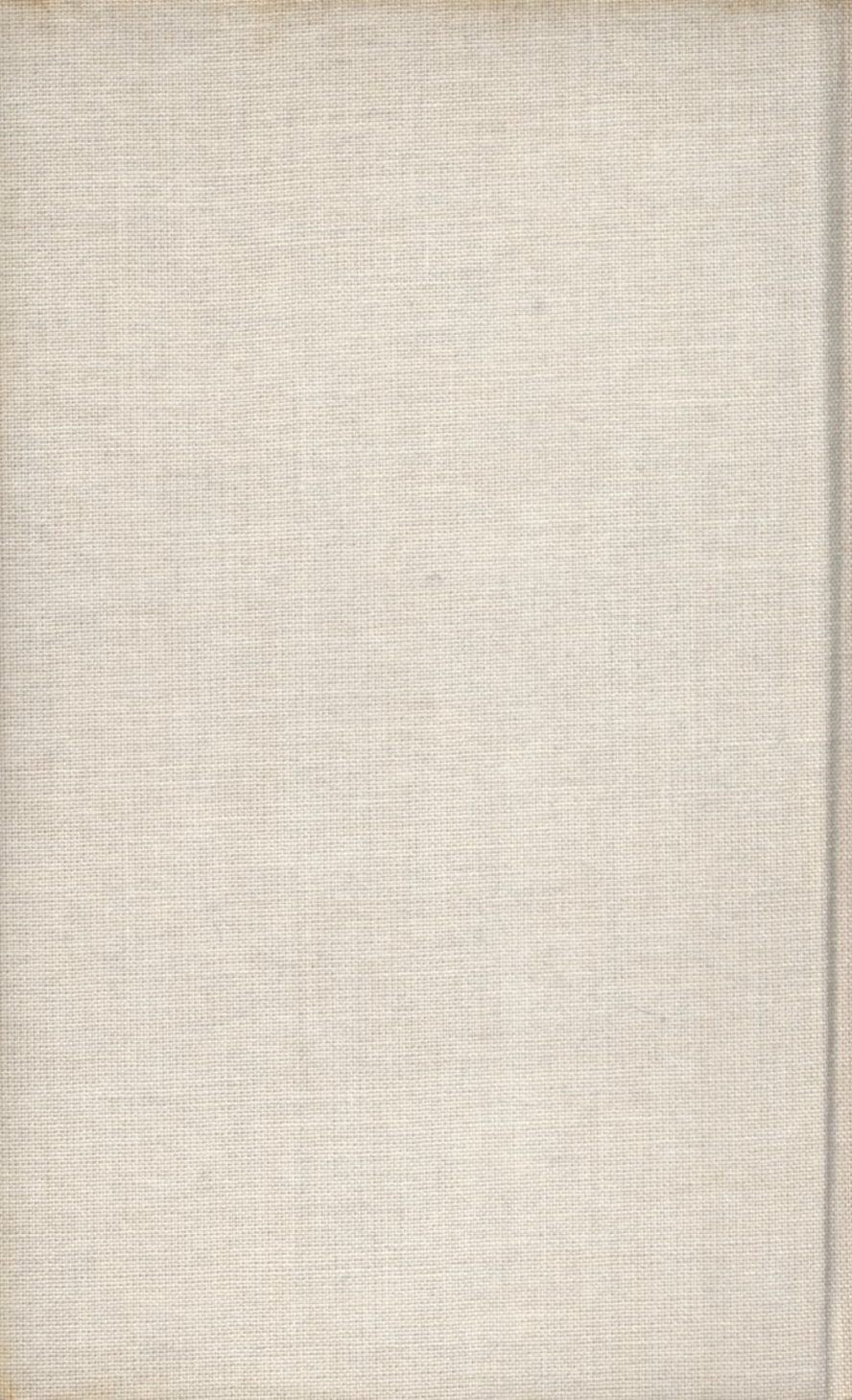
„Wir wissen wenig von ihm, obwohl wir zusammen arbeiten.“ Es klang, als mache Olena Lewkiwna sich selber einen Vorwurf.

„Jetzt gehe ich mit meiner Frau zu unserem neuen Haus, damit sie sich ansehen kann, wo wir in Zukunft wohnen werden.“

Sie trennten sich, jeder ging seines Weges. Nach einer Weile drehte sich Olena Lewkiwna um. Pschenytschny und Sofija bogen in eine Nebenstraße ein, er legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte etwas zu ihr . . . Wehmut überkam Olena. Vielleicht nicht nur deshalb, weil diese beiden Menschen aus ihrem Leben gingen und nicht einfach daraus verschwanden, sondern ein Stück ihres eigenen Lebens mitnahmen.

An der großen Kreuzung wartete sie auf ein Auto, das sie mit nach Medwynez nahm. Mehrere Lastautos, die mit Marktbesuchern und -händlern voll besetzt waren, fuhren vorüber, keins hielt an. Ich werde mich langsam auf den Weg machen, dachte Olena Lewkiwna, vielleicht nimmt mich jemand unterwegs mit. Sie verließ die Stadt, die Felder glitzerten in der Sonne, weithin erstreckten sie sich in blendendem Weiß, nur am Horizont zeichnete sich ein dunkler Waldstreifen ab. Klar und hoch wölbte sich der Himmel, so strahlend blau, daß man kaum zu ihm aufblicken konnte. Je weiter Olena Lewkiwna ging, desto ruhiger wurde sie. Vieles ging ihr durch den Sinn, sie dachte zurück an den herrlichen Morgen, an dem sie zum Markt aufgebrochen und gemeinsam mit den Mädchen auf dem Lastauto übers Land gefahren war, und sie erinnerte sich an das Leben und Treiben auf dem Markt, an die Unterhaltung mit Pawlo Pawlowytsch . . . Aber in ihr meldete sich etwas, das diese innere Ruhe störte . . . Vielleicht Gewissensbisse, weil sie Iwan Hunka und seine Mutter noch immer nicht aufgesucht und sich noch nicht erkundigt hatte, wie es ihnen ging? Sie beschloß, gleich morgen zu gehen. Nach diesem Entschluß spürte sie Erleichterung, und der Tag schien ihr wieder strahlend blau. Sie schritt am Straßenrand entlang, lauschte dem dunklen Sang des Schnees unter ihren Schritten, und plötzlich fiel ihr ein, wie

die ganze Familie (es schien gar nicht lange her, erst gestern gewesen zu sein) im herbstlichen Wald Pilze gesucht, wie die Stimmen der Kinder in der klaren Luft geschallt hatten und wie sie auf einer Lichtung vor einem Pilznest stehengeblieben war, sich hingekauert und gleichsam in den tiefen, stillen, bemoosten Brunnen der Zeit geschaut hatte und ganz unten auf dem Grund ihre Kindheit erblickte. Von dorthier, aus den dunklen Wassern der Vergangenheit, hatte die Kindheit sie mit kleinen blanken Augen im neugierigen jungen Gesicht angesehen.





Jewhen Huzalo wurde 1937 in Staroje Shiwoto (Gebiet Winnyza) geboren. 1959 absolvierte er die Historisch-Philologische Fakultät des Pädagogischen Instituts in Neshin und arbeitete anschließend an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Zur Zeit ist er Mitarbeiter des Kiewer Verlages „Radjansky pysmennyk“. Sein erster Erzählband, „Mensch unter Menschen“, erschien 1962; danach veröffentlichte er unter anderem die Erzählungsbände „Äpfel aus herbstlichen Gärten“ (1964), „Ein Tuch von grüner Seide“ (1966), die Kurzromane „Die Todeszone“ (1967), „Heimatherd“ (1968) sowie die Kindererzählungen „Der Hirsch August“ (1965) und „Im Storchendorf“ (1969). Das vorliegende Werk erschien in zwei Teilen unter den Titeln „Dorflehrer“ (1971) und „Schulbrot“ (1972).

126/10